Das
Vaterlandsbuch.

Illustrirte
Haus- und Schul-Bibliothek
zur
Erweiterung der Heimathskunde
sowie
zur Erweckung vaterländischen Sinnes.

Herausgegeben unter Mitwirkung
von
Director Dr. C. Vogel in Leipzig, | Schulrath Jos. Wenzig in Prag,
und
Friedrich Körner
Oberlehrer an der Realschule in Halle.

Sechster Band.
Geographische Bilder aus dem Königreich Preußen.
II.

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Titel- und Tonbildern.

Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.
1857.



Friedrich der Grosse bei Lissa.

(Nach der Schlacht von Leuthen.)

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Illustrirte geographische Bilder aus Preußen.

Schilderungen aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben.

Zweiter Band.

I.

Vaterländische Bilder aus Schlesien und Posen.

II.

Vaterländische Bilder aus Pommern.

Herausgegeben

von

Friedrich Körner,

Oberlehrer an der Realschule zu Halle.

Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und drei Tonbildern.

Leipzig,

Verlag von Otto Spamer.

1857.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt

zu den

Vaterländischen Bildern aus Schlesien und Posen.

Bilder aus Schlesien.

Die Provinz Posen.

Inhalt

zu den

Vaterländischen Bildern aus Pommern.



Wendischer Hochzeitszug.

III.

Bilder aus Schlesien.

1. Land und Leute.

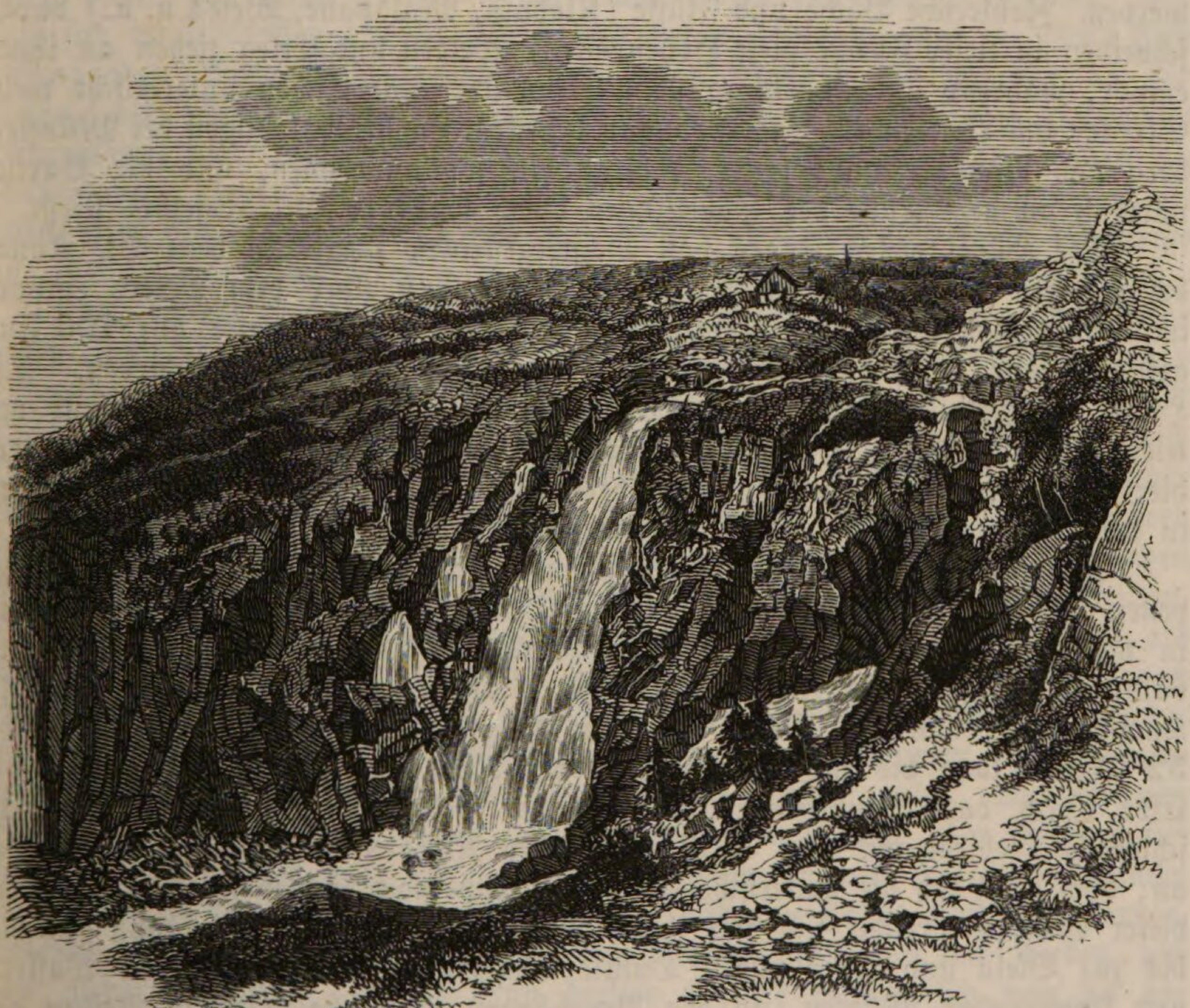
Schlesien, eine der gesegnetsten Provinzen Preußens, ist von der Natur nicht nur mit landschaftlichen Reizen aller Art, sondern auch mit einem solchen Reichthum von Producten ausgestattet, daß auf jeder Quadratmeile Landes etwa 4500 Menschen leben. Eingeklemmt zwischen Böhmen, Mähren, Galizien, Polen, Brandenburg und Sachsen hat aber die 741 □Meilen große Provinz mit 3,151,000 Einwohnern, von denen mehr als ein Drittheil der katholischen Kirche angehört, oft ihren Herrn wechseln müssen, weil ihre Lage es unmöglich machte, eine selbständige Stellung zu behaupten.

In den ältesten Zeiten war Schlesien von Lygiern und Quaden bewohnt, welche mit den deutschen Stämmen nördlich von ihnen gen Süden zogen, so daß nun die nachrückenden slavischen Stämme das Land besetzten, wobei es bald unter mährische, bald unter böhmische und zuletzt unter polnische Oberherrschaft kam. Aus dem Stamme der Piasten erhielt es eigene Herzöge, und etwa 952 ward ihm von glaubenseifrigen Sendboten das Christenthum verkündigt. Im Jahre 1163 erhielten die drei Söhne Wladislaus II. Schlesien als unabhängiges Herzogthum und vererbten es auf ihre Nachkommen, welche allmählich die Theilungen dergestalt fortsetzten, daß es endlich 17 Fürsten im Lande gab, als z. B. die von Breslau, Liegnitz, Glogau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Sagan, Oels, Oppeln, Ratibor, Troppau, Teschen, Jägerndorf u. s. w. Diese Fürsten geriethen indessen unter sich oder mit den Nachbarn häufig in Kriege, welche das Land verwüsteten; dazwischen wurden von ihnen wiederholt Deutsche ins Land gerufen, welche nach und nach so sehr das Uebergewicht erhielten, daß jetzt nur auf dem rechten Oderufer und in einigen Dörfern der Oberlausitz slavisch (wasserpolnisch und wendisch) gesprochen wird. Kaiser Karl IV. machte Schlesien zu einer böhmischen Provinz, und mit Böhmen kam es später an das habsburgische Kaiserhaus. Im Jahre 1675 starb der letzte Piast; etliche sechzig Jahre nachher beanspruchte Friedrich II., gestützt auf den Erbvertrag von 1537, den Friedrich II., Herzog von Brieg, Liegnitz und Wohlau, mit dem Kurfürsten Joachim II. geschlossen hatte, ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz, und erzwang die Anerkennung seiner Ansprüche durch drei glücklich beendigte Kriege. Die dem Lande bereitete Kriegsnoth glich der große König durch eine treffliche Verwaltung aus, so daß von Jahr zu Jahr größerer Wohlstand in die gesegnete Provinz einzog. Nach den Kriegen von 1813—15 ward auch der von Sachsen abgetretene Theil der Oberlausitz mit Schlesien verbunden und die ganze Provinz in drei Regierungsbezirke: Liegnitz, Breslau und Oppeln getheilt.

Schlesien zieht sich fast in gleicher Breite von der Kurmark südöstlich mit abgerundeter Spitze gegen die Gebirgsenkung hin, welche die natürliche Straße nach Ungarn und Mähren bildet. Nur nach Böhmen zu greift die Grafschaft Glatz über die Grenzlinie nach Südwesten zu hinaus. Auf beiden Seiten ist die Provinz von Gebirgen, Vorhöhen und Landrücken umrandet, und von Glogau bis Oderberg durchschneidet sie die Oder — freilich in vielen oft bedeutenden Krümmungen — fast in der Diagonale, so daß die kleinere Hälfte auf dem rechten polnischen Ufer liegt, wogegen das breite Oderthal selbst wie eine langgedehnte Bucht sich in das Land hinein zieht und in einigen Flußthälern selbst weit in die Berge sich erstreckt.

Die Oder fließt mitten in einem finstern Tannenwalde aus einem Sumpf des Leselberges an der Südostecke des Sudetenzuges herab, so daß sie mit ihren ersten Zuflüssen, nicht weit von der Weichselquelle, in einer Höhe von 990 Fuß über dem Meere ihren Oberlauf beginnt. In tief eingeschnittenem Thale braust sie schäumend bis Oderberg, wo sie 588 Fuß über dem Meere in die Ebene ihres Mittellaufes tritt und beruhigt weiter zieht, indem sie, große Umwege

nicht scheuend, sich oft theilt, aus dem mitgeführten Geröll Inseln bildet und von Zeit zu Zeit todte Lachen zurückläßt. In Folge ihrer flachen Ufer hat man sie durch Dämme vielfach eindeichen müssen, so daß sie nur zur Zeit der Schneeschmelze oder bei lang anhaltendem Regen gefährlich wird und, wie wir in den letzten Jahren erlebt, durch Ueberschwemmungen Noth und Schrecken verbreitet. Durch ihren niedrig liegenden Ursprung unterscheidet sie sich von der Elbe, welche als wilder Wasserfall von dem Hochkamme des Riesengebirges herabstürzt, den wir in einem folgenden Kapitel näher beschreiben werden.



Elbfall.

Auf der breiten Thalebene der Oder wechseln Städte und Dörfer, Wiesen und Büsche; finstere Nadelwaldungen umschließen fette Weiden, welche den Saum der Nebenflüsse bilden; Weizen-, Klee- und Rapsfelder dehnen sich zwischen ihnen in langen Streifen aus, wechselnd mit Obsthainen, welche die dunklen Dorfdächer verdecken. Weiter abwärts ziehen sich nicht selten an der Oder und einigen ihrer Nebenflüsse große Eichenwaldungen die Ufer entlang, denen sie dadurch malerische Abwechselung verleihen.

Auf der rechten Oderseite streicht von den Karpathen her der sogenannte

süduralische Landrücken, welcher auch die Tarnowitzer und Trebnitzer Höhen oder das schlesisch-polnische Gebirge genannt wird, bei Leubus über die Oder geht und über Glogau hinüberzieht zum Flemming. Es sind dies breite Bodenanschwellungen mit weitem, ebenem Rücken, dessen sandigen oder thonigen Boden Ackerfelder zwischen dunklen Kieferwaldungen krönen. In den Einsenkungen der Bodenwellen liegen betriebsame Städtchen; dort rauchen Hüttenwerke, dröhnen Hammer- und Walzwerke, und hier erheben sich über die öden Strecken zerstreut die Grubenhütten, in denen Bleiglanz, Galmei, Eisenstein und Steinkohlen zu Tage gefördert werden. Zahlreiche Bäche und Flüsse (Klodnitz, Malapane, Weida u. a.) durchschneiden in tiefer Furche diese Höhenrücken, Weiden und Erlen ziehen an ihnen empor, während anderwärts große Birkenwälder mit Eichen untermischt weite Strecken um Wartenberg und Ramslau bedecken, Buchenwaldungen bei Münsterberg und Nimpsch am Glatzer Gebirge hin sich ausdehnen, und die Bartsch nördlich an dem Fuße des Höhenzuges durch wallende Getreidefelder fließt.

Die Hügel dieses Zuges von Schichtgesteinen steigen in dem St. Annaberge gegen 1300 Fuß, bei Tarnowitz 1050 Fuß über dem Meere empor; im braunkohlenreichen Katzengebirge bei Trebnitz sind sie bereits auf 700 Fuß gesunken und durch das Weida- und Zabirukthal von jenem geschieden. Die Hügel bei Grünberg und Sorau sind noch niedriger. Dürres Haideland mit Kiefern, Sandstrichen, Haidekrautstrecken und Sumpfwiesen erblickt der Wanderer hier und da in der Niederung der Oberlausitz und Niederschlesien. Sie bringen in die gestaltenreiche Landschaft die eintönige Melancholie der Kurmark.

Mannichfaltiger sind die Gebirgsmassen am Westrande Schlesiens, von denen das Riesengebirge, das höchste in Deutschland nördlich von der Donau, in mancher Beziehung an die Alpen erinnert. Die Sudeten erstrecken sich bald als welliges Hügelland, bald als Plateau- und Kesselland, bald als Kammgebirge von der Oder und dem Hügelland des mährischen Gesenkes 32 Meilen lang bis zur Tafelfichte in der Nähe der Thalschlucht, welche die Elbe durch das Sandsteingebirge Sachsens gebrochen hat. Das mährisch-schlesische Gebirge mit dem 4630 Fuß hohen Altvater gehört meist Oesterreich an; doch zieht sich die malerische Zuckmantelkoppe nach Schlesien. Die Plateaux dieser Gruppe breiten sich mit ihren dunklen Nadelforsten die Oppa entlang bis zur Biela und Oder aus. Dunkle Thalgründe mit rauschenden Wassern und klappernden Mühlen, an den Berghängen zahlreiche mächtige Reihen gefällter Bäume, hier und da ein Gebirgsdorf aus Holzhäusern mit Schindeldächern geben diesen Gegenden den stillen Reiz der Waldeinsamkeit.

Ziehen die Ausläufer der Bodenwelle des mährischen Gesenkes bis Oderberg, Leobschütz, Ziegenhals und Weidenau hin, so erreichen die Sudeten im engern Sinne eben nur bei Zuckmantel die schlesische Grenze. Dagegen entfaltet der Gebirgskessel der Grafschaft Glatz die mannichfaltigen Schönheiten einer vielgestaltigen Berglandschaft. Rings ist sie von Gebirgswällen umschlossen, durch welche nur an vier Stellen bequeme Straßen ins Land führen. Außerdem vereinigen sich die vier rauschenden Gebirgsflüßchen in der tiefen

Thalfurche der Neiße, welche in ihrem Laufe von Süden nach Norden die Grafschaft der Länge nach durchschneidet. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf den saftigen Wiesen, den Aeckern, Dorfschaften, bewaldeten Hügeln bis hin zu den aufragenden Bergen. Dort am Wege, an einem Brunnen, auf den Brücken oder unter Bäumen schreitet, das Kreuz schlagend, der fromme Bewohner dieser Gegenden am Crucifix oder dem Standbild eines Heiligen vorüber, während von der Kapelle auf grünem Hügel der Vesperglocke Silberklang tönt. Ein Stück Stillleben mit allen Reizen einer Berglandschaft! Da zieht sich im Nordosten der Grafschaft das Eulengebirge hin mit der 3082 Fuß aufragenden hohen Eule, zwischen der obern Weistritz bis Wartha an der Neiße, als schmaler auf- und absteigender Rücken oder als kurze gekrümmte Bergreihen, und trägt auf seinem über 2000 Fuß hohen Ostende die Festung Silberberg. Jenseit der Neiße dehnt es sich als schlesisches Grenzgebirge mit 2500 Fuß hohen Kuppen und dem fast 2800 Fuß hohen Heidelberg bis Neiße und Jauernik aus, indem es nach Norden und Süden seine Ausläufer sendet.

Im Süden der Grafschaft steigt das Glatzer Schneegebirge steil über 4000 Fuß Meereshöhe empor und gewährt von dem 4400 Fuß hohen großen Schneeberge dicht an der Grenze eine großartige Rundschau. Mitten auf der 8200 Ruthen großen Gipfelplatte treffen die Grenzen von Glatz, Böhmen und Mähren zusammen. Am Rande der Platte, die im Sommer mit blumiger Wiese bedeckt ist, reicht der Blick über Schlesien bis Breslau, über Mähren bis Olmütz, tief nach Böhmen hinein und weit entlang über die schlesischen Grenzgebirge wie über die reizenden Thäler der Neiße, Biele und Steinau. Drunten aber stürzt aus der engen Spalte eines westlichen Seitenthals als schönster Wasserfall der Sudeten der Wölfelsbach unfern dem Bade Langenau schäumend herab: tobend schießt der wasserreiche Bach von Klippe zu Klippe, stürzt sich über Felsenblöcke, verschwindet unter dichten Bäumen, stürmt dann weiter unten wieder hervor und schwingt sich endlich unter einer eisernen Brücke aus einer 12 Fuß breiten und 40 Fuß tiefen Spalte über 70 Fuß tief hinab in einen 170 Fuß weiten Kessel. Schäumend und brausend taumeln die Wogen in dem Kessel, den 60 Fuß hohe schwarze Felsen finster umstarren, während ein duftiger Regenbogen an dem Schaumstaube hin und wieder, auf und nieder schwankt. In 13 Fuß breiter Spalte drängt sich von da der Bach zwischen 100 Fuß hohen Felswänden weiter hinab nach Wölfelsdorf, an zierlichen Sennhütten, Dörfchen und finsteren Waldbergen vorüber, um Kurgäste zu lohnenden Ausflügen in seine Berge zu locken.

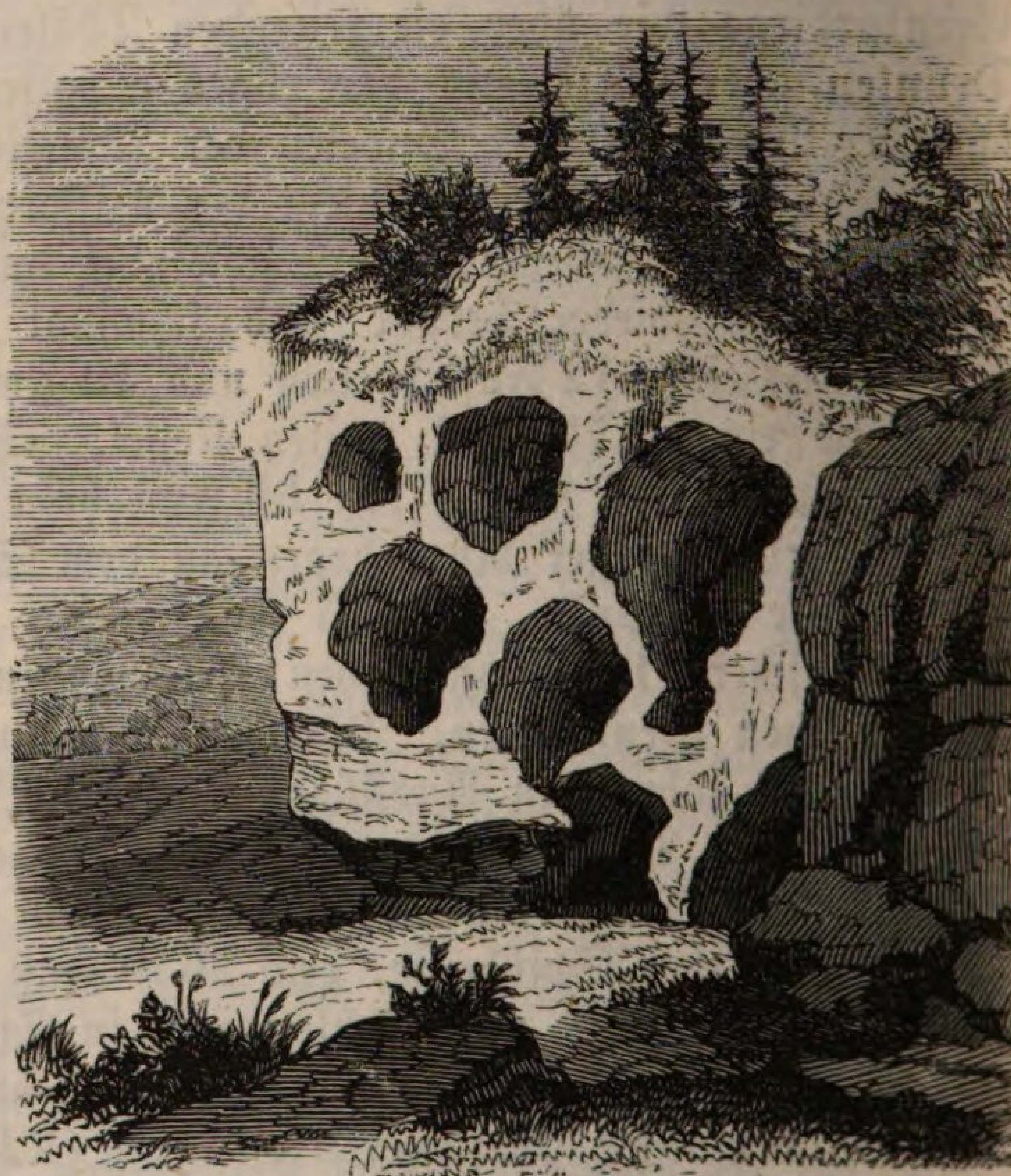
Von der Weistritz bis zum Bober dehnen sich die Hügelreihen und Berggruppen der Schweidnitzer Gebirge mit dem 2930 Fuß hohen Heidelberg, dem 2770 Fuß hohen Spitzberge, dem 2630 Fuß hohen Hochwald und dem Sattelwald aus, indem sie nach Schlesien zu in Stufen sich absenken, nach Westen zu sich an die Adelsbacher Sandsteinfelsen anlehnen. An der Südspitze von Glatz zieht der böhmische Grulicher Klosterberg (2290 Fuß) nach Nordwesten, wo er an das 1500 Fuß hohe Plateau reicht, an welchem das 1 Meile breite Habel-

schwerdter Gebirge grenzt, dem südwestlich die böhmischen Kämme parallel laufen, und welches als vielfach zerschnittenes Plateau (2600 Fuß) den steilen Westrand der Neiße bildet. Weiter nach Nordwesten stößt es an das moorige Hochland der Seefelder (2300 Fuß), über welche hinaus die Mense 3300 Fuß sich erhebt; dann sinkt es schnell zum Paß von Nachod herab, in dessen Nordwesten die steile Bergplatte der Heuscheuer (2200 Fuß) mit den 2900 Fuß hohen Spitzen „der großen und kleinen Heuscheuer" wie des Spiegelberges sich bis zum Riesengebirge ausdehnt, indem es das Waldenburger Gebirge mit seinen phantastischen Sandsteingebilden, Porphyrkegeln und Steinkohlengruben bis zur Weistritz und dem Eulengebirge sendet.



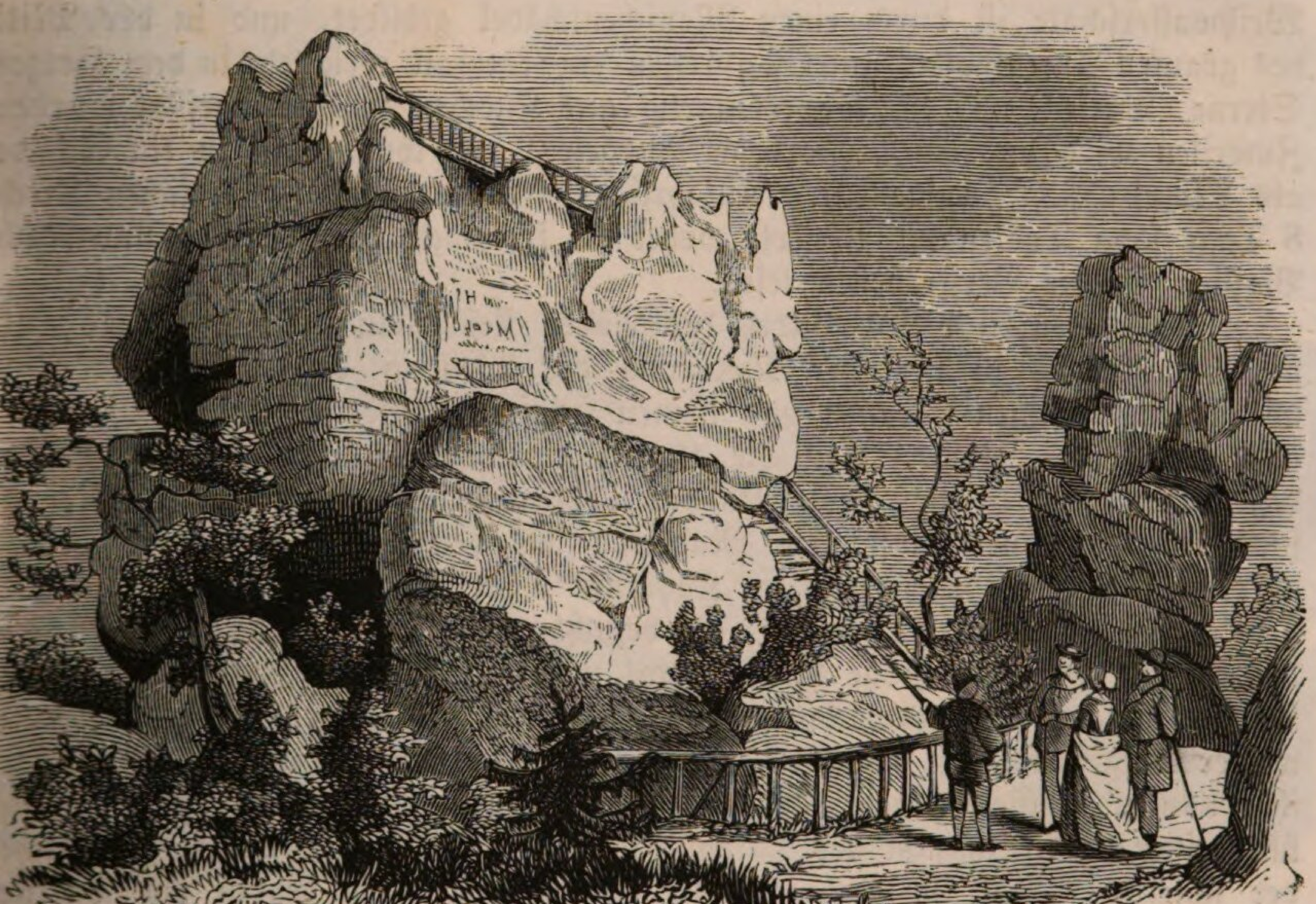
Auf der Höhe der Heuscheuer.

Besonders reich an romantischen Felspartien ist dieses Sandsteingebirge. An den Thalrändern ragt der Fels zerborsten und zernagt empor, indem die zerstreuten Felskolosse in wundersamer Gestalt den Thalrand wie eine verzauberte Welt umgeben. Oder es sind diese Blöcke ins Thal hinabgestürzt, wo sie der Bach umrauscht, während auf ihrer Höhe der Wind durch die Birken und immergrünen Tannen streicht und Farrnkraut neugierig von dem Felsblock in den Bach schaut. Schattige Waldgründe, schroffe Hänge und rauschende Bäche wechseln mit einander, und über dieses Gewirr von Klippen, Flächen und Schlünden hebt sich,



Felsenwand an den Leiserhäusern.

erst abschüssig, dann 100 Fuß senkrecht, der zerklüftete Steinkoloß der Heuscheuer. Eine Treppe, die zwischen Klüften hin sich windet, über Abgründe sich schwingt, bald steil, bald schräg aufwärts steigt, führt zu ihr empor. Da geht es vorbei an den „klingenden Steinen", d. h. an zwei kegelförmigen Löchern der Steinwand, die einen hellen Ton geben, wenn man daran schlägt; weiter hinauf kommt man zu der Platte des Tafelsteins, die nach allen Seiten senkrecht abfällt. Dort gewährt ein Kiosk eine angenehme Rast, um Kräfte zur Ersteigung einer noch höhern Platte zu sammeln. Treten wir an deren Geländer, so sehen wir tief unter uns einen jähen Abgrund, dessen schlanke Tannen von oben herab nur die Größe des Buchsbaums zu haben scheinen: weit liegt das



Der Großvaterstuhl.

Land dem Blicke geöffnet wie ein Bilderbuch, und über Berge und Thäler, Städte und Dörfer schweift das Auge bis Görlitz, und das vielfache Echo erhöht den Zauber dieses Standpunktes.

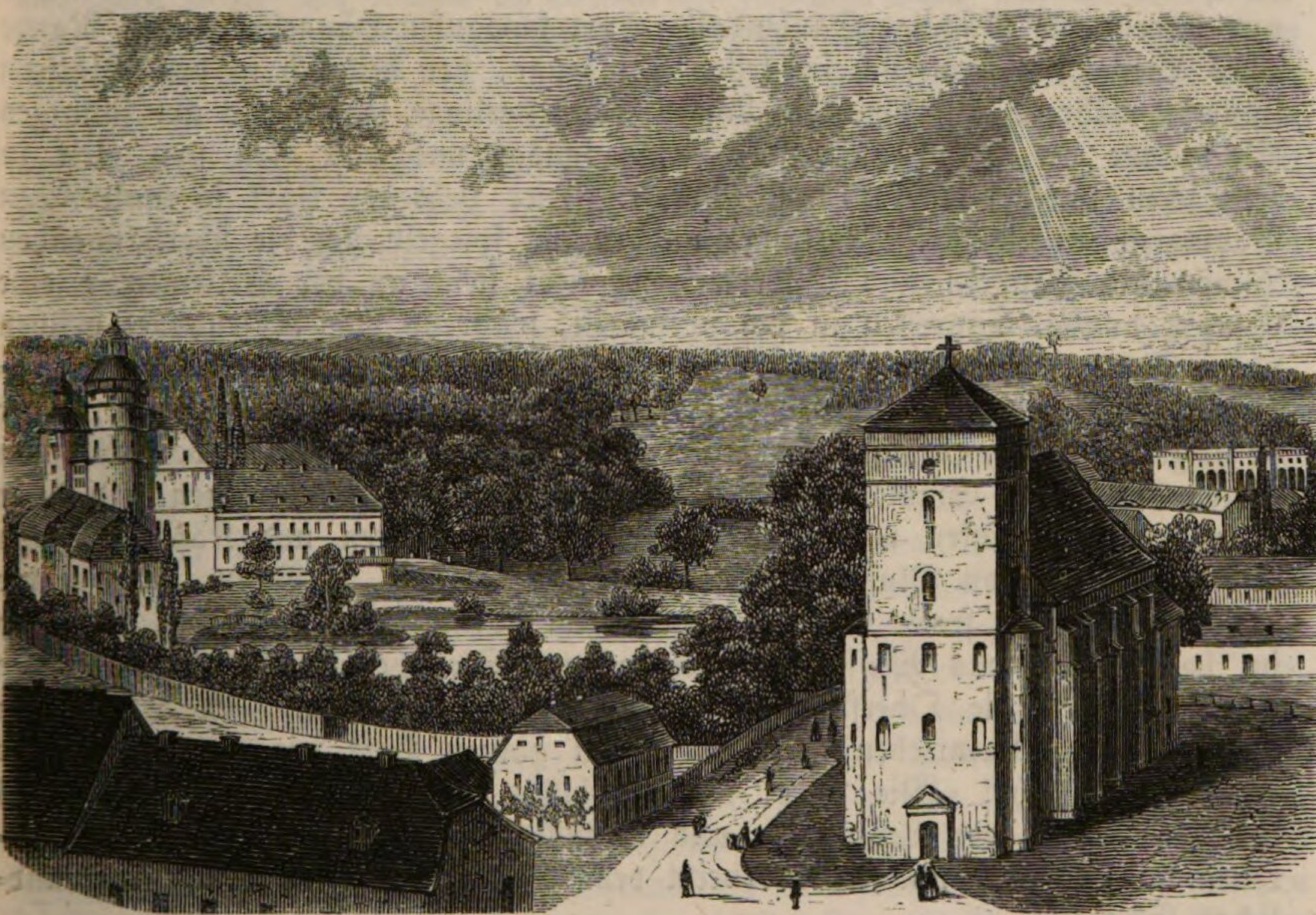
Doch immer höher klimmen die treppenartigen Fußsteige vorbei an seltsamen Steingebilden, welche, phantastischen Gestalten einer untergegangenen Schöpfung gleich, auf den Wanderer niederschauen, bis man endlich zwei nackte Felsklippen als die höchsten Spitzen der „Heuscheuer" erreicht. Es sind einige über einander gelagerte Sandsteinblöcke mit einer balkonartigen Spitze, die einer Mauerkrone nicht unähnlich sieht. Eine Treppe führt hinauf, und ein Geländer umfaßt den obern Rand des Großvaterstuhls, wie man die größere

Masse des Steinklumpen nennt. Frei schweift der Blick über die dunklen Bergwälder hinab nach den wild romantischen öden Heidebergen mit dem wilden Loche und den öden Gassen zwischen Sandsteinkolossen, nach dem reizenden Badeort Kudowa und nach dem Dorfe Deutsch-Tscherbenei, dessen Beinkapelle als eine Sehenswürdigkeit die Reisenden anzieht. Da siehst du mit Todtenknochen verzierte Altäre, während der Fußboden, auf dem wir hinschreiten, mit 24,000 Schädeln gepflastert ist; am Hochaltare grinzt dir ein vollständiges Skelett entgegen; Decken und Wände sind mit Knochen und Schädeln bedeckt und an den Seitenaltären die Engel des Todes und Gerichts abgemalt. Ebenso ist die unterirdische Kapelle mit Gebeinen architektonisch verziert: die Weihwasserschale ist durch einen Menschenschädel gebildet, und in der Mitte des grausen Aufenthaltes unter Cypressen ein Katafalk errichtet, in dem Herzen, Sterne, Dreiecke u. s. w. arabeskenartig aus Knochen zusammengefügt wurden. Zuweilen wird hier ein Verstorbener ausgesetzt und ihm zu Füßen ein Schädel als Almosenbüchse aufgestellt. Alljährlich wird in dieser schauerlichen Kirche 8 Tage lang Todtenamt gefeiert, wobei die frommen Mönche Tag und Nacht Vigilien für die Verstorbenen lesen.

Als Gegensatz dieses Bildes des Todes sieht man drüben am Abhange des Kreuzberges in lieblicher Niederung der Weistritz den Badeort Reinerz mit seinen krummen Straßen und kleinen Häusern, dessen Kirche der Wanderer aus Neugierde besucht, weil die Kanzel einen Wallfischrachen darstellt, in dessen Mitte der Priester steht. In der Todtenkapelle befindet sich ein Meisterstück der Holzschneidekunst, die Madonna mit den 14 Nothhelfern; droben aber, auf dem Kapellenberge im Kohlauer Thal, verdient eine schlichte Einsiedelei, mitten im Walde versteckt, als besuchter Wallfahrtsort das Interesse des Reisenden. Von der Höhe herab schaut man dort bei Schweidnitz die Ruine Kiensburg auf kiefernbewachsener Koppe an der Weistritz; sie ist theilweise wieder hergestellt, mit Wappen und Bildwerk geschmückt, und gewährt durch ihre bunten Fensterscheiben eine reizende Rundschau. In der Nähe liegt auch über einer tiefen Schlucht des Polsnitzbaches die Burg Fürstenstein, bei welcher der schlesische Adel im Jahre 1800 seinem Könige zu Ehren ein Turnier veranstaltete. Nicht weit von derselben führt der Weg an Abgründen und durch Felsengrotten zur 246 Fuß tiefen Felsschlucht des Riesengrabes, in dessen Grunde der Bach braust. Eine 270 Fuß lange und 150 Fuß breite Brücke führt von der Wiese drunten im Thale, wo eine Schweizerei zur Rast einladet, empor zu dem prachtvollen Schlosse des Grafen Hochberg, nachdem man auf einer steilen Treppe die Felshöhe erstiegen hat, auf welcher das fünfstöckige Schloß mit seinem Marmorsaale voll Goldverzierung und Gemälden und anderen Kunstsammlungen sich erhebt.

Da, wo das Ueberschaargebirge, von Böhmen kommend, durch das Rehhorngebirge mit dem Waldenburger sich vereinigt, also vom Thale des Bober, welcher das schlesische Gebirge quer durchschneidet, bis zur Lausitzer Neiße, dehnt sich 5 Meilen weit die Grenze entlang das Riesengebirge aus, welches

wir in einem der folgenden Kapitel näher werden kennen lernen. Als dessen Fortsetzung gegen Nordwesten jenseit des Queis bis zur Iser erstrecken sich 2 Meilen lang vom Hochstein bis zur Tafelfichte (3596 Fuß) die Parallelketten der wandartigen Iserkämme in der Breite von 3 Meilen, indem sie das etwa 3000 Fuß hohe Gebirge im Süden in zwei Arme theilen, nach Norden und Süden steil abfallend. Noch $1\frac{1}{2}$ Meile weiter zieht sich jenseit der Tafelfichte der mittlere Iserkamm zwischen der großen und kleinen Iser, während die wohlischen oder welschen Kämme, welche einen zweiten südlichen



Im Park von Muskau.

Parallelzug mit dem Iserkamme bilden, mit ihren hohen Bergzügen und niedrigen, waldbedeckten Bergkuppen das nördliche Böhmen füllen und in das Hügelland des Lausitzer Gebirges mit seinen isolirten Bergkegeln und Höhenzügen übergehen, welches als Jeschken- und Lauschegebirge zur Elbe zieht und Ausläufer in die preußische Oberlausitz sendet. Unter ihnen ragt der isolirte Bergkegel der Landskrone bei Görlitz 1300 Fuß hoch empor und gewährt eine freundliche Rundschau über Ebene und Hügel bis in die Berge hinein.

Eine ihrer schönsten Zierden verdankt die waldige Lausitz dem Fürsten Pückler, welcher eine sandige Haide in einen reizenden Park umwandelte. Von fern her wurden nicht allein reiche Ladungen von Fruchterde herbeigeschafft, sondern besonders eingerichtete Wagen holten selbst alte, hochgewachsene Bäume,

welche der Fürst in seinen Park verpflanzte. Gegenwärtig ist der prächtige Park durch Kauf in den Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande übergegangen. Wohlthuend ist es für Herz und Auge, wenn man urplötzlich aus den einförmigen Nadelwaldungen in die Kühle eines Laubwaldes tritt, der mit aller Kunst und Anmuth zu beiden Ufern der Neiße angelegt ist. Ueber zwei Brücken führen Waldgänge uns zu grünen Rasenflecken, Waldhäuschen, Fasanerien und Blumenbeeten, welche eine Fläche von 1000 Morgen bedecken. Breite Gänge und Fahrstraßen schlängeln sich in sanften Windungen durch den Park. Hier steigen die hellen Stämme der Buchen kühn empor und bilden eine prächtige Säulenhalle; dort schwanken Hängebirken am Rande eines Weihers träumerisch im leisen Windzuge, der heimlich in den Blättern flüstert, während auf blumiger Wiese Schmetterlinge jagen und am sonnigen Waldrande der Kukuk ruft, der Finke schlägt und das Reh von Zeit zu Zeit scheu durch das Gesträuch schlüpft. Hier zieht der Park in malerischen Baumgruppen die Neiße entlang, und in ihr spiegeln sich die überhängenden Wipfel der Pappeln und Silberweiden; dort steht an der Felsenklippe eine Gruppe dunkler Cypressen in sich versunken, während vom Rasenhügel drüben unter Eichen und Eschen hervor der Giebel des Landhauses mit dem Hirschgeweih traulich herausschaut. Auf sonnigem Rasen schreiten Fasanen, oder sie zeigen von einem Baume herab ihr schimmerndes Gefieder; kostbare Blumen duften hinter den Glasscheiben des Treibhauses, schlanke Georginen und hohe Sonnenrosen prunken mit ihrer Farbenpracht, Insecten und Käfer summen und schwärmen von Blume zu Strauch, von Strauch zu Baum, und unter der Eiche auf dem freien Grasplatz weidet im Abenddunkel der Hirsch, während im hellen Bach das Wasser mit den glatten Steinchen plaudert, die Fische vor Lust über die Oberfläche des Wassers sich schnellen. Wahrlich, ein prächtig stilles Naturleben, das durch den ganzen Park wie ein unsichtbarer Geisterhauch geht! Wie weht, rauscht, blüht und grünt und schimmert es in allen Farben von Lebensfülle und Lebenslust! Tausend Vogelstimmen bereiten im Morgen- und Abendconcert dem Besucher nach ihrer Weise freundlichen Empfang.

Das Riesen- und Isergebirge umzieht ein 3—5 Meilen breiter Gürtel von Vorbergen, welche bogenförmig in einer Länge von über 12 Meilen von Hohenfriedberg über Jauer, Goldberg, Löwenberg und Lauban bis Görlitz ziehen. Da wechseln waldige Hügel, die an den Flüssen entlang streichen, mit breiten Ackerflächen, und während hier ein Basalt-, dort ein Porphyrkegel emporsteigt, breitet sich weiterhin ein Wiesen- und Ackerthal aus, in welchem Mühlen und Maschinen klappern, und entlang des Flusses gewahrt das Auge die sich meilenlang fast verschlingenden Reihen von Dorfschaften. Dem Bilde Abwechselung zu verleihen, betten sich liebliche Badeorte in sonnige Bergkessel, es breitet sich die 1100 Fuß hohe Hirschberger Ebene zwischen den Iservorbergen und denen der kleinen Sturmhaube 3 Stunden lang und 1 Stunde breit aus, es steigt das Oberthal terrassenförmig zur Oderebene herab, indem

von Treppenstufe zu Treppenstufe ein Engpaß führt, während sich die 1300 Fuß hohe Schmiedeberger Ebene an der Lomnitz ausweitet, und der über 1100 Fuß hohe Fischbacher Thalkessel am linken Boberufer dem Wanderer andere reizende Landschaften darbietet. Unter verschiedenen Namen ziehen die Bergzüge dem Oderthale zu, und verleihen dem Lande liebliche Mannichfaltigkeit und heitere Anmuth.

Die von den Bergen strömenden hellen Bergwasser befruchten die Fluren, aber sie durchrauschen auch tobend ihr Thal und zerstören, was sich ihnen in den Weg stellt. Da fließen im Westen die schwarze Elster und die Spree der Elbe zu, die Oppa, Glatzer Neiße, Weistritz, Katzbach mit der wüthenden Neiße, der Bober mit Zacken und Queiß und die Lausitzer Neiße der Oder zu, und es breitet sich eine Menge von Teich- und Seegruppen über das Land aus, deren größter, der Schlawersee, 1½ Meile lang und ½ Meile breit ist. Hier und da erscheint auf den Hochkämmen der Gebirge ein Hochmoor, in den sandigen Haidestrecken aber, die sich im Nordwesten der Provinz wie ein Gürtel nach der Elbe hinüberziehen, wechseln düstere Kiefernwälder mit öden Sandstrichen und grünen Haidesümpfen, deren Torf die Umwohner trefflich zu benutzen wissen.

Das vielfach gestaltete Land mit seinen mannichfachen Erzeugnissen regt den Schlesier zu vielseitiger Thätigkeit an, macht ihn arbeitslustig, und die Schönheit der Thäler und Bergformen, die hellen Bäche und Ströme, die rauschenden Wälder erheben ihn geistig und stimmen ihn poetisch, so daß Schlesien in der Geschichte der deutschen Kunst, Wissenschaft und Industrie eine ehrenvolle Stellung einnimmt. Nach dem verderblichen dreißigjährigen Kriege regte sich das geistige Leben zuerst in Schlesien wieder, wo Martin Opitz, Hoffmannswaldau, Gryphius, Logau, Günther u. A. die zwei schlesischen Dichterschulen gründeten. Aus Schlesien stammen van der Velde, Raupach, Holtei und Alexis, Laube und W. Menzel, Fürst Pückler und L. Schefer. Neben trefflichen Kirchenlieddichtern zählt Schlesien zu seinen Söhnen die Theologen Schleiermacher, Jul. Müller und Tholuck, die Philosophen Garve und Freiherrn v. Wolf, die Schulmänner Trotzendorf und Scheller, die Naturforscher Werner und Göppert, die Maler Hübner und Lessing, den Bildhauer Kiß, den tiefsinnigen Schuhmacher Jakob Böhme, dessen mystische Schriften zu den genialsten Schöpfungen seiner Zeit gehören. Eine Universität und gute Schulen aller Art fördern das geistige Leben und verbreiten Bildung über alle Stände.

Die Bevölkerung der Provinz ist zwar eine gemischte, doch ist die deutsche die überwiegende, und es werden der Slaven immer mehr germanisirt. Auf dem rechten Oderufer und in einigen Kreisen Niederschlesiens wohnen Polen, welche das sogenannte Wasserpolnische sprechen, Mähren findet man an der mährischen Grenze, böhmische Colonien an der böhmischen Grenze, Wenden in der Oberlausitz und in Oberschlesien viel jüdische Gastwirthe. Ebenso verschieden sind die Confessionen, da neben den Protestanten, welche die Mehrzahl bilden, sich Katholiken, Herrnhuter, Mennoniten und Deutschkatholiken finden.

Ein eigenthümliches Volksleben hat sich in den wendischen Haidedörfern erhalten, deren Gehöfte sich mit ihren hölzernen Häusern, die oft einen Grundbau von Eisenschlacken haben, in zwei Reihen dahinziehen. Hier werden die großen Kirchen- und Familienfeste noch nach alter Weise gefeiert: am Vorabend des Osterfestes z. B. sammeln sich die Mädchen auf dem grünen Dorfplatze und durchziehen singend das Dorf, indem sie vor jedem Hause etliche Strophen eines geistlichen Liedes zum Besten geben und dann nach durchwachter Nacht feierlich zur Kirche gehen. Während der Nacht haben sich aber auch die jungen Burschen aufgemacht, sind mit geladener Pistole oder Flinte um Mitternacht auf's Feld geeilt, und begrüßen das Auferstehungsfest mit Schüssen und Jubel, daß es weithin schallt über die stille Haide. Wenn dann das ersehnte Pfingstfest kommt, so wird die weiße Birkenmaie auf dem Tanzplatze vor der Schenke errichtet, mit bunten Bändern und Tüchern behangen, daß sie lustig wehen und flattern, wenn die jungen Paare im Tanze sich um den grünen Pfingstbaum drehen. Da vergißt der zufriedene Dorfbewohner die schwere Arbeit, welche ihm jedes Jahr bringt. Wenn Vater und Mutter auf dem Felde mit Pflug und Hacke thätig sind, hüten die Kinder Gänse oder Kühe auf grünem Anger. Im Winter aber kommen während der langen Abende die jungen Leute im warmen Stübchen zusammen, wo vom Kamin helles Feuer flackert, indem sie beim eintönigen Schnurren des Spinnrades die Zeit durch Singen beliebter Volksweisen vertreiben, sich Märchen erzählen oder scherzen. Da lauscht es sich gar schön beim lodernden Feuer, während draußen der Wind braust um die Giebel und kahlen Bäume.

Das schönste Fest im Leben des Wenden ist sein Hochzeitfest, welches er mit möglichst großem Gepränge begeht. Voran schreiten dem Hochzeitzuge die Spielleute mit der dreisaitigen Geige, der Schalmei und dem Dudelsack, dann folgt der aufgeputzte Hochzeitbitter und der Vertraute des Bräutigams mit der Braut und ihren beiden Ehrendienern. Bei ihnen sitzt noch im Hochzeitwagen mit den bebänderten Pferden die Salzmäste, wie man die Pathe der Braut nennt, da sie während der Hochzeit die Rathgeberin und Wirthin spielt. Zwei Züchtjungfrauen nehmen den folgenden Wagen ein, hinter welchem der Bräutigam mit einem ähnlichen Gefolge kommt, worauf die Verwandten und Gäste den Schluß des Festzuges bilden. Es war aber für den Bräutigam nichts Leichtes, die Braut zu erhalten, denn sein Vertrauter muß lange bitten und tausend Vorwände anbringen, ehe Demselben der Eintritt in das Haus der versteckt gehaltenen Braut gewährt wird, wo er nochmals um die Braut wirbt und nun erst die Erlaubniß erhält, daß der Bräutigam mit den Gästen eintreten darf. Aber siehe da! statt der Braut führt man ihm — eine alte Frau zu, welche der Vertraute jedoch bei Seite führt, worauf er ernstlich die Auslieferung der Braut verlangt, an deren Stelle ein junges Mädchen hervortritt, in nicht hochzeitlichem Schmucke. Nach vielem Hin- und Herreden wird endlich die Braut herbeigeholt, welche von den Ihrigen Abschied nimmt, eine Menge Lebensregeln erhält, dem Bräutigam die Hand reicht und mit ihm den

Hochzeitwagen besteigt. Ungeduldig scharren die Rosse den Boden, schütteln den Kopf, daß die Blumensträuße schwanken, mit welchen sie geschmückt sind, und die Glöckchen am Halse klingen. Nun spielen die Musikanten lustig drauf los, Peitschen knallen, und jauchzend setzt der Zug sich in Bewegung, indem das frohe Volk singt:

Haben sie, ja! Haben sie, ja!
Geben nun Niemandem sie.
Führen sie, ja! Führen sie, ja!
Geben nun Niemandem sie!

Auf der Fahrt vertheilen die Gäste unter die Begegnenden Kuchen und Branntwein, so daß allgemeine Heiterkeit sich verbreitet. Nach der Trauung aber kehrt der ganze Festzug im Hause der Braut ein, wo er drei Tage mit Kuchen, Braten, Bier, Branntwein und Tanz unterhalten wird. Sind diese Eß- und Tanztage vorüber, so fährt die Braut mit ihrem jungen Manne heim, indem sie hoch zu Wagen auf dem Heirathsgute sitzt, welches sie ihrem Manne bringt. Der ersten Person, welche ihr dann im neuen Wohnorte begegnet, überreicht sie ein hausbackenes Brod, oder sie läßt eine schwarze Henne fliegen, aus deren Fluge sie ihr künftiges Schicksal erkennen will.



Wenden in Trauer.

Die Haidedörfer der Wenden liegen träumerisch und ernst auf den Lichtungen der dunklen Kiefernwälder, zwischen Roggen-, Hirse- und Buchweizenäckern. Nur verstohlen schimmern die stillen Teiche durch die

braunen Kieferstämme, und in sich versunken schwimmen die Seerosen auf dem glatten Spiegel, wo Froschlöffel, Pfeilkraut und Schlangenwurz am sonnigen Ufer schwanken, wo die Sumpfhaide von Preißel- und Heidelbeeren und Schnabelkraut grünt, und vom Rohr und dem Baumwipfel herab der helle Drosselschlag klingt, während aus dem Dunkel der Waldestiefe der Ruf des Kukuks und des Uhus und anderer tagesscheuen Vögel ertönt. Kein Wunder, daß die Wenden, wie die Bewohner des Riesengebirges, reich sind an schönen Märchen, deren Hauptfiguren Zwerge, versunkene Schätze, Wassernixen, Zauberer und Wundermänner bilden. Dieser poetische Sinn macht sich auch im häuslichen Leben des Volkes geltend, dessen ernste Seite uns die Trauerzeit der Wenden vergegenwärtigt, wie sie die vorhergehende Abbildung darstellt.

Die deutschen Bewohner Schlesiens gehören dem fränkischen Stamme an und sind ein arbeit- und genügsames Geschlecht. Da es in Schlesien über 3000 Rittergüter und Standesherrschaften giebt, so herrscht in den Schlössern derselben Luxus und Reichthum, aber auch die 40,000 Voll- und 48,000 Halbbauern wie die Städter befinden sich im Wohlstande. Freilich hat das freundliche Bild auch seine Kehrseite, denn unter den Fabrikarbeitern, besonders unter den Webern, hört die Noth nicht auf, da ihr Handwerk wenig einbringt, und der Leinwandhandel mit jedem Jahre abzunehmen droht. Auch die Ausfuhr der Tuche und der Zwischenhandel nach Polen, Galizien und den Donauländern ist seit der russischen Grenzsperre im bedenklichen Abnehmen, so daß zu Zeiten die Schreckensnachricht vom Hungertyphus aus den entfernten Gebirgsthälern hinab in die Ebene dringt. In dem südlichen Theile der Provinz leben ganze Districte von der Holzwirthschaft, vom Fällen und Bearbeiten des Holzes, wobei sie allerdings keine Reichthümer zu erwerben vermögen, da das Holz meist einer Grundherrschaft gehört.

In den höherliegenden Gebirgsthälern gedeiht die Kartoffel und der Roggen nur spärlich, dagegen vertritt die Wiese die Stelle des Ackerlandes, welches die Familie ernährt, die während des kurzen Sommers Viehzucht treibt, Heu sammelt und Kartoffeln pflanzt; in den übrigen 8 Monaten des Jahres aber ist Alt und Jung mit der Spindel oder dem Webstuhl beschäftigt. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich die Kunst des Spinnens und Webens fort, da jede Familie ihr besonderes Geheimniß hierin besitzt. Mit der Spindel in der Hand weiden die Kinder die Herde, mit der Spindel im Busen geht die Frau zu Markte, und wenn sie Abends vor der Baude sitzen und plaudern, so surrt unaufhörlich die tanzende Spindel. Dabei wissen sie den Faden so fein zu ziehen, daß ein Garnknäuel von 1½ Meilen Länge nur 6 Quentchen wiegt. Und doch verdient eine spinnende Familie mit Weib und Kind täglich höchstens nur 8—10 Sgr. Noch mühevoller ist des Webers Arbeit, der solche feine Fäden zu allerlei kunstvollen Mustern verweben soll. Lange muß er bauen und pochen, ehe er seine Webmaschine so gestellt hat, daß er nach dem vorgelegten Muster arbeiten kann. Hat er dann einen Ballen Leinwand fertig, so muß er ihn oft bei schlechtem Wetter auf halsbrechenden Gebirgs-

pfaden hinab zum Fabrikanten oder Kaufmann tragen und ihn nicht selten um jeden Preis losschlagen, da er von der Hand in den Mund lebt.

Wie wohl wird ihm da, wenn der Sommer kommt und er hinauf zur Sommerbaude kann, um frische Bergluft zu athmen! Die fruchtbaren Wiesen im Thale kann er selten pachten, da sie zu theuer sind; er wählt daher die Wiesen am Gebirgshange, düngt sie, bewässert sie, umgiebt sie mit einer Wand auf einander geschichteter Steine und läßt sein Vieh im Walde weiden, wo es die Kinder beaufsichtigen. Von Zeit zu Zeit steigt er zu den schwer zugänglichen Wiesenflecken der Gebirgskämme hinauf, um dort das magere Gras zu hauen. Ist die Heuernte endlich vorüber, so sammelt er den kostbaren Vorrath auf dem Boden seiner Baude, oder stellt ihn in Schobern zusammen, um ihn im Winter unter Lebensgefahr auf dem Hörnerschlitten hinab ins Dorf zu holen. Da gilt es Kraft und Vorsicht, den schweren Schlitten auf der Bahn zu erhalten, damit er ihn nicht den Abhang hinabreiße.

Eigenthümlich sind dem gebirgigen Schlesien die langen Dörfer und die Bauden, wie man die Holzhäuser im Gebirge nennt, die, wenn sie leichter errichtet sind, Sommerbauden heißen; dienen sie aber zur bleibenden Wohnung, so nennt man sie Winterbauden. Die Baude ruht auf einer steinernen Grundmauer, und besteht aus über einander gelegten Balken, die an den Enden in einander gefalzt sind. Von außen sehen sie verwettert aus, denn sie haben keinen Anstrich, und nur auf die Fensterladen ist eine Lilie, Tulpe oder Rose in grellen Farben gemalt. Mitunter sieht man auch Bauden, die als Wirthshäuser dienen, mit steinernen Wänden. Die Innenseite der Baude ist sorgfältig mit zusammengefügten Bohlen gemacht, deren Ritzen mit Moos verstopft und auch wol noch mit Lehm überstrichen sind. Außerdem hat man die Wände mit Brettern verschaalt und den Fußboden gedielt, die Wetterseite von außen mit Schindeln bedeckt und den Eingang im Winter mit Reisig, Holzschobern und Fichtenbündeln verschanzt, damit der Schnee den Eingang nicht verwehe, da er nicht selten so hoch fällt, daß er bis ans Dach reicht.

Die Baude wird in zwei Räume getheilt, von denen der kleinere als Wohnstube dient und zuweilen noch eine kleine Kammer nebenan hat. Vor der Wohnstube ist eine enge Hausflur mit der Küche, hinter dieser nach der Bergseite zu der Keller mit der Milchkammer, durch welche stets ein kaltes Bergwasser geleitet wird, und 2—4 kleine Fenster mit Schiebern erleuchten dürftig die rauchige, übelriechende Stube, aus welcher eine Thür in den geräumigen Stall führt, wo an der Vorderseite das Vieh durch eine Thür aus- und eingeht. Das spitzige Dach ist mit Schindeln bedeckt und bei Sommerbauden gewöhnlich an beiden Schmalseiten offen, damit der Wind freien Durchgang hat. Zum Boden führt von der Giebelseite eine Leiter, oder vom Berge herüber ein hölzerner Steg, denn auf dem Heu des Bodens schlafen die Kinder und das Gesinde. Ist der Thalabhang jäh, so hat die Baude nach dieser Seite hin eine steinerne Terrasse mit einem Geländer, und ist von dem überhängenden Dache beschattet. In der Stube fehlt der große Kachelofen mit der Bratröhre

nicht; außerdem sieht man einige metallene Kochgeschirre, einen offenen Wandschrank mit Querfächern (Topf- oder Hafenbrett) für das hölzerne Geschirr und einen andern für das irdene, Kübel und Gefäße zur Käsebereitung, Butterfaß, Käsepresse, Schöpf- und Rührlöffel, Spinn- und Lichtstöcke, an denen ein rauchender Kienspan brennt, einen weißen Ahorntisch in der Fensterecke, Holzbänke an den Wänden und ein Paar hölzerne Stühle.

Besondere Trachten und Gewohnheiten haben sich gleichfalls nur in den abgelegenen Gebirgsdörfern erhalten, und verschwinden auch hier immer mehr. Der blaue, grüne oder graue Tuchrock der Männer reicht bis an die Schenkel oder bis ans Knie; unter ihm sieht man die Tuchweste, die kurzen schwarzen oder gelben Hosen, die grauen oder weißen Wollstrümpfe, wogegen den Kopf ein dreieckiger Filzhut deckt. Schwere Nägel klappern beim Auftreten unter den Schuhen, und ein Schnee- oder Steigeisen giebt dem Bergwanderer Stütze. Die Frauen tragen ein tuchenes Mieder mit großem, flachem und steifem Latz, ein kurzärmeliges Hemd, welches vorn am Hals mit einer Nadel zugesteckt ist, ein buntes Linnentuch um Hals und Brust, eine schwarze Jacke, wollene Strümpfe und Zöpfe, die auf dem Scheitel zu einem Nest zusammengelegt sind. Verheirathete Frauen bedecken ihren Kopf jedoch mit einer Haube von weißer oder geblümter Leinwand.


Trachten aus Oberschlesien.

Wie überall, so werden auch bei den Gebirgsbauern die Festtage und Hochzeiten mit viel Geräusch gefeiert, wenn es die Mittel erlauben. Musik, Biersuppe, Fleisch, Branntwein oder Bier dürfen nicht fehlen. Hochzeitbitter laden Verwandte und Brautschauer (Ehrengäste) ein, Kränzeljungfern und und Kränzelgesellen begleiten das Brautpaar, nachdem sie Blumen von Flittergold und ein rothes Band erhalten haben, welches sie am Hute tragen; Brautführer, die Salzmäste und der Plempatsch — der Ceremonienmeister und Spaßmacher — sorgen für die Gäste. Letzterer fordert den angesehensten Ehrengast zur Buschkarante (Brauttanz) auf, wogegen dem Bräutigam mit Trompeten und Waldhörnern ein Ständchen gebracht wird.

Der Rockengang oder die Spinnstubengesellschaft giebt für die Winterabende Unterhaltung und heitere Scherze; da werden Märchen erzählt von Rübezahl,

vom Wassermann, vom Alp, vom feurigen Mann, da schicken Bursche ihre Spinnrocken mit Obst, Mandeln und Rosinen den Mädchen, welche von jenen einen Theil zu Garn spinnen, das sie mit einem bunten Bande in den Rest des Flachses einbinden. Auch wird an einigen Freitagen in der Adventszeit die ganze Nacht gesponnen, um Geld zur Christstriezel zu erübrigen, und wird am Schluß der Spinnabende um Mitternacht das Beschadessen aus Milch- oder Biersuppe, gekochtem Obstbrei und Rosinen gehalten. Oft pflanzt der Bursche einem Mädchen zu Pfingsten eine abgeschälte Tanne mit bunten Tüchern vor's Fenster; da ziehen am Sonntag Lätare kleine Mädchen mit Tannenbäumchen, die sie mit bunten Bändern zur Bügelkrone zusammenbinden und mit gemalten Eiern behängen, stundenlang von Haus zu Haus, singen alte Osterlieder und begehren eine Gabe für das „Maigehen"; so wie auch das erste Kuhaustreiben oder der erste Korb voll frischen Grases Anlaß zu Scherz und Spiel giebt. So sucht sich der Schlesier die Arbeit zu versüßen.

Wie anstrengend und mannichfaltig seine Arbeiten sind, wird das folgende Capitel zeigen. Er hat mit den wilden Elementen zu kämpfen, muß sie zähmen und zu Industriezwecken benutzen. Tief in den Schachten kämpft er mit wilden Wassern, erforscht die Geheimnisse der Metalle, zieht sie aus ihrer Verborgenheit hervor, begegnet durch Vorsicht schlagenden Wettern und anderen verderblichen Gasen, und zwingt mit Feuerskraft die starren, trotzigen Metalle, daß sie flüssig werden und sich in Formen fügen, die er ihnen vorzeichnet.



Häuerarbeiten.



Auf dem Wege nach Warmbrunn.

2. Das gewerbfleißige Schlesien.

Wenn schon einige Fabrikate Schlesiens durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse nicht mehr die Bedeutung haben, die sie früher besaßen, wo sie des Landes Wohlhabenheit begründeten, so ist dennoch Schlesien eine der betriebsamsten Provinzen des preußischen Staates. Gebirge und Ebene, die fruchtbare Erddecke und die Metall- und Kohlenvorräthe in den Tiefen der Berge regen zu mannichfacher Betriebsamkeit an. Dazu kommen die zahlreichen Bergwasser, welche bald als Arbeitskraft, bald als Transportmittel dienen, so wie der Vortheil, daß Schlesien durch die Oder mit dem Meere wie mit dem Binnenlande in Verkehr tritt, die Menge guter Straßen u. s. w., welche Handel und Gewerbe begünstigen. Die Oder trägt von Ratibor kleine, von Kosel mittelgroße und von Breslau ab noch größere Fahrzeuge, die 1000 Ctr. Last aufnehmen; die meisten Zuflüsse sind für kleinere Fahrzeuge, jedenfalls aber zum Holzflößen brauchbar, und Canäle erleichtern den Transport. Der Klodnitzcanal in Oberschlesien, zum Theil unterirdisch und vorzugsweise zur Beförderung der Erzeugnisse und Bedürfnisse der oberschlesischen Bergwerke, und der Fuchsstollen bei Weißstein, der gleichfalls zum Theil durch die Berge hindurchgegraben ist, ein zu demselben Zweck benutzter Stollen der Waldenburger Bergwerke, bezeugen den lebhaften Verkehr. Mannichfache kleinere Canäle dienen zum Entwässern oder Berieseln der Gegend, während an anderen Stellen die Oder von hohen Dämmen eingefaßt ist, damit sie bei steigender Flut die angrenzenden fruchtbaren Gefilde nicht verheere.

Viel wichtiger sind neben den 300 Meilen Chausseen die Eisenbahnen, welche Schlesien nicht nur der Länge nach, sondern in den einzelnen Thälern bis tief ins Gebirge hinein durchziehen. Da kommt von Dresden herüber über Görlitz, Bunzlau und Liegnitz nach Breslau die schlesisch=sächsische Bahn, dort geht der große Verbindungs=Schienenweg zwischen Hamburg, Berlin, Wien und Triest über Breslau und Oderberg, und es zweigt sich von dieser Bahn ein Seitenweg von Kosel nach Krakau und Warschau, ein anderer von Brieg nach Neiße ab; ferner führt von der Kosel=Oderberger [Wilhelms=] Bahn ein Seitenweg von Ratibor nach Leobschütz und von Ratibor nach Orzesche [später bis Nicolai]. Von Breslau geht eine Bahn nach Freiburg sowie nach Schweidnitz und Reichenbach; an der Fortsetzung bis Frankenstein wird rüstig gebaut. Die Seitenbahn von Königszelt über Striegau und Jauer nach Liegnitz soll schon in einigen Monaten eröffnet werden. Eine Seitenbahn führt auch von Glogau nach der zweitgenannten Hauptbahn. Eine weitere Hauptbahn verbindet Breslau mit Posen und dadurch mit Stettin, Danzig und Königsberg. Diesen Schienenstraßen verdankt Schlesien großartige Bauten, da die Thäler oft durch gewaltige Viaducte überbrückt werden mußten. So schreitet bei Görlitz 112 Fuß über dem Wasserspiegel ein 27 Fuß breiter Schienenweg über 30 Bogen an 1506 Fuß weit über das liebliche Thal, rasseln bei Bunzlau die lärmenden Wagenzüge 82 Fuß hoch und 1550 Fuß lang über das Boberthal hin, und werden Queis, Neiße, Weistritz und Bober (bei Sagan) gleichfalls in stolzen Bogengängen von den Bahnenwegen überschritten. Von Berlin bis Breslau steigt die Bahnlinie 257 Fuß, bei Siegersdorf gar 550 Fuß und bei Görlitz 596 Fuß über den tiefsten Punkt der Bahn.

Die schlesische Industrie giebt ein reiches Gemälde; denn in den Ebenen des Liegnitzer Regierungs=Bezirks wechseln an den Flüssen unabsehbare Strecken gelbwallender Weizenfelder, dunkler Roggen= mit Klee=, Flachs= und Rapstriften, rauchen Brennereien, klappern Mühlen, wird in Priedemost Obst, in Freistadt Backobst geerntet, in Liegnitz Gemüse, in Kaltwasser Hopfen gebaut, und grünen bei Grünberg, Züllichau, Crossen und der Umgegend reich bepflanzte Weinberge. In dem düstern Grünberg mit seinen weitläufigen Vorstädten weiß man den oftmals ungerechter Weise geschmähten „Grünberger" in „echten" Champagner umzuarbeiten, und heilt man dort mit Trauben manchen Kranken. In Steinseifen schnarrt das Rad des Holzdrechslers, Schömberg verfertigt viel begehrte Würste, Hirschberg sammelt große Buttervorräthe, und in allen Städten und Dörfern des Gebirges klappert der Webstuhl und schnurrt die Spindel. Dazwischen rauchen hier und in Warmbrunn Glashütten, kreischt es in den Werkstätten der Glasschneider und Glasschleifer, da arbeiten Glasmaler, in Landeshut Spinnmaschinen, wogegen in Gnadenberg Zwirn, in Giehren Schleiergarn, in Hennersdorf Werftgarn gedreht, in Friedeberg Damast, in Schönberg Teppiche verfertigt, in Lauban Leinwand gemacht, Garn verkauft und Leinwand gebleicht wird; in der Langen Gasse aber — elf Dörfer, die sich 4 Meilen weit ausdehnen — schnurren Spinnrad und Webstuhl unaufhörlich. Der fleißige Bunzlauer

2*

und Naumburger liefert Töpferwaaren, Jauer und Schweidnitz machen Handschuhe, Görlitz versendet seine Tuche bis Persien, Ostindien, China, England und Amerika, baut Wagen, besitzt eine eigenthümliche Industrie mit Stöcken, und an vielen Stellen setzt der Getreidehandel fleißige Hände in Bewegung, während man an anderen Orten Sandstein, Basalt, Granit bricht oder Gyps und Kalk gewinnt, in Lähn den größten Taubenmarkt beschickt, längs der fischreichen Flüsse und Bäche den Aal einfängt, auf den großen Marktplätzen zu Glogau, Liegnitz, Neustädtel und Sagan Getreide verkauft, und wieder an anderen Orten Fisch-, Bienen- und Seidenzucht betreibt, wie auch schon seit langen Jahren die schlesische Schafzucht eine große Bedeutung für die Industrie gewonnen hat.

Gleich lebhaft ist die Betriebsamkeit im Breslauer Regierungs-Bezirk, in welchem Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnerei und Weberei Tausende beschäftigen. Sind im Liegnitzer Bezirk nahe an 6000 Fabriken thätig, so steigt im Breslauer diese Zahl über 6000, weil Flachs- und Baumwollenweberei in Städten und Dörfern lebhaft betrieben wird, wobei Mühlen und Dampfmaschinen Hülfe leisten. Das Dorf Langenbielau hat 12,000 Einwohner, Peterswaldau 5000 und eben so viel Peilau. Ferner werden um Breslau Gemüse und Cichorien gebaut, auch große Getreide- und Wollmärkte gehalten; in Ohlau, Wansen und Neumarkt zieht man Tabak, in Striegau bricht man Steine, und bei Breslau baut man hauptsächlich Krapp und Röthe, woraus die Garancine gewonnen wird, die nebst dem Kleesamen und Getreide einen Theil von Breslau's Großhandel bildet. Außerdem sind der schlesische Schrot, die hydraulisch gepreßten Bleiröhren, Stärke, Leinöl, Ungarweine, Porzellan und Steine gesuchte Handelsartikel. In Waldenburg wogt hin und her das Leben einer Fabrikwelt. Es rühmt sich Reinerz seiner Eisengießerei; in Gläsendorf und Baumgarten findet man den Chrysopras, und an anderen Orten gräbt man Alaun- und Vitriolerde. Und während der fleißige Landmann sich nach Oels und Breslau zum Flachsmarkte, nach Schweidnitz zum Getreidemarkte, nach Wartenberg und Neiße zum Viehmarkte wendet, liefert Skarsine prächtige Kirschen, flößt man zu Karlsmarkt Holz, liefern Eichen, Buchen und Birken dem Tischler, Drechsler und Faßbinder Material. Dort brennt man auf der chemischen Hütte rothe Mennige, hier gräbt man Stein- und Braunkohlen, Eisen- und Kupfererze. Während Eisen- und Stahlhämmer lärmen und der Wald von den Axtschlägen des Holzfällers erdröhnt, pocht, hämmert, schnurrt, raucht und stampft es in den Städten, in den Dörfern, so wie in der Waldeinsamkeit.

In dem Regierungs-Bezirk von Oppeln endlich herrscht der Bergbau in dem Maße vor, wie in den beiden anderen Bezirken Ackerbau und Weberei die vorwaltende Beschäftigung bilden. Denn Tarnowitz und Gleiwitz sind die Mittelpunkte eines vielseitigen Bergbaues und Hüttenbetriebs, weil dort Eisen, Blei und Zink gewonnen und auf mannichfache Weise verarbeitet werden. Namentlich liefern Beuthen, Scharley und der Trockenberg das zur Gewinnung von Blei und Zink nöthige Erz, das eine Anzahl Werke in Blei und Zink verwandeln, welches dann in verschiedenen Walzwerken zu Blechen verarbeitet wird. Da

dröhnen denn Hammer- und Walzwerke aller Art, unablässige geräuschvolle Thätigkeit tönt aus den Werken der Königs-, Laura- und anderer Hütten dem Wanderer entgegen, und er bewundert mit Recht ihre Produkte. Gleich wichtig sind die Silber-Schmelzwerke der Friedrichshütte, die mit Steinkohlengruben reichgesegneten Orte Beuthen, Myslowitz und Pleß. Nennenswerth sind auch die Industrieorte Tost, Pitschen und Konstadt mit ihren Schuhmacherarbeiten, Kieferstädtels Blechlöffel, Konstadts Wagen und Böttcherwaaren, Groß-Strehlitz's Pottasche und Eisen, Gnadenfelds Tischlerarbeiten, Leobschütz's und Neustadts Getreide, Neiße's Gewehre. Doch hört man auch den Webstuhl klappen, und hier und da raucht eine Zuckersiederei, oder brennt man Thonwaaren. Dazu bringen die Eisen-, Salz- und Schwefelquellen den zahlreichen Badeorten des Glatzer- und Riesengebirges reichen Gewinn.

Im Ganzen beschäftigt Schlesien, besonders im Gebirge, 25,000 Webstühle, die für 4—5 Mill. Thlr. Leinwand liefern. Daneben arbeiten 21,000 Baumwollenwebstühle, 8 Flachsspinnmaschinen mit 25,000 Spindeln, 5 Baumwollenspinnmaschinen mit 30,000 Spindeln, 52 Seidenwebstühle, 404 Streichgarnspinnmaschinen mit 63,000 Spindeln, 78 Kammgarnspinnereien mit [illegible]773 Spindeln und 2500 Wollenwebstühlen, und von den 72 Papiermühlen fabriciren acht „Papier ohne Ende". Da haben Maschinenbauer, Fuhrleute, Kaufleute, Reisende, Handwerker u. s. w. reichlich zu thun.

Aber neben diesen Fabriken und Handwerken giebt das Gebirge auch noch anderen Fleißigen Unterhalt: hoch auf den Kämmen und in den Schluchten streicht der Steinsammler und Kräutermann umher, der für die Apotheker und Droguisten sammelt, oder mit seinen Kräuterbündeln und Steinen im Lande hausiren geht. Den Wald benutzt der Vogelfänger und der Köhler, jeder zu seinen Zwecken, besonders aber der Holzhauer, von dem wieder der Flößer die Stämme empfängt, um sie mit Lebensgefahr die schäumenden Bergströme hinab zu schaffen. Ganze Caravanen rüstiger Arbeiter ziehen im Spätherbst und Winter in die Nadelforsten bei Warmbrunn hinauf und lassen den Wald von früh bis zum Abend von ihren Axtschlägen wiederhallen. Es kracht rechts und links von niederstürzenden Bäumen, dazwischen schnarrt die Säge oder klingt der Jubelruf der Holzschläger. Ist ein Stück Wald niedergehauen und sind die Stämme abgeholzt und zerkleinert, so werden sie die wilden Hänge hinab, an jähen Schluchten hin, auf Hörnerschlitten unter Lebensgefahr nach dem Kochel- und Zackenfall gebracht, damit sie beim Thauwetter hinabgeschwemmt werden. Wie braust da das wilde Wasser, wie schwellen da alle Bächlein an, wie schaumt, kocht und tobt es drunten in dem Kessel des Falles! Siehe, da fliegt Scheit bei Scheit hinab 100 Fuß tief zwischen den wiederhallenden Granitwänden des Falles! Wie zürnend spritzen die Wogen ihren Schaum hoch auf! Unablässig aber schleudert der Holzflößer seinen ganzen Holzvorrath hinab, der in wilder Unordnung im Fluthbette drehend und polternd einherwogt über Strudel und Engen; zur Seite schreiten die Flößer mit langen Stangen, an deren Spitzen Eisen-

haken sich befinden, um das Abfließen des Holzes zu ordnen und die Scheite da herauszufischen, wo sie zum Verbrauch aufgestapelt werden.

Erinnert uns dies schon an die Holzknechte der österreichischen Alpen, so versetzen uns die Bauden der hohen Gebirgswiesen in die Sennwirthschaft der Alpen. Ist nämlich der lange Winter gewichen, so zieht der Weber mit Weib und Kind, Vater und Großvater aus dem Thale hinauf in die Sommerbaude, — wenn er nicht etwa in der Winterbaude auch auf dem Gebirge überwintert, — um Nomade zu werden und an der frischen Bergluft sich zu erquicken, nachdem er Monate lang in die rauchige Stube eingepfercht war und beim Kienspan oder bei dürftiger Oellampe webte, während Frau und Kinder hechelten, spannen, spulten und garnten. Jauchzend steigt der Zug hinauf in das Blockhaus, wo der Hirt mit seiner Heerde die Nacht über weilt, den Tag aber auf blumiger Alm hinbringt. Von da klingt es den Tag über so melodisch von den Glocken der weidenden Heerde herüber und dazwischen tönt das helle Lied des Hirtenknaben, der, an einen bemoosten Stein gelehnt, hinabschaut ins grüne Thal mit seinen weißen Kirchthürmen und rauchenden Fabriken.


Die Krapppflanze.

Betrachten wir nun einige Producte näher, welche für Schlesien von ganz besonderer Bedeutung sind. Unter den Pflanzen stehen hier obenan Krapp, Cichorie, Tabak und Flachs, den wir in Westfalen näher werden kennen lernen. Der Krapp oder die Färberröthe hat eine dünne, 3 Fuß lange Wurzel, welche viele Schößlinge treibt und tief in den Boden eindringt. Der 4 Fuß hohe krautartige Stengel ist viereckig, hat an den Knoten zurückgebogene Stacheln, steife, zugespitzte Blätter und blaßgelbe Glockenblumen am Ende der Zweige. Um ihn aus Samen zu ziehen, weicht man denselben 24 Stunden lang in Wasser ein, steckt ihn im April oder Mai 1½ Zoll tief und 3 Zoll von einander entfernt in gut gegrabenen und gedüngten Boden und bedeckt das Beet im Winter mit Mist, damit man die Sprößlinge im nächsten Frühjahre verpflanzen kann, wozu man sie vom Stocke abschneidet und ½ Fuß tief und 1 Fuß von einander in die Furchen einlegt. Der Anbau verlangt viele Sorgfalt, und erst im Herbst des dritten Jahres wird die Pflanze zur

Ernte reif, indem man die Wurzeln umsticht, mit einem besondern Haken aus dem Boden zieht, von der Erde reinigt, an einem luftigen Orte trocknet, die äußere Schale entfernt und sie dann wol noch in besondere Darrhäuser bringt. Hierauf werden die trockenen Wurzeln in Mühlen zerstampft, zu Pulver gemahlen und dasselbe als Röthe verkauft, die man zu mancherlei Zwecken gebraucht; außerdem macht man auch den Krapplack aus ihr. Diese viel gebrauchte Färberpflanze stammt aus Indien, war schon den alten Griechen und Römern bekannt, ward von Karl d. Gr. zum Anbau empfohlen, liefert den Morgenländern das Türkischroth und ward in Schlesien schon 1574 durch die Färbeordnung des Breslauer Magistrats Gegenstand der Gesetzgebung. Früher lieferte Schlesien **199,500** Stein, und jetzt **120,000**.

Auch die blaublühende Cichorie, die wild auf Rainen und an Gräben wächst, wird ihrer Wurzeln wegen als Ackerpflanze gezogen, da man dieselbe darrt, mahlt und mit etwas Kaffee vermengt, damit sie denselben ersetze. Im preußischen Staate befinden sich die größten Cichorienfabriken in Magdeburg.

Viel mehr Mühe macht der Bau des Tabaks, da von der Behandlung die Güte desselben abhängt. Sein Genuß stammt zwar von den nackten Wilden Amerika's, ist aber gegenwärtig so ziemlich allen Völkern der Erde unentbehrlich geworden, obschon die Pflanze zu den Giftpflanzen gehört und im Nicotin einen der stärksten Gifte enthält.



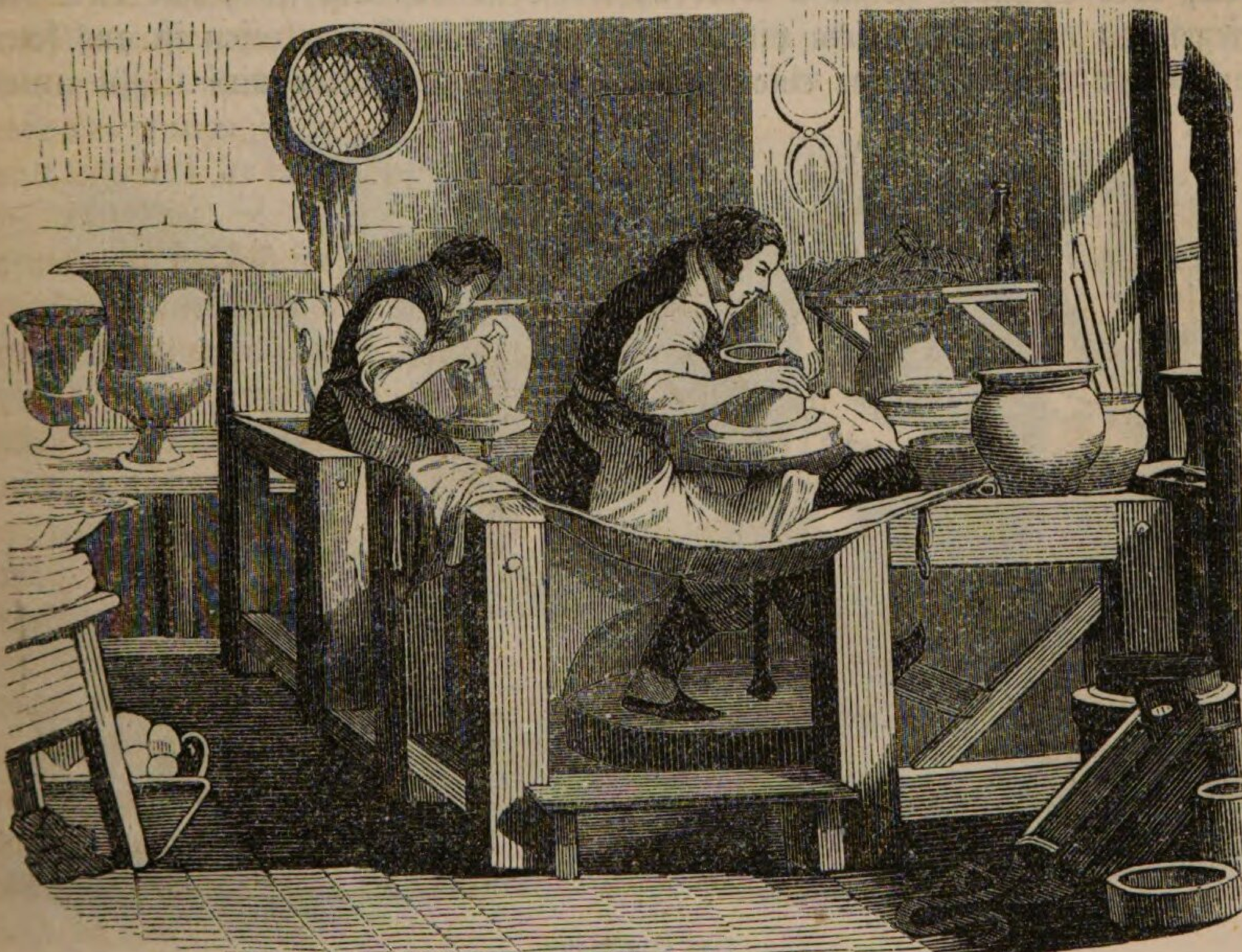
Der Tabak.

Der krautartige Stengel des Tabaks wird 6 Fuß hoch, einen Finger dick und hat viel klebrige Drüsenhaare. Die Wurzelblätter sind länglich eiförmig, die unteren Stengelblätter länglich lanzettförmig, die oberen schmal und lang zugespitzt; sie haben eine gelbgrüne Farbe und hellgrünliche, 2 Zoll lange Blüthen mit rosenrothem Rande. Der Tabak verlangt eine sonnige, windstille Lage, gute Düngung und sorgfältige Pflege beim Ziehen der Steckpflänzchen und der Zuchtpflanze selbst, welcher man die Samenkrone und die Blätter bis auf **10—12** abbricht, damit diese um so kräftiger wachsen. Zuerst werden die untersten Blätter, das sogenannte Sandgut reif, dann das Erdgut und endlich das Obergut, welches die besten Blätter liefert. In warmen Stunden blattet man den Stengel ab, legt die Blätter an einem feuchten Orte etwa eine Hand hoch über einander, damit sie schwitzen, und trocknet sie dann, indem man sie an Stäbchen oder Bind=

faden zum Trocknen aufhängt, wozu mehrere Wochen nöthig sind. Nachdem sie trocken sind, schichtet man sie zu Päcken von 3—4 Fuß Höhe auf, damit sie gähren, und verwahrt sie dann in Fässern. Um den Tabak zum Rauchen und Schnupfen zu verarbeiten, wird er mit verschiedenen Laugen angefeuchtet, zu Rollen versponnen oder zu Schnupftabak zerrieben. Die beste Sorte wird in Preußen bei Vierraden in der Ukermark gezogen; die Ernte im ganzen Königreiche beträgt etwa 300,000 Ctr. Bei Magdeburg zieht man sogar einen Tabak, welcher von Virginiensamen abstammt. — In Deutschland führten die holländischen Soldaten Karl's V. das Rauchen ein, und 1681 ward in Brandenburg zuerst Tabak gebaut. Der große Kurfürst förderte den Anbau zu einer Zeit, wo Geistliche und Fürsten das Rauchen mit Bann und Todesstrafe verfolgten. Friedrich Wilhelm I. war, wie Blücher, bekanntlich ein großer Raucher, und Friedrich II. ein eben so leidenschaftlicher Schnupfer; dagegen thaten die Päpste 100 Jahre vorher jeden Schnupfer in den Bann, und schnupfende Mönche wurden lebendig eingemauert.

Zu den am meisten gebrauchten Erzeugnissen der schlesischen Betriebsamkeit gehören die wohlbekannten Töpferwaaren, die Bunzlauer Kaffeekannen und ähnliche Geschirre. Um sie zu verfertigen, muß der Töpfer oder Hafner zunächst den Thon in Wasser aufweichen und durcharbeiten, sei es, daß er ihn mit den Füßen tritt, oder mit dem Thonschlägel wiederholt schlägt, nachdem er ihn mit dem großen gekrümmten Messer in dünne Scheiben zerschnitten hat. Ist durch diese mühevolle Arbeit der Thon nicht nur von Steinchen gereinigt, sondern auch geschmeidig gemacht, so wird die teigartige Masse, das sogenannte Töpfergut, entweder durch Drehen auf der Scheibe oder durch Formen zu den verschiedenen Gefäßen verarbeitet. Die Töpferscheibe besteht aus der kleinern Drehscheibe und der größern Tretscheibe, welche durch die senkrecht gehende, eiserne Spindel mit einander verbunden sind. Die glatte und ebene Drehscheibe wird entweder durch die vom Fuße des Arbeiters in Drehung erhaltene Tretscheibe zum Drehen um ihre Axe gebracht, oder man bedient sich dazu einer Rolle und eines Schnurrades, oder eines gezahnten Rades mit einer Kurbel, oder in Fabriken der Dampf- und Wasserkraft. Der Arbeiter legt den Teig auf die Drehscheibe, benetzt Hand und Finger oft mit Wasser, drückt leise oder stark die Masse, in welche er mit dem Finger ein Loch gemacht hat, auf die Scheibe, so daß durch dieselbe der Teig von außen und innen gerundet wird. Mit einem Drahte oder Bindfaden wird das Geschirr nahe an der Scheibe abgeschnitten. Die Henkel formt der Töpfer aus freier Hand, worauf die Gefäße an einem schattigen Orte in der Sonne oder in der Nähe des Brennofens wasserhart ausgetrocknet werden, damit sie nun in den Brennofen kommen. Dieser mißt gewöhnlich 12 Fuß in der Länge, 5 Fuß in der Breite, ist 5—6 Fuß hoch, aus Backsteinen erbaut und hat eine länglich viereckige Gestalt. Oben wird er flach muldenförmig gewölbt und mit einer Lehmdecke und einem Schornstein an dem einen Ende versehen. An der vordern schmalen Seite hat der Ofen ein hohes, breites Einsatzloch, an der hintern ein

kleineres Schürloch mit je einem kleinern Schürloche auf jeder Seite. Parallel mit der hintern schmalen Seite befindet sich in einer Entfernung von 3 Fuß eine mehrere Fuß hohe Mauer, durch deren Löcher die Flamme dringt, um die Gefäße gar zu brennen, die in dem Raume zwischen dieser Mauer und dem Einsatzloche aufgestellt sind. Ein Zugloch in dieser letztern regulirt das Feuer, welches nach und nach verstärkt wird, nachdem man gleich Anfangs das Einsatzloch vermauert hat, bis die aufgeschichteten Gefäße glühen. Hierauf läßt man das Feuer ausgehen, die Gefäße nach und nach erkalten, bricht das Einsatzloch auf und nimmt sie heraus, was etwa nach 3 Tagen geschieht.



Töpferei. — Arbeit an der Drehscheibe.

Ehe die Gefäße jedoch gebrannt werden, überzieht man sie mit einem Gemisch leicht schmelzbarer mineralischer Stoffe, durch welche sie die Glasur erhalten. Diese Mineralien werden vorher zerpulvert, indem man sie auf einer Mühle mahlt und durch Wasser in einen Brei verwandelt; in diesen wird das Geschirr getaucht oder auch damit übergossen.

Eine viel schwierigere Arbeit ist die Bereitung der Glaswaaren. Das Glas besteht aus einer Mischung von Quarz oder Quarzsand, Soda, Glaubersalz, Pottasche, Kreide oder Kalkmehl und Glasscherben. Je nach dem verschiedenen Mengeverhältniß dieser einzelnen Bestandtheile erhält man die verschiedenen Arten des Glases. Um diesen Stoffen die Farbe zu entziehen,

setzt man Salpeter, Arsenik und Braunstein zu, wogegen der Zusatz anderer Mineralien dem Glase die verlangte Farbe verleiht.

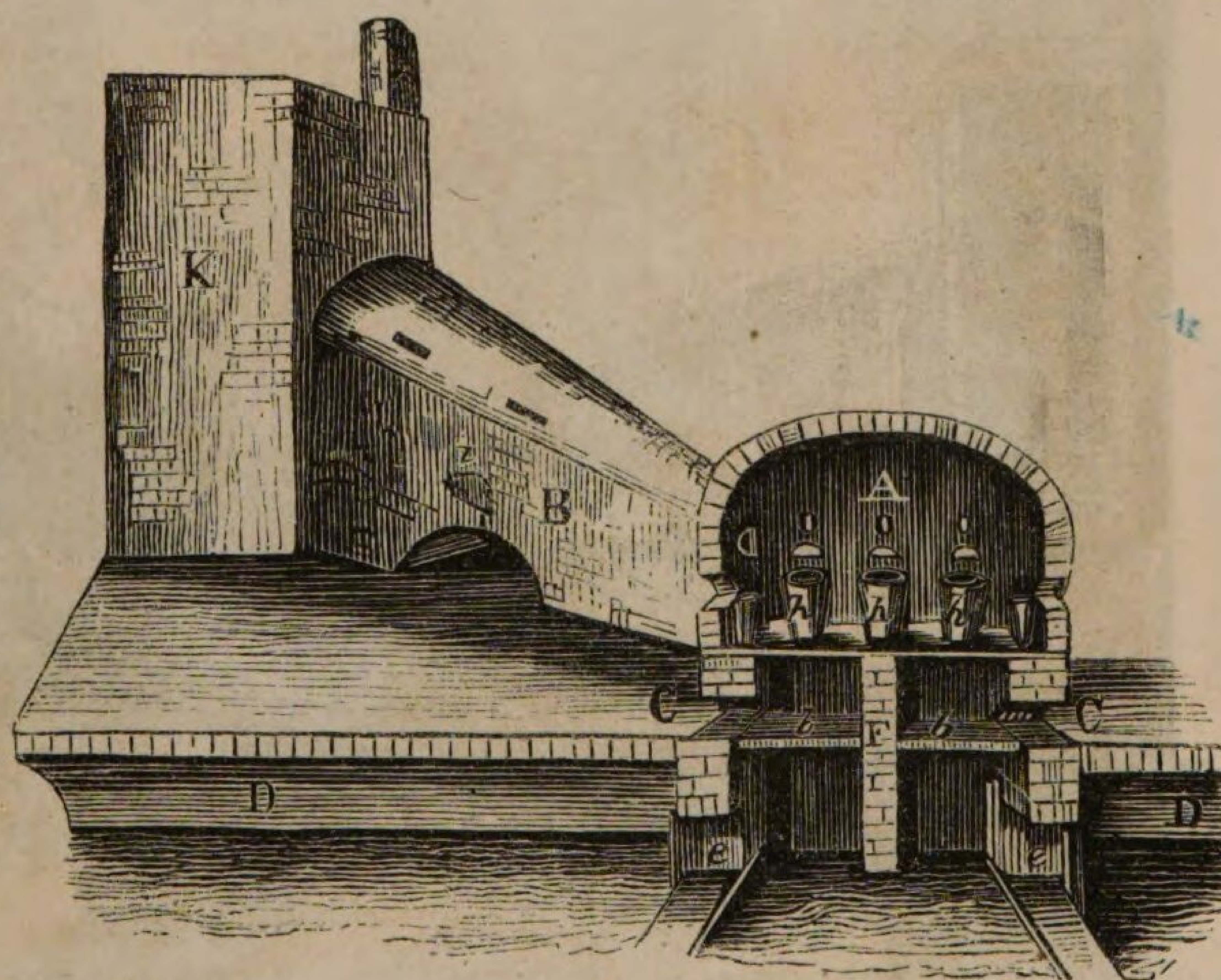
Nachdem die Bestandtheile des Glases gebrannt und zu Pulver gemahlen sind, wird dieser Glassatz in Trögen oder unter Walzen sorgfältig gemengt und in Nebenöfen, welche rechts und links neben dem kuppelartigen Hauptofen stehen, durch Rothglühen teigartig gemacht oder gefrittet, und nun erst in den eigentlichen Schmelzofen gebracht, indem die glühende Masse in mehreren Portionen in die 4 Fuß hohen Schmelztiegel aus feuerfestem Thon und Chamotte geschöpft wird, welche Glashäfen heißen, sobald sie eine länglich runde Gestalt haben, oder Wannen genannt werden, wenn sie viereckig sind, wie dies beim Spiegelglas der Fall zu sein pflegt. Der eigentliche Schmelzofen ist aus feuerfestem Thon gebaut, da er eine ungeheure Hitze aushalten muß. Zu unterst



Das Glasblasen.

befindet sich ein Aschenloch mit canalartigen Luftzügen (e), darüber der Feuerraum (b) mit einem Rost (F), darüber der viereckige oder runde Schmelzraum (A), über welchem zu beiden Seiten oder rund herum die Bank läuft, eine Erhöhung, auf welche die 4—10 Glashäfen (h) gesetzt werden. Ein Gewölbe schließt diesen Schmelzraum, doch ist über jedem Glashafen ein kleines Arbeiterloch angebracht, durch welches man die Glasmasse in den Tiegel bringt oder aus demselben herausnimmt, und unter der Arbeiteröffnung sind Aufbruchlöcher, durch welche man die Tiegel hinein- oder herausschafft, die aber während des Schmelzens vermauert sind. Durch Seitencanäle (B) leitet man die Wärme ab, um sie zu anderen Zwecken zu gebrauchen, indem in besonderen Abtheilungen der Glassatz gebrannt, gefrittet und das fertige Glas abgekühlt wird, während

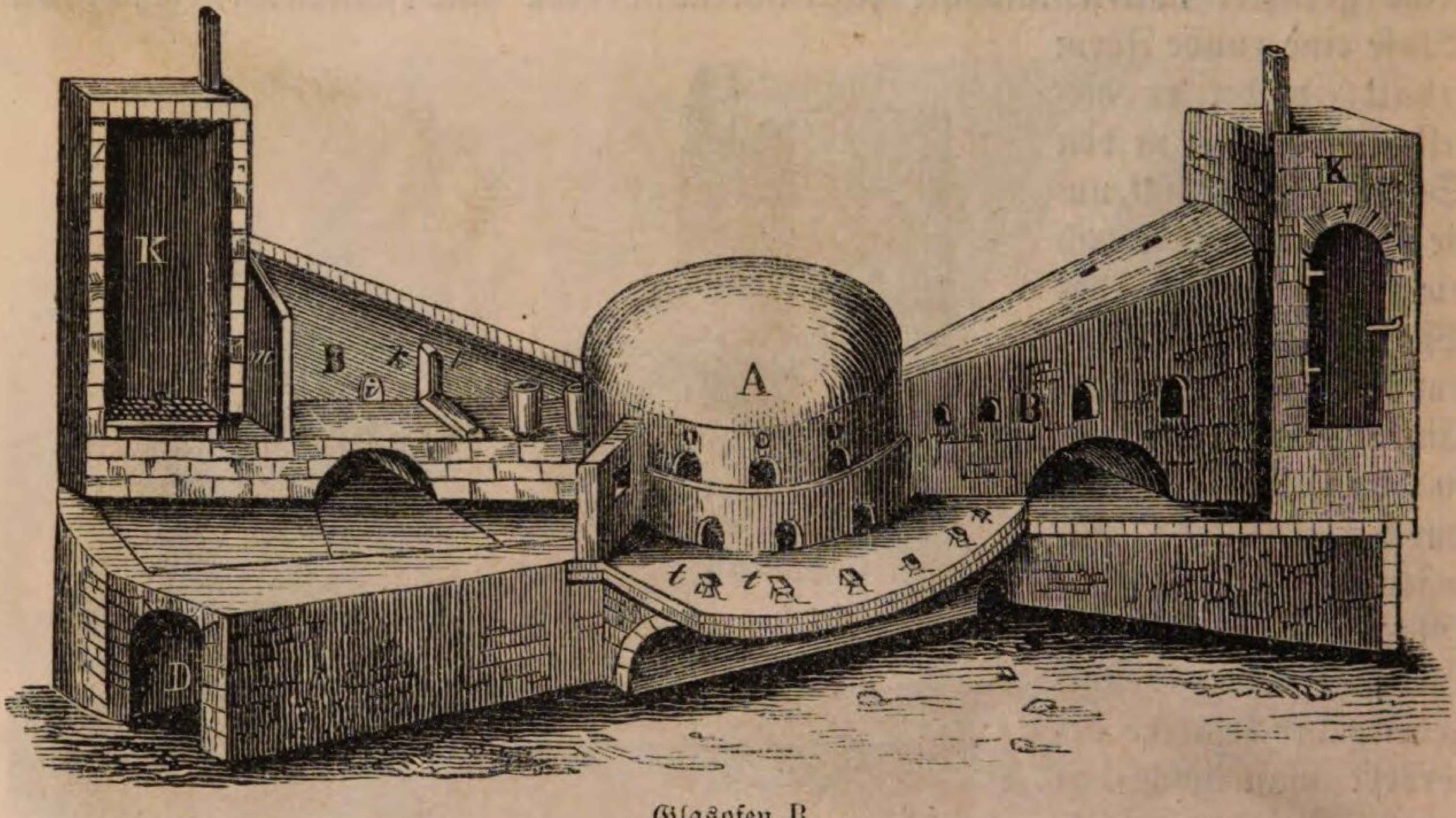
in thurmartigen Räumen (K) an den Enden das Holz zur Feuerung auf einem Roste gedörrt und durch Schornsteinchen Flugasche abgeleitet wird. Durch starke Hitze wird der Glassatz so geschmolzen, daß er flüssig wird, worauf man die oben schwimmende Unreinigkeit, die Glasgalle, abschöpft und die übrige Masse sich klären läßt. Von Zeit zu Zeit steckt der Arbeiter durch's Arbeitsloch die 5—7 Fuß lange eiserne Röhre, an deren einem Ende ein hölzernes Mundstück ist, in die Glasmasse, um deren Zähigkeit zu probiren. Hat sie die erforderliche Zähigkeit erlangt, so beginnt die Arbeit des Glasblasens, indem der Arbeiter das eine Ende der Pfeife in die flüssige Masse taucht, die Pfeife schnell herauszieht und in dieselbe anhaltend bläst, so daß die Glasmasse wie eine Seifenblase aufquillt. Dabei muß er die Pfeife senkrecht gerichtet halten und sie fortwährend drehen und schwenken, damit die Blase eine runde Form erhält, wobei er dieselbe wiederholt in den Schmelzofen bringt, um sie anzuwärmen. Durch die Bewegungen der Pfeife beim Blasen, durch das wiederholte Eintauchen der Pfeife in den Glashafen und durch erneutes Anwärmen kann man der Glasblase verschiedene Größe und Gestalt geben, und letzteres befördert man noch dadurch, daß man entweder geradezu die Blase in einer Metallform aufbläst, die aus zwei Hälften zusammengeschroben ist, oder daß man die Glasblase in einer Schablone von allgemeiner Form ausweitet. Hält man die Pfeife beim Blasen senkrecht empor, so sinkt die Blase zu einer platten Kugel zusammen, die man auf einem besondern Eisen anheftet, von der Pfeife löst und durch schnelles Drehen in eine runde Scheibe verwandelt. Da diese in der Mitte einen dickern Theil da hat, wo das Eisen angeheftet war, so muß man diesen herausschneiden, wodurch die beiden Glasstücke halbmondförmige Gestalt erhalten, welche man Mondglas nennt.



Glasofen A.

Wird die Pfeife aber senkrecht und unterwärts gehalten, so wird aus der Glasblase ein Cylinder, aus welchem man einen Halbcylinder mit einem Knopf machen oder den Cylinder der Länge nach mit Wasser bestreichen und diese Linie entlang mit einem glühenden Eisen fahren kann, so daß derselbe

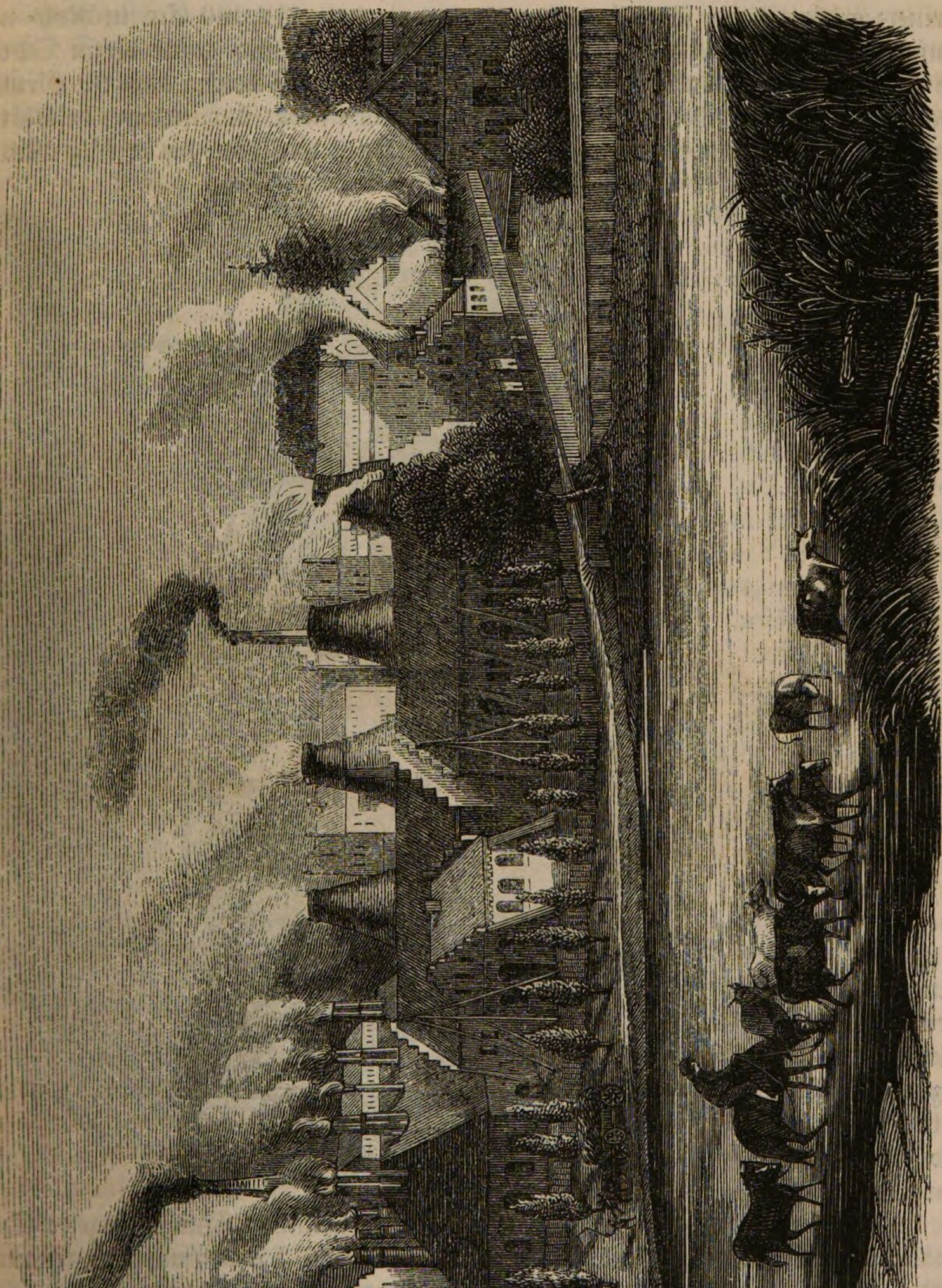
der Länge nach aufspringt, und, da er auf beiden schmalen Seiten vorher bereits geöffnet sein muß, zu einer Tafel umgewandelt erscheint, die sich im Streckofen gerade streckt und hierauf noch besonders glatt gewalzt wird, woher dieses Glas den Namen Walzenglas hat. Gewöhnliches grünes Hohlglas, z. B. Flaschen aller Art, wird aus freier Hand durch Blasen und Schwenken gebildet, der eingedrückte Boden und die Randwulst aber mit großer Behendigkeit gemacht; große Spiegel dagegen werden gegossen. Zu diesem Zweck führt man auf einem Rädergestell die Form heran, die aus einer polirten Stahlplatte besteht und an den Seiten von Leisten umrandet ist. Sobald der Glasfluß die erforderliche Reinheit hat, faßt man die Wanne mit einer Zange, hebt sie empor, zieht sie mit Haken an den Rand des Ofens und stürzt sie mit großer Schnellig-



Glasofen B.

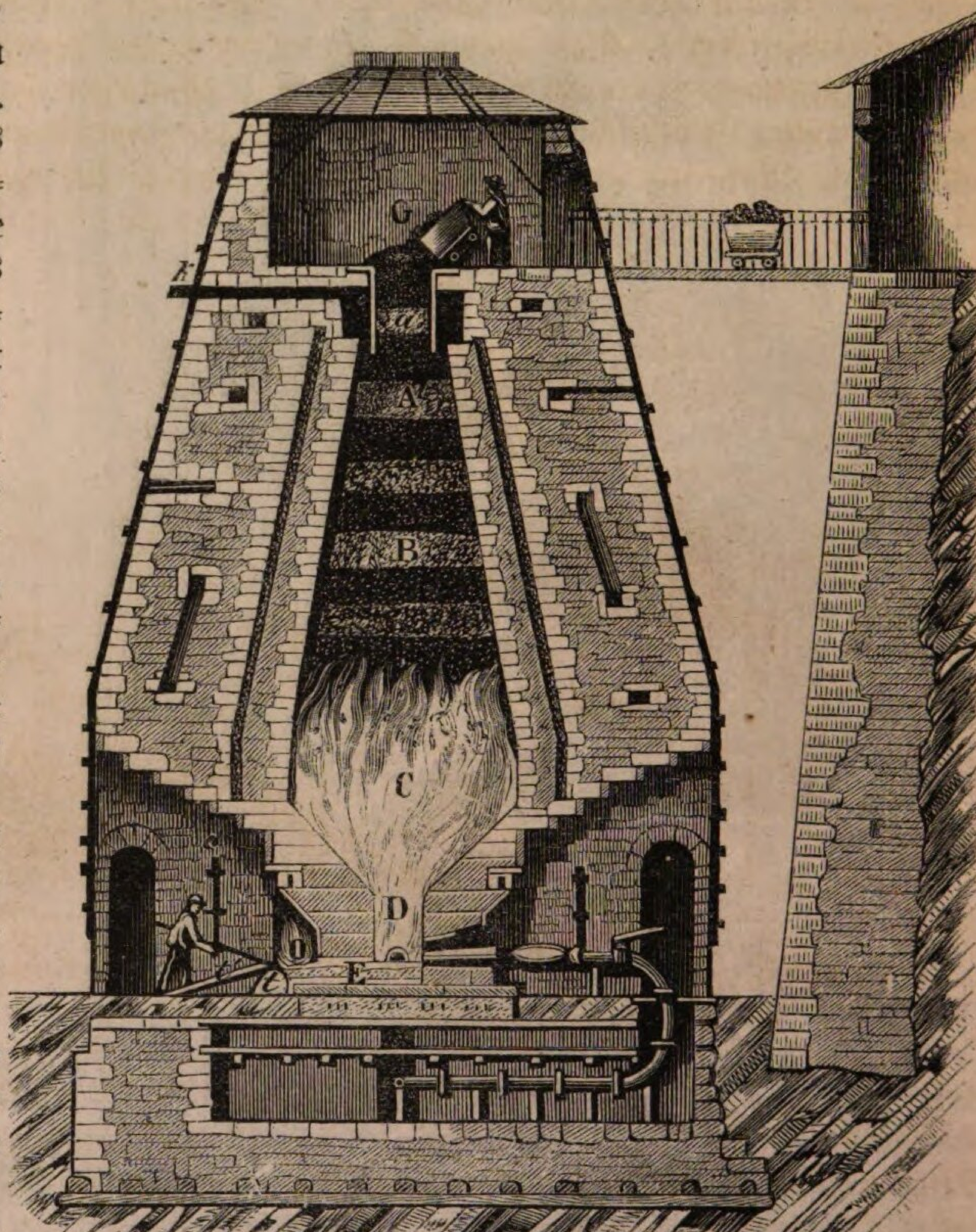
keit um, so daß die Glasmasse in die untergestellte Form fällt. Sogleich setzt sich eine eiserne Walze in Bewegung, glättet den Spiegel und treibt die überflüssige Glasmasse über die Leisten. Hierauf wird der Spiegel geschliffen und polirt durch besondere Maschinen, dann eine Zinnfolie auf dem Belegtisch ausgebreitet, in diese mit einer Bürste Quecksilber eingerieben und zuletzt damit leicht übergossen, so daß man nun den Glasspiegel darauf schieben kann. Damit er fest klebe, beschwert man ihn mit Gewichten, so daß das überflüssige Quecksilber abläuft — und der Spiegel ist fertig. Auch wenn die einzelnen Glaswaaren fertig sind, muß man darauf große Aufmerksamkeit wenden, daß sie nicht zu schnell erkalten, weil sie dann spröde werden und springen. Sie kommen daher in Abkühlöfen, in denen die Hitze nur nach und nach abnimmt.

Der wichtigste Bergbau und Hüttenbetrieb Schlesiens besteht in Steinkohlen, Eisen und Zink. **Niederschlesien** hat bei Waldenburg bedeutende Steinkohlengruben, die jährlich $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen (à $7\frac{1}{9}$ Kubikfuß) produciren,



Die Laurahüttenwerke.

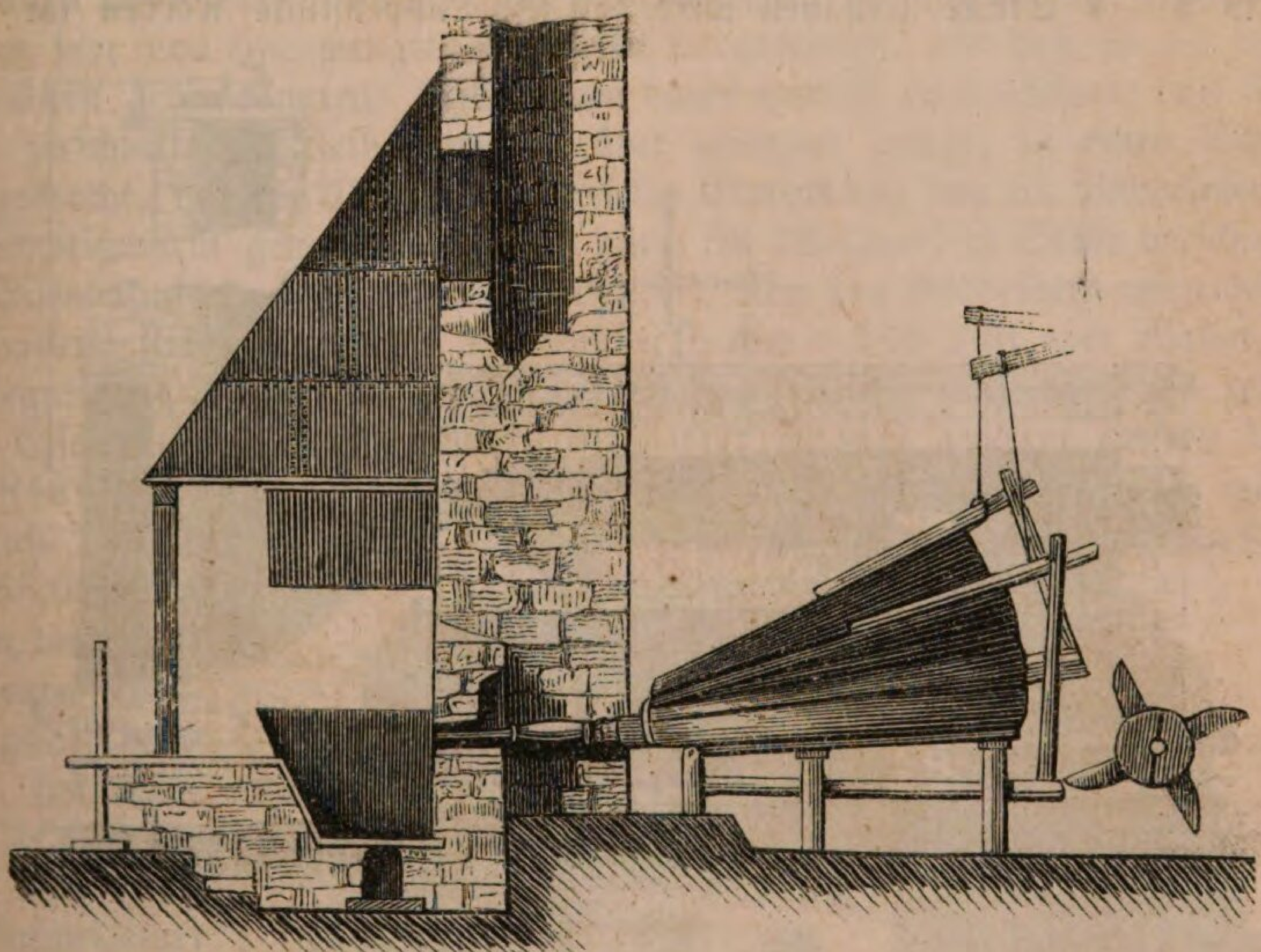
und an verschiedenen Orten Eisenhütten, zu denen auch das auf S. 34 abgebildete Reinerz gehört, deren jährliches Erzeugungsquantum 212,000 Ctr. in Roh- und Gußeisen besteht; allein diese Productionsmenge ist gering gegen die in Oberschlesien. Die Steinkohlenförderung im letzten Jahre betrug aus 90 Gruben über 9 Millionen Tonnen, wobei 10,000 Menschen unmittelbar beschäftigt wurden. — Nicht minder bedeutend ist die Eisenproduction, die in $1^1/_2$ Millionen Ctr. Roh- und Gußeisen besteht, von denen 210,000 Ctr. auf Staats-, das Uebrige auf Privatwerken und etwa die Hälfte durch Koaks (verkohlten Steinkohlen) dargestellt worden sind. Das größte Eisenwerk in Oberschlesien ist das Staatswerk Königshütte mit 8 Hohöfen, das größte Privatwerk, für jetzt, Laurahütte, von der die Abbildung auf S. 29 eine Vorstellung giebt. Sie besteht aus vier mit Koaks betriebenen Hohöfen, einer Gießerei und einem großen Puddelwerk, d. h. Stabeisenfabrik mittels Steinkohlen; sie erzeugt jährlich 130,000 Ctr. Roh- und etwa 215,000 Ctr. Stabeisen.



Durchschnitt des Hohofens.

Wir wollen über die Roh- und Stabeisen-Fabrikation Einiges sagen: Das Roheisen, wenn es bestimmte Formen angenommen hat, Gußeisen genannt, wird im Hohofen erzeugt. Ein solcher ist in der obigen Abbildung im senkrechten Durchschnitte dargestellt. Die Koaks und Erze, welche auf einem Plateau in gleicher Ebene mit dem obern Theile des Hohofens bereitet und vorbereitet (geröstet) worden sind, werden in eisernen Wagen auf Schienen nach der

Gicht G gefahren und in deren Oeffnung schichtweise eingestürzt, zuerst etwa 2 Tonnen Koaks, darauf etwa 6 Ctr. Eisenerze und $1^3/_4$ Ctr. Kalkstein als Fluß. Diese Brennmateriale und Erzschichten oder Gichten sinken nun von a nach A, nach B, dem Ofenschacht, wo sie sich vorbereiten, und von B, wo sie schon glühend sind, nach dem Kohlensack C, dem weitesten Theil des, einen abgestumpften Kegel bildenden Ofenschachtes, wo sie schon reducirt, d. h. das Oxyd in Metall verwandelt, anlangen. Aus dem Kohlensack gehen sie die ebenfalls kegelförmige Rast nieder in das Gestell D, welches einen viereckigen Querschnitt hat. Hier strömt durch drei Oeffnungen in den Wänden der vorher erhitzte Gebläsewind ein und schmilzt die reducirten Erze, d. h. er zerlegt sie in Roheisen, welches Kohle aufgenommen hat und auf den Boden

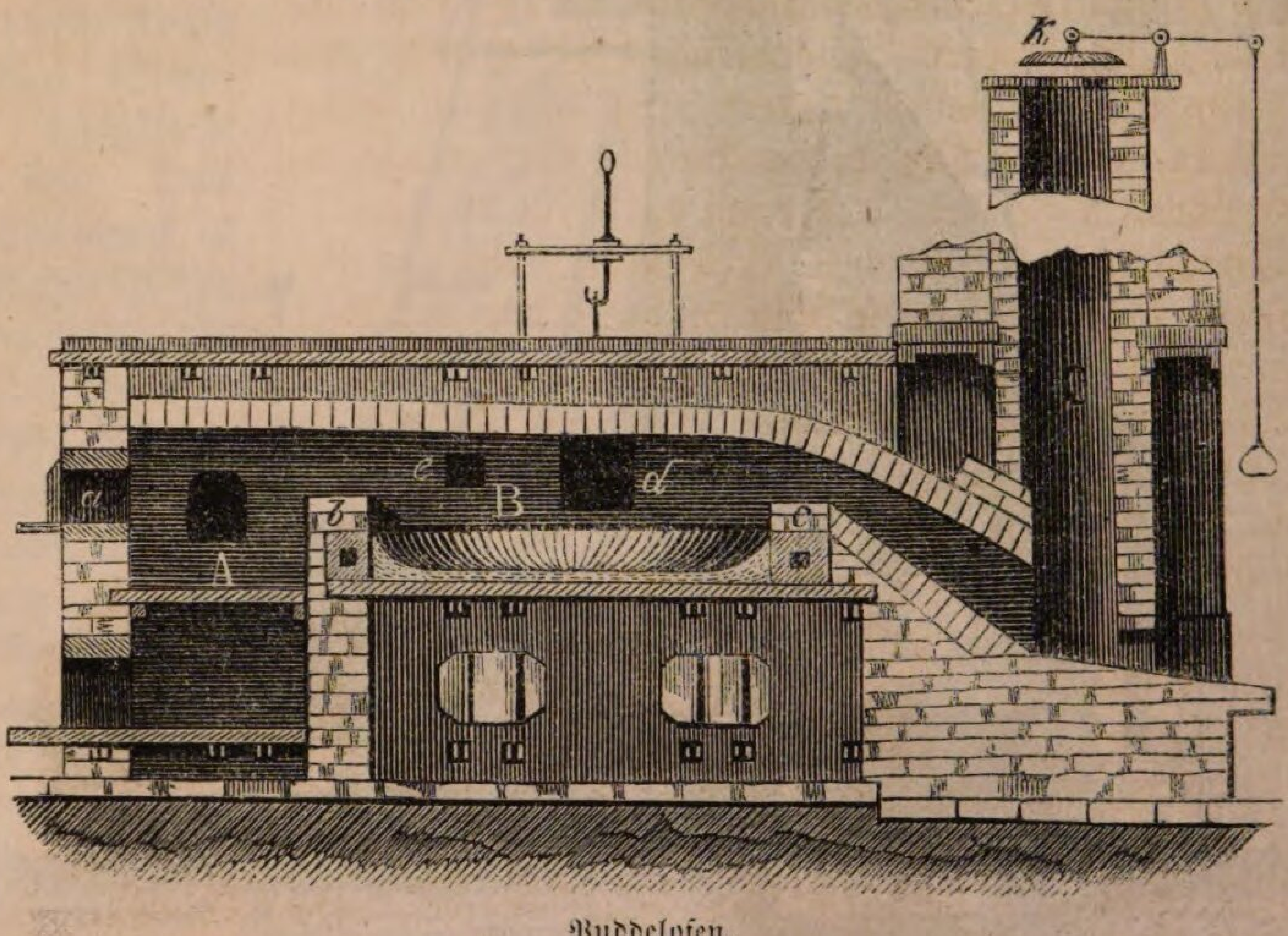


Frischherd.

des untern Theiles von dem Gestell, den Herd E, niedersinkt, von der im Wesentlichen aus Erden bestehenden Schlacke, welche auf dem Eisen schwimmt und durch den Vorherd bei O abläuft, während das Eisen alle 12 Stunden durch einen Schlitz, neben den Wallstein t, der gewöhnlich mit Lehm und Koaks geschlossen ist, in Formen abgelassen wird, in denen es erkaltet und die sogenannten Gänze bildet, die entweder zu Gußwaaren umgeschmolzen oder in Stabeisen verwandelt werden. Man kann das Roheisen auch aus dem Hohofen sogleich in Formen zu Gußwaaren ablassen.

Die Stabeisen-Fabrikation wird entweder in Frischfeuern bei Holzkohlen, oder in Puddelöfen bei Steinkohlen bewirkt. Im erstern Fall werden die Frischfeuer, von denen eines oben im senkrechten Durchschnitt abgebildet

ist, d. h. ein niedriger, aus eisernen Platten bestehender Ofen, dem durch eine Ferne der Wind eines Gebläses, hier zweier hölzerner Blasbälge, zugeführt wird, mit Holzkohlen gefüllt, auf welche man etwa $3^1/_2$ Ctr. Roheisen legt, welches einschmelzt und auf den Boden des Feuers geht, und bald einen Klumpen bildet. Derselbe wird mit einer Brechstange zerbrochen, emporgehoben, gewendet und von allen Seiten der Einwirkung des Windes ausgesetzt, so daß die Einwirkung des Sauerstoffes den Kohlegehalt im Roheisen verbrennt und geschmeidiges, schmiedbares Eisen herstellt. Wenn nach Verlauf von etwa $1-1^1/_4$ Stunden der Eisenklumpen, die sogenannte Luppe, gar ist, so wird sie aus dem Herde genommen, unter einem schweren Hammer in einen platten Kuchen ausgeschmiedet, der durch große Meißel mit Hülfe des Hammers in 3—4 Stücke zerhauen wird Diese Luppenstücke werden im Feuer



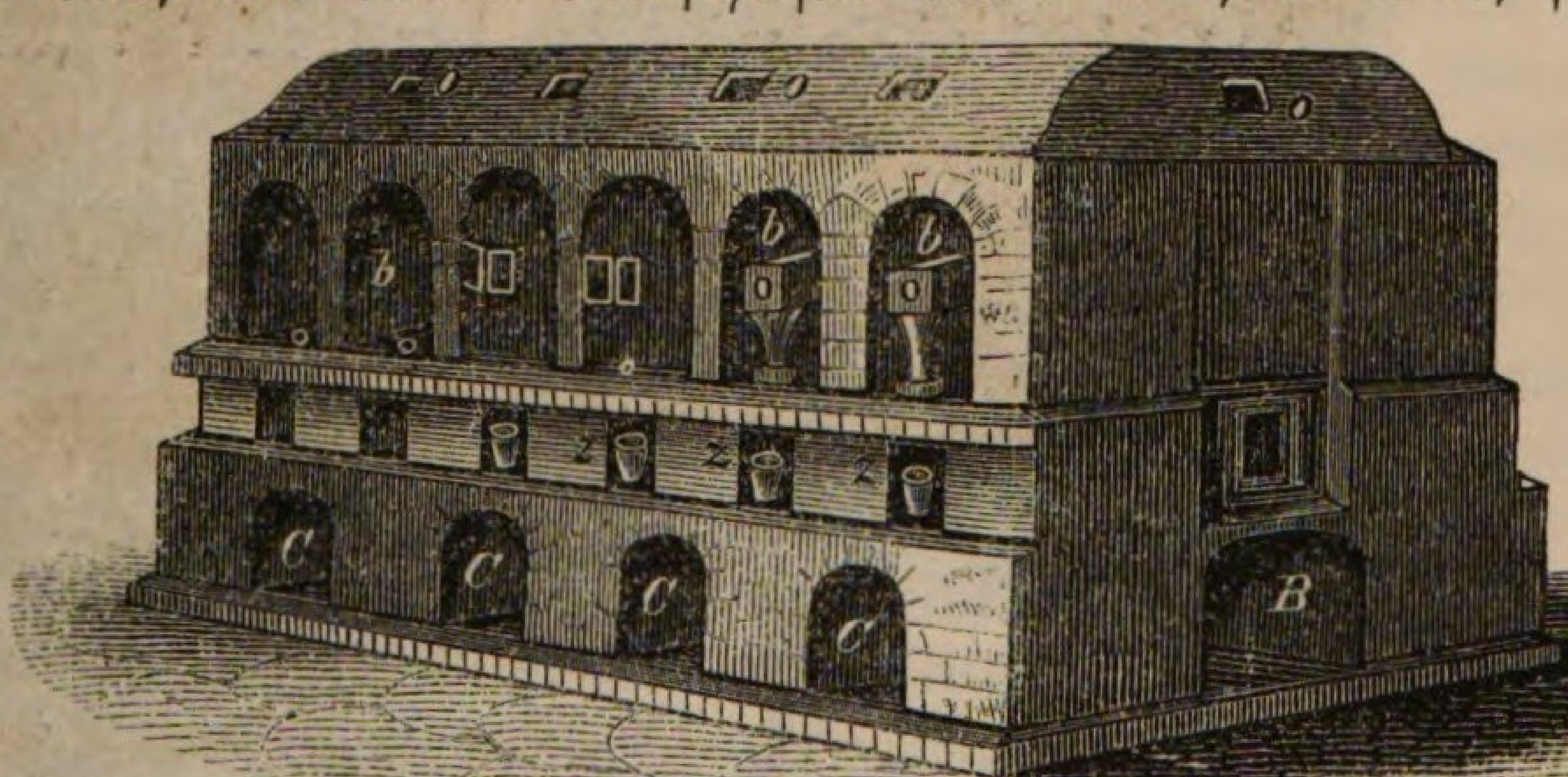
Puddelofen.

wieder gewärmt und dann entweder unter den Hammer sogleich zu verschiedenen verkäuflichen Stäben ausgeschmiedet, oder nur zu Kolben, d. h. starken Quadratstäben, die dann wieder glühend gemacht und mittels Walzen zu Handelswaaren ausgereckt werden.

Die zweite Art der Umwandelung des Roheisens in Stabeisen wird in sogenannten Puddelöfen bewirkt, von denen einer in der vorstehenden Figur im senkrechten Durchschnitt dargestellt worden ist. Auf den Rost A werden durch das Schürloch a. flammende Steinkohlen geworfen, die durch die unter dem Rost einströmende atmosphärische Luft, welche durch den Zug der 100 und mehr Fuß hohen Esse c angezogen wird, in eine starke Gluth kommen und auf dem Herde B des Ofens eine sehr starke Hitze entwickeln. Dieser Herd besteht aus Schweißofenschlacken, die auf einer unten liegenden gußeisernen

Platte durch die Hitze des Ofens selbst in eine teigige Masse verwandelt werden und eine Unterlage bilden, auf die mittelst der Oeffnung d etwa 3 Ctr. Roheisen gesetzt werden. Dasselbe kommt bald in Fluß und wird nun mittelst einer Brechstange, vorn mit einem Haken, die durch die Oeffnung c oder durch eine kleine Oeffnung in der verschlossenen Thür von d in den Ofen geführt wird, durchgearbeitet, gehoben und gewendet (gepuddelt), so daß durch den Sauerstoff der natürlich einströmenden Luft der Kohlengehalt des Roheisens verbrennt und das geschmeidige Eisen zurückbleibt. Aus den auf dem Herde befindlichen Eisenkörnern werden mittelst des Hakens 5—7 Luppen gebildet, durch die Hitze zusammengeschweißt, aus dem Ofen genommen, unter einem Hammer gezängt, d. h. in eine prismatische Form gebracht und dann sogleich zu Stäben ausgewalzt. Gewöhnlich sind dieselben, die sogenannten Rohschienen, noch zu sehr von eingemengten Schlacken verunreinigt, als daß sie ein brauchbares Eisen geben könnten. Sie werden daher mittelst einer Scheere von 3 Fuß Länge zerschnitten; dieselben werden über einander gelegt, in einen Schweißofen gebracht, der im Allgemeinen dieselbe Einrichtung wie ein Puddelofen hat, dort schweißwarm gemacht und dann durch ein Walzwerk in Stäbe verschiedener Art, Eisenbahnschienen, Blech ꝛc. verwandelt. Um den Puddelherd möglichst kühl zu erhalten, strömt durch die Röhren bei b und c kalte Luft oder Wasser, und zur Regulirung des Zuges im Ofen dient das Register oder Klappe k auf der obern Essenöffnung, die von unten mehr oder weniger geöffnet werden kann.

Zink erzeugt Preußen von allen Ländern der Erde am meisten, nämlich neuerlich 740,000 Ctr., und davon Oberschlesien allein 554,000 Ctr., so daß nur 186,000 Ctr. bleiben, die auf die Provinzen Westfalen und Rheinland kommen. In Oberschlesien wird aller Zink aus Galmei, einer Verbindung des Zinkoxydes mit Kohlen- oder mit Kieselsäure, gewonnen. Es geschieht dies durch einen Destillationsproceß auf folgende Weise: Der Galmei wird calcinirt, d. h. in einem Ofen geröstet, und das calcinirte Erz wird mit Kohle vermengt in die Muffeln gebracht, von denen hierneben eine abgebildet ist. Eine solche Muffel hat zwei Oeffnungen, eine untere, welche durch eine Platte verschlossen gehalten wird und durch welche die Rückstände herausgenom-



Zinkofen.



Muffel zur Zinkgewinnung.

men werden, und eine obere, in welche die Vorlage paßt, und durch welche das Gemenge mittelst einer Schaufel eingetragen wird. Ein Ofen, wie der S. 33 abgebildete, nimmt gewöhnlich in zwei Reihen à 5—6 Muffeln auf, wie man bei b, b ... sehen kann. In der Mitte, über dem Raum B, der durch den ganzen Ofen geht, ist ein Rost angebracht, auf dem mit Steinkohlen gefeuert wird, während der Rauch durch die Oeffnung o, o ... entweicht. In die obere Oeffnung der Muffeln wird eine knieförmige Röhre befestigt, die unten mit den Tiegeln z, z ... in Verbindung steht. Wenn sämmtliche Muffeln gefüllt sind, wird der Ofen gefeuert, jene kommen in Gluth, das Zink verflüchtigt sich, verdichtet sich aber in den mit Wasser gefüllten Gefäßen, und diese Destillation wird so lange fortgesetzt, als noch Tropfzink erfolgt. Dieser wird in eisernen Kesseln umgeschmolzen und gereinigt, und kommt theils als Blockzink, um zur Messingfabrikation, zum Vergießen, zur Bereitung des Zinkweißes benutzt zu werden, in den Handel, und theils wird er zu Blech ausgewalzt.



Eisenschmelze Reinerz.



Die Schneekoppe mit Baude.

3. Das Riesengebirge und seine Sagen.

Mit den warmen Strahlen der Maisonne beeilen sich Tausende von Reiselustigen auf Eisenschienenwegen und Chausseen, aus Stadt und Land, Vornehme und Geringe, sich dem Getriebe ihrer Tagesbeschäftigungen zu entrücken. „Ins Bad!" heißt dort, „Ins Gebirge!" heißt hier die Losung. Durch Wald und Flur, über Berg und Höhen, Thal und Ebene wandernd, sich dem Genuß einer reich gesegneten Natur hingeben, gehört zu den reinsten Freuden des Menschen. Wer Bedürfniß hierzu fühlt, den laden wir ein, sich unserer Wanderung anzuschließen.

Unser Ziel ist diesmal das Riesengebirge, jener Hauptast der Sudeten, welche nächst den Alpen in ihrer Gesammtheit den hoch aufstrebendsten Gebirgsstock in Deutschland bilden. Großartiger und gewaltiger erheben sich freilich die Riesen des bayerischen Hochlandes, Tyrols und der Schweiz mit ihren prächtigen Alpenlandschaften, mit ihren Gebirgsseen, finsteren Gründen, Gletschern u. s. w., und die langgestreckten Gebirgsleiber der Sudeten mit ihren Thälern, Schluchten und Gründen können sich mit jenen nicht messen; dennoch bieten auch sie des Sehenswürdigen und Reizenden so mancherlei, daß kein Wanderlustiger es bereuen wird, unser Begleiter geworden zu sein.

Das Riesengebirge, die Grenzscheide zwischen Böhmen und Schlesien, ist das höchste Gebirge in der weiten Strecke zwischen den Alpen und Kjölen Norwegens. Zwar hat es nur eine Länge von 5 Meilen und eine Breite von 3 Meilen, aber es entfaltet auf diesem engen Raume alle Schönheiten

des Hochgebirges, und ist außerdem durch seine anmuthigen Sagen weit und breit volksthümlich geworden. Steil und wandartig steigt das Gebirge von der schlesischen Seite aus dem 11—1500 Fuß hoch liegenden Hirschberger Thale empor, indem es von dem Bober bis zu den Zuflüssen des Zacken als breiter, zusammenhängender Kamm sich ausdehnt. Dieser ist in der Mitte muldenartig eingesenkt, so daß die Seitenränder etwa 500 Fuß über die Mulde emporragen, im Durchschnitt 4000 Fuß hoch sind und noch höher steigende Bergkuppen tragen, welche von gewaltigen Granitblöcken so dicht bedeckt werden, daß die Bergkuppen aus solchen Trümmern aufgebaut zu sein scheinen. Während der Nordfuß des Gebirges kaum 1 Meile weit vom Hauptkamme entfernt ist, streckt sich der Südfuß wenigstens 2 Meilen weit aus. Außerdem legen sich so viel Bergzüge und Hügel vor den Hauptkamm, daß man von Böhmen aus nur unmerklich ansteigt, dabei Wand hinter Wand sich erheben sieht, ohne indessen den großartigen Anblick einer 3000 Fuß aufsteigenden Gebirgswand zu haben, wie man ihn von Schmiedeberg, Landeshut, Warmbrunn, Hirschberg u. s. w. aus genießt.

An den Vorbergen und ihren Laubwäldern entlang, zwischen denen in offenen Gegenden Roggen-, Hafer- und Kartoffelfelder als langgezogene gelbe und braune Streifen sich an den Hängen und über die sanftgekrümmten Bodenwellen hinziehen, dehnen sich die Gebirgsdörfer mit ihren stroh- und schindelbedeckten Häusern, klappernden Mühlen, Kirchthürmen und Fabrikgebäuden in meilenlanger Verzettelung aus. Da schimmern hier auf frischgrüner Wiese die weißen Flächen der Leinwandbleiche, dort läutet im Busch die helle Glocke der Kuhherde, oder es schallt vom Ackerfeld herüber das Hott und Hü des Pflügers, während am Teiche eine Gänseherde schnattert, wenn die Straße entlang eine elegante Equipage oder ein abgenutzter Stellwagen nach einem Badeorte zu dahinrollt. In der Höhe von 2000—3600 Fuß steigen an dem Gebirge die dunkelblauen Wälder des Nadelholzes empor, zwischen denen in Lichtungen bald eine hellgrüne Wiese mit einer Baude, bald eine kahle Felswand oder eine burgartig gestaltete Klippe hervortritt und in das Dunkelblaugrün der duftigen Nadelwälder Abwechselung bringt. Diese wird um so angenehmer, wenn dahinjagende Wolken in seltsamen Gestalten über die Halden ziehen, oder Nebelstreifen gleich Schleiern auf und nieder wehen, oder zwischen Wolkenschatten helle Sonnenflecken hier eine Wiese, dort eine Schlucht, eine Klippe oder eine Felswand grell beleuchten und in scharfen Umrissen aus dem angrenzenden Schatten hervortreten lassen. Stille weilt in diesen finsteren Forsten; nur in den Wipfeln summt und klingt es heimlich leise wie ein verwehter Kirchengesang; durch die geräumigen Säulengänge der braungrauen Stämme schallt nur selten der helle Schrei eines unsichtbaren Vogels wie ein Märchen vom singenden Baum; wohl aber rauschen aus schmalen Felsspalten Bergwässerchen von den Halden herab, wo Schnee- und Regenwasser oder die trüben Quellen eines Moores Abfluß suchen. Eigenthümlich stimmen diese Gebirgslaute der Wildniß, dieses Rauschen, Summen und Murmeln, die Vogelstimmen und die

Sprache der Lüfte, all' diese Zeichen eines unsichtbaren Lebens in der sonst so schweigsamen Wald- und Gebirgseinsamkeit. Dazwischen tobt und heult ein losgebrochener Sturm, winseln und ächzen die tiefgebeugten Fichten, krachen niederstürzende Tannen, schäumt der Bergbach, pfeift und stöhnt es an den scharfen Ecken der Klippen, wenn Höhe und Tiefe in Aufruhr zu gerathen scheinen, bis nach einigen Stunden das Sturmwetter vorüber ist, die Steine vom Regen triefen, die Bäume helle Tropfen abschütteln — als ob sie nach bestandener Gefahr still nachweinten — bis die Bergwasser ihren Zorn mäßigen, und der helle Sonnenschein den Felsen und Steinen die Angsttropfen von der Stirn wischt.

Weiter hinauf am Gebirge wird selbst dem Nadelholz das Fortkommen schwer. Die langen Winter und heftigen Stürme machen es verzagt, es verkümmert und verkrüppelt endlich zum Knieholz der Zwergkiefer, deren Stamm am Boden hinkriecht, wie wenn es sich scheute, den schützenden Boden zu verlassen. Nur 3—4 Fuß hoch ragt die strauchartige Spitze empor, und bildet hier zwischen Wiesen und kahlen Flächen einzelnes Buschwerk, oder überdeckt günstigere Hänge als Zwergwald. Nur in den Niederungen, so wie am Isargebirge wächst das Knieholz 8—10 Fuß hoch. Dieser Nadelholzstrauch bildet mit seinen vielfach gekrümmten Zweigen starres Gestrüpp, und sieht mit seinem Dunkelgrün wie eine Buchsbaumhecke aus, welche die Beete der Heidel- und Preußelbeeren, die Wiesen und Farrnkrautgärten einrahmt. Still ist es in dieser Wildniß, die nur das Heulen der Schneestürme, das hohle Brausen des Thauwindes und die Echo's der Gewitterdonner hört, welche um diese Höhen sich besonders gern tummeln. Nur selten vernimmt man das eintönige Zwitschern der einsamen Schneelerchen, die paarweise in diesen Höhen nisten, einander im Scherz jagen und um die Klippen und Gebüsche in raschem Fluge schießen. Auch die Schneeamsel läßt zuweilen ihren Ruf hören; dann ist es aber Tage lang lautlos öde auf diesen unwirthlichen Höhen, die nur der kühne Gebirgsbewohner besucht, um mit dem geschlagenen Knieholz seinen Schlitten zu beladen und ihn unter Lebensgefahr hinab ins Thal zu schleifen, wo der Drechsler aus dem biegsamen röthlichen Holze allerlei zierliche Sachen verfertigt, welche sein Knabe den Reisenden als Andenken an das Riesengebirge verkauft. Andere Holzbündel schleppt er als Winterfeuerwerk in seine Baude, oder verkauft sie in Glasfabriken und an Bleicher, denen die Asche und die Kohlen dankenswerthe Hülfe bei der Arbeit leisten.

Den eigentlichen Kamm des Gebirges vermag aber auch das Knieholz nicht zu erklimmen, weshalb er nackt und kahl ist: eine Wüstenei von Klippen und Steinblöcken, an welchen hier und da eine Flechte klebt, oder mit denen graue Strecken isländischen Mooses und schwammiger Moore wechseln, durch welche zuweilen eine Reihe gelegter Steine den schmalen Pfad bahnt. Acht Monate lang deckt der Winter diese Region mit schimmerndem Schnee, so daß die Baude oft ganz verschüttet wird, und deren Bewohner durch das Dach oder durch einen Stollen den Ausweg suchen müssen. Furchtbare Schneestürme treiben auf diesen Höhen ihr tolles Spiel, häufen hier ein Schneeschild an,

suchen dort eine Felsklippe zu verschütten, tanzen hier in tollem Wirbel über gefrorenen Mooren, errichten dort Schanzen und Wände, und streuen in schadenfrohem Uebermuth ungeheure Schneemassen hinab auf die unteren Berghänge, so daß die alten Tannen unter der Last ächzen. An anderen Stellen füllen sie tiefe Schlünde, welche dem Bache das Leben sauer machen, wenn er sich durch diese Massen den Weg wühlen soll. Nur nach schwerem Kampfe weicht der Winter von diesem kahlen Kamme, und selbst im Sommer kehrt er oft des Nachts heimlich zurück, hängt an das Dach der Baude blitzende Eiszacken, besäumt die Sträucher und Moose mit schimmernden Reifkrystallen, schmückt die Spitzen des Knieholzes mit feinen Eiszacken, und flüchtet dann vor der Sonne in die Schneegruben, in denen er ihren Strahlen trotzt. So liegen denn Monate lang die Bauden der Hochthäler unter Schnee begraben, über welchen der Gebirgsbewohner mit dem Hörnerschlitten oder mit dem Schneereifen, die er, um nicht einzusinken, mit einem Drahtnetz umgeben hat, oder bei Glatteis mit dem Fußeisen hinwegeilt. Strohbüschel auf 8 Fuß hohen Stangen bezeichnen ihm die Straße, damit er sich in dieser Schneewildniß nicht verirrt. Wo der Schnee an steileren Hängen aufgelagert ist, da stürzt er bei eintretendem Thauwetter auch wol donnernd und stäubend als Lawine herab, bricht sich durch die Tannen einen Weg, und schlägt dröhnend in eine Felsschlucht, aus welcher im Sommer rauschende Wasserfälle niederschäumen.

So still und einsam der abgerundete Granitkamm des nördlichen Gebirgsrandes auch ist, denn der südliche Gneißkamm hat scharf abgebrochene Kanten und Ränder, so hat auch er seine eigenthümlichen Schönheiten, da Wolken und Lichtbrechungen hier oben ihre Zauberspiele sehen lassen. In wunderlichen Gestalten ballen sich die Nebel und Wolken zusammen, indem sie plötzlich erscheinen und eben so plötzlich wieder verschwinden. Bald hat nur der Gipfel „eine Haube", während der Kamm im Sonnenschein schimmert, oder das Wetter „popelt" nur einige Gebirgsstreifen ein, oder Nebel „sackt" Gebirg und Thal ein, oder „das Wetter räumt auf und wird gescheiter", indem Nebel und Wolken in dünnen Streifen, Schichten und Faden zerfließen und verschwinden, man weiß nicht wohin. Da wogt und webt das Wolkenmeer, bald silberweiß strahlend, bald dunkelblau, bald grauschwarz beschattet; da schießen Wolkenheere gegen einander, jagen unter einander hin, heben und senken sich, zertheilen sich in Flocken, ballen sich zu krausen Haufen zusammen, dehnen sich in langen Schichten aus, breiten sich als unabsehbare Wand aus, spalten sich, und zeigen mitten in Wolken ein Stück Gebirge im hellen Sonnenschein. Hier stehen sie als golden glänzende Säulen, dort zeigen sie feuergelb strahlende Ränder, stürzen dann als Regengüsse oder Hagelschauer nieder, oder fegen als Schneewetter an dem oberen Bergregionen hin. Unerschöpflich ist die Phantasie dieser Wolkenbilder. Siehe, da springt plötzlich ein Regenbogen mit tiefgesättigten Farben über dem Gebirgsrande empor, oder es schwebt ein buntes Farbenspiel um den feinen Duft der Wasserfälle, oder es schreiten grauenhafte Luftbilder über die Kämme, die den unkundigen Reisenden erschrecken. Denn wenn die Sonne den Dünsten der

Hochfläche gerade gegenüber steht, so wirft sie die Schatten der Klippen, Menschen und Sträucher in riesiger Vergrößerung auf die Nebelwand, so daß man sich plötzlich mitten in einer Riesenwelt befindet. Der Reisende schreitet als baumlange Gestalt an furchtbaren Felskolossen hin, die nahe Baude wächst zu einer Riesenburg, das Knieholz steigt ins Unabsehbare hinein, kurz, man ist in den Zauberspuk Rübezahl's versetzt.

Wieder andere Wunder bringt der lichte Frühnebel des Sommermorgens, denn alsdann legen die Sonnenstrahlen einen farbigen Strahlenschein wie eine Glorie um die Köpfe oder Körper der Menschen und Thiere, oder es zaubert die Mittagshitze über den Steppen des Gebirgsrückens wogende Seen blauen Wassers, oder es entfalten sich prachtvolle Farbenspiele bei der Morgen- und Abendröthe, welche in den 5 Wochen der Sommersonnenwende 8—9 Stunden währt und die Nacht auf 10 Wochen fast ganz verbannt. Da taucht eine Bergspitze nach der andern aus der Dunkelheit empor, da schwimmen rosige und goldgelbe Lichter um die grauen Felshöhen, dann wieder wächst der helle Schein tiefer und tiefer ins Thal, oder wandert in gedämpften Farben an den Bergen empor, da verduften und zerfließen die Lichter zwischen Klippen und Schluchten, da leuchtet und strahlt es ringsum in wunderbarer Farbenfülle roth, gelb, dunkelblau, violett, braun und weiß, und da erscheinen die Landschaften bei veränderter Beleuchtung in tausend neuen Reizen.

Das großartigste Zauberspiel des Lichtes hat man aber von der Riesenkoppe selbst. Zieht tiefer unten ein Gewitter hin, dessen Wolkenwand die Berghänge und Thäler verdeckt, so meint man auf einer einsamen Wolkeninsel zu sein, auf welche der blaue sonnige Himmel freundlich niederschaut. Drunten aber wogen und wallen die Wolkenschichten und schlagen dunkle Wellen; blendende Blitze zucken aus der Gewitternacht, grellgelbe Feuerschlünde thun sich auf und schließen sich im Nu wieder, bis plötzlich die Wolkenwand sich spaltet und durch den Riß drunten das grüne Thal hervorschimmert. Die Wolkenkluft wird weiter und weiter, und siehe, eine ganze neue Welt taucht unten empor. Dunkle Waldstreifen schillern mattblau im Sonnenschein, lange Thäler im glänzenden Saftgrün der Wiesen thun sich auf, weiße Kirchthürme, braunrothe Ziegeldächer blinken traulich am waldigen Hügelrand, ein Bach oder Teich blitzt auf, die fernen Höhen stehen im grauen Silberduft des verdampfenden Regens, Alles glänzt so kräftig und frisch, daß man das Auge an der Farbenpracht nicht sättigen kann. Dazwischen laufen dunkle Schatten über die sonnigen Halden, schwanken die Grenzen der erleuchteten Fläche an den Berghängen auf und nieder, bis im Nu das ganze Gemälde vom Nebel verschleiert wird und wieder in die Nacht versinkt. Noch steht man staunend da und sucht sich das Geschehene in der Phantasie zu wiederholen, da verdünnt sich die Wolkenwand, löst sich in Flocken und zerfetzte Streifen auf, und ehe man sich erklären kann, wie dies zugeht, liegt das ganze Land in unabsehbarer Ausdehnung in hellem Schimmer des Sonnenscheins am Fuße des Gebirges ausgebreitet.

Haben wir die phantastischen Wolkengebilde bis jetzt betrachtet, so wollen

wir nun die phantastischen Felsgestalten des Hochkammes selbst kennen lernen. Kommen wir von der Tafelfichte (3550 Fuß) herüber, auf welcher der Kalmer Stein und neben ihr der kahle Gipfel des Heufuders über dem Dorfe Flinsberg eine reizende Aussicht gewährt, gehen dann durch's freundliche Queißthal hinauf nach den beiden Granitmassen auf dem 2800 Fuß hohen Schwarzen Berge, welche die Hochsteine heißen und eine der schönsten Rundschauen des Riesengebirges darbieten, wandern durch das 4 Stunden lange Dorf Schreiberhau mit seinen Schleierwebern, Glasfabriken, Glasschleifern, Holzwaaren- und Leinwandfabrikanten: so gelangen wir zu dem Wasserfall der großen Kochel, die vom Reifträger herabrinnt und in ziemlicher Breite bei den Kochelhäusern 45 Fuß tief herabstürzt. Auf dem schmalen Kamm den ausgetretenen Weg verfolgend, macht man einen Abstecher nach der romantischen Felsklippe der Rabensteine am Zackenthale, denen gegenüber der Höhlenstein liegt, aus dessen Ritzen an der Spitze der Rauch des Feuers dringt, welches in der Höhle an seinem Fuße angebrannt ist. Haben wir einen flüchtigen Blick auf die großartige Glasfabrik der Josephinenhütte geworfen, so eilen wir weiter und hören bald das Rauschen des Zackenfalls, indem wir an einer Felswand zu dem Becken hinabsteigen, in welches das Wasser niederdonnert, da der Zackerle vom östlichen Fuße des Reifträgers herab durch dunklen Wald in eine 120 Fuß tiefe Felsschlucht niederrauscht.



Der Zackenfall.

In drei Absätzen stürzt das Wasser, welches freilich im Sommer nur einen dünnen Strahl bildet, wenn es nicht vorher angesammelt ist, über zwei

Felsvorsprünge die enge Schlucht hinab. Ringsum steht dichter Wald; an den feuchten Granitblöcken wuchert Lattig und Farrnkraut; hier und da hat sich eine verwegene Fichte dicht an die Felsschlucht gewagt und schaut mit übergebeugtem Leibe dem verwegenen Bache nach, schüttelt bedenklich das Haupt und bebt erschreckt zurück. Schneeweiß schießt der Bach an den grauen Granitwänden vorüber, funkelnd irren die feinen Wasserstäubchen in dem Luftwirbel umher und blitzen wie tausend Sternchen, und unten im Kessel wogt und taumelt es von hochschäumenden Wellen, denen es in dem engen Kerker des Kessels zu enge wird, die aber, blind vor Zorn, den Ausweg nicht sogleich finden können und in heftigem Aufwallen rauschend an die Felsen anschlagen. Das eintönige Rauschen, das endlose Wallen und Brodeln im Kessel, das tiefe Schweigen der Felsen und Bäume, die öde Einsamkeit um den in Verzweiflung ringenden Bach bilden ein seltsames Gemälde aus Tönen und Farben. Hier blitzen Sonnenstrahlen von dem Wasserbogen, dort webt ein bunter Farbenschein an der duftigen Wand des Wasserstaubes gaukelnd auf und nieder, und noch märchenhafter wird die ganze Erscheinung, wenn man sich in die Höhle hinter dem Bogen wagt, welche der Wasserfall beim Sprunge vom zweiten zum dritten Absatze bildet. Von dieser Geldkammer aus, wie diese Nische heißt, sieht man den Zackerle wie ein weißes Strahlenband vor sich vorüberschießen; wie Glaskrystalle spielen die Wasserstrahlen in rothen, grünen, gelben und blauen Lichtern.

Steigt man das Gebirge wieder hinauf nach der neuen schlesischen Baude auf der schönen Bergwiese am Westabhange des Reifträgers, so geht man an den hohen Klippen der Sau- und Quarksteine vorbei rechts hinüber zur Elbquelle, die mitten auf der sumpfigen, mit Knieholz bewachsenen Elbwiese, 4260 Fuß hoch, entspringt, wo ihre Hauptquelle von einem Haufen Steine eingefaßt ist. Wanderlustig springen die kleinen Bäche oder Seifen, wie die goldführenden Quellbäche im Gebirge heißen, über Steinblöcke bergab; immer rascher und lauter wird ihr Gang, bis sie endlich dicht vor eine 200 Fuß senkrecht abfallende Felswand kommen. Hier ist kein Einhalten möglich; aufschreiend vor toller Lust schwingt sich die junge Elbe hinab, von Klippe zu Klippe, stürzt sich, wie wir S. 3 sahen, brausend an den gewaltigen Felsmassen vorbei, die sich ihr in den Weg stellen, und schießt als funkelnder Wasserbogen 100 Fuß hinab in den dunklen Waldgrund des Kessels, wo sie sich in dem sumpfigen Längenthal zwischen dem Hauptkamme und dem südlichen Parallelzuge mit dem Weißwasser vereinigt. Die Elbwiese senkt sich sanft nach Westen abwärts, ist dagegen schroff an ihrer Ostseite, über deren Rand die Elbe 1500 Fuß tief in den Elbgrund niederrauscht, während ihr gegenüber von der ähnlich gestalteten weißen Wiese (4248 Fuß) das Weißwasser den sanften Westabhang niederrinnt, die große Aupe aber 1200 Fuß tief über den steilen Ostabhang herabbraust. Die wildromantischen Schluchten, in denen die Bäche der Elbwiese hinabstürmen, heißen die Sieben Gründe, das Thal des Weißwassers mit seinen seltsam gestalteten Granitblöcken dagegen wird Teufelsgrund oder Rübezahl's Garten genannt, dessen Grab und Leichenstein bei Schreiberhau

in der Nähe des Kochels in zwei Felsklumpen gesehen wird. Jener südliche Parallelzug, der 4000 Fuß hoch und durch die genannten beiden Hochwiesen mit dem Hauptkamme verbunden ist, wird in seiner Mitte von der Elbe durchbrochen, die sich nach Böhmen zwischen langgestreckten Bergreihen einen Ausgang sucht.

Bereits sind wir der Schneekoppe nahe gekommen; ehe wir aber den nächsten Weg zu ihr hin verfolgen, steigen wir den Bergkamm von der Elbwiese hinauf, gehen an der hochragenden Klippe der Kanzel Rübezahl's vorüber, und betrachten die gewaltigen Schneegruben zwischen dem Hohen Rad und dem Spitzberge. Dies sind zwei ungeheure Schluchten, die gegen 1000 Fuß tief und durch den vorspringenden Grath des Granitfelsens in eine große und kleine getheilt sind. Senkrecht fallen die Felswände in die schneegefüllte Tiefe hinab; ringsum starren zerklüftete und zerrissene Ränder und Klippen, ungeheure Felsklumpen erheben sich in der Tiefe aus dem Schnee, und schauerlich ruft das Echo jeden Ruf aus den Schluchten und Klüften zurück, wie wenn tausend Geister hinter ihnen lauerten. In der kleinen Grube entdeckt man zwei Wiesen, aus deren einer die kleine Kochel als Quell herabrinnt. Hat man sich gesättigt am Anblick dieser beiden Schlünde und wendet sich nach Schlesien, so tritt die lieblichste Aussicht vor das Auge, deren Anmuth zu der Wildniß der Gruben einen schroffen Gegensatz bildet.

Folgen unsere Begleiter uns nun langsam bergauf, über das 4700 Fuß hohe Plateau des Hohen Rades, dann die steile Ostseite hinab, über große Strecken isländischen Mooses und duftender Veilchensteine, werfen wir einen Blick in die reizenden Thäler von Hirschberg und Schmiedeberg, und überschreiten nun die 4490 Fuß hohe Sturmhaube! Dann wandern wir über das Kleine Rad, an den Klippen der Manns- und Mädelsteine, an der Schlucht von Rübezahl's Gruft, an den einsamen Vogelsteinen und verschiedenen Bauden hin, an der steilen Kleinen Sturmhaube hinauf und hinab, über den flachen Querberg neben dem Teufelsgrunde, die vier Absätze des steilen Silberkamms dahin, von denen aus wir in der Nähe den Granitblock des Mittags- oder Teufelssteines sehen, und wenden uns endlich auf schmalem Pfade links nach den beiden Teichen, von deren Rande wir eine



Die Teufelskanzel (bei Hirschberg).

belohnende Aussicht haben. Siehe, da öffnen sich vor uns zwei Hochseen, 3760 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen! Hier schimmert, östlich vom Mittagsstein, der 550 Fuß breite und 1750 Fuß lange große Teich, dessen durchsichtiges Wasser einen Raum von 26 Morgen bedeckt. An 400—600 Fuß sinken die Teichränder senkrecht hinab zu dem 70 Fuß tiefen See, aus welchem die große Lomnitz abfließt. Knieholz und Gestrüpp kleben an den Klippen, mächtige Felsklumpen schauen aus der Tiefe, und Stille lagert über diesem Wasser, in welchem kein Fisch sich regt, welchen selten ein Insect umschwirrt, selten ein Vogel umflattert. Wilde Klippen ragen bis in die Mitte des Teiches hinein. Man glaubt sich mitten in eine furchtbare Gebirgswildniß versetzt, wenn man sich bis an das Ende der Klippe wagt. Nicht minder wild ist der 10 Morgen große, 21 Fuß tiefe kleine Teich in einer Schlucht an der nahen Seifenlehne; er ist 940 Fuß lang, 500 Fuß breit, und nährt Forellen.

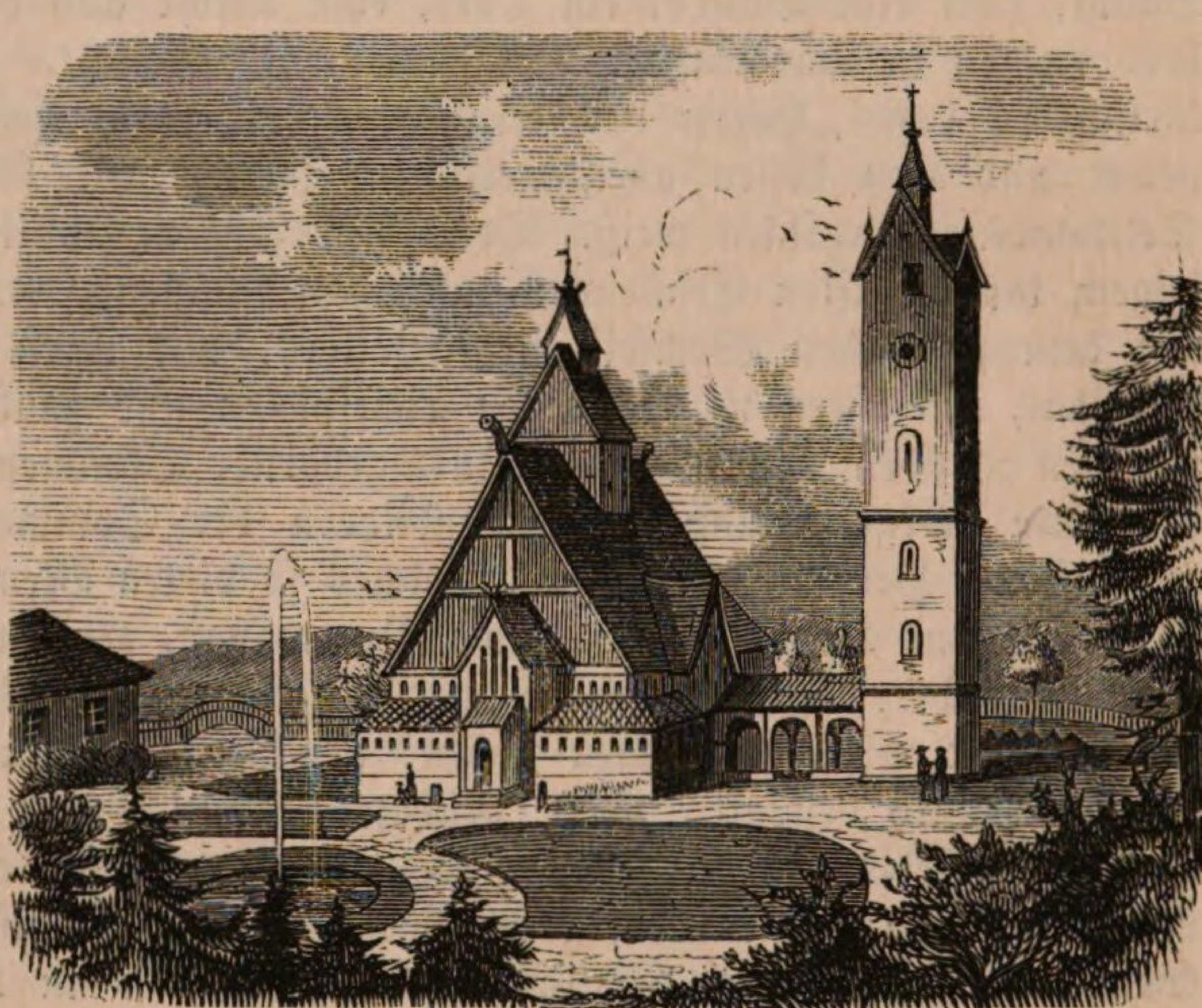
Doch uns treibt es weiter nach der nahen Riesenkoppe! Auf steilem Wege geht es hinauf, nachdem wir die steinige, sumpfige Ebene des Koppenplanes überschritten haben, an dem 2000 Fuß tiefem Aupengrunde hin. Der Sturm heult und winselt in den Klüften, kalte Nebel streichen an uns vorüber, öder und immer öder wird es, denn nur Moose und Flechten kleben an den nackten Felsblöcken. 900 Fuß hoch müssen wir vom Koppenplan aus steigen zu der 4990 Fuß hohen Koppe, deren Spitze ein Plateau von 300 Schritt im Umfange bildet, welches eine sturmfeste, 40 Fuß hohe und 26 Fuß im Durchmesser haltende Kapelle mit 4 dicken Mauern und kleinen Fenstern trägt. Ursprünglich war dieser Thurm, welchen Graf Schaffgotsch 1661—81 bauen ließ, auch dem Gottesdienste gewidmet, denn es wurde zu ihm jährlich mehrere Male gewallfahrtet. Diese Kirchgänge müssen aber mit der Zeit sehr spärlich geworden sein und sich dagegen die Zahl der Reisenden gemehrt haben, so daß das Kirchlein seit einem Vierteljahrhundert als Herberge diente. So unbequem es auch in dem rauchigen Raume sein mochte, so fand man Wohnung und Schlaf nach einem anstrengenden Marsch doch behaglich. Man hatte ja in dem höchst gelegenen Gebäude Norddeutschlands übernachtet, und dieser Ruhm war einiger Mühseligkeiten werth. In neuester Zeit ist das Gebäude dem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben und ein besonderes Herbergslokal erbaut. Da hier oben fast immer wilde Stürme rasen, Nebelwolken kommen und gehen, so muß der Koppenbesteiger auf Unannehmlichkeiten aller Art gefaßt sein, und der Zweck seiner Reise, das erhabene Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen, wird seltener erlebt, als man hofft; selbst die großartige Rundschau ist nicht immer in ihrer Vollständigkeit oder prächtigen Beleuchtung zu genießen. Keine Feder aber kann das Schauspiel des Sonnenaufgangs schildern, wenn Wetter und Beleuchtung dem Besucher günstig ist. Undurchdringliches Dunkel ruht über Wald und Thal, schwere Nebel haben sich in Schluchten gelagert, hängen wie schwarze Mäntel um die Berge, und in mattem Scheine schaut der Sternenhimmel voll erhabener Ruhe hernieder auf Millionen schlummernder Menschen. Siehe, da zeigt sich im Osten ein dünner heller Streifen

am Rand des Horizontes. Der Streifen wird breiter und breiter, sein braungelber Schein geht in goldgelben Schimmer über, ein weißer Lichtschein fliegt über den ganzen Horizont, ein farbiger Duft weht den Himmel hinauf, und färbt die Wölkchen hier rosig, dort blutroth, hier tiefpurpurn, dort brennt eine Wolkenzacke wie geschmolzenes Gold. Immer lichter wird der Himmel, sein Schwarzblau wird hellgrau, dann hellblau, und an verschiedenen Stellen schimmern zwischen rosigen Wolken tiefblaue Streifen wie Flüsse und Seen hervor. Plötzlich sieht der lauschende Koppenbesucher sich und den Berg von einem Lichtschein umflossen, der noch keine Grenzen hat und sich in Dämmerung verliert. Endlich zuckt die Sonnenscheibe ruckweise über dem Horizont empor, Strahlenbündel schießen nach allen Seiten, die Berggipfel treten als silbergraue Inseln aus dem Dunkel, die Umrisse der Bergkämme treten schärfer hervor, von Licht umflossen; dann erkennt man auch die dunklen Schluchten und Klüfte, die an den beleuchteten Hängen hinabziehen. Immer tiefer sinkt das Dunkel in's Thal, in welchem gewaltige Nebel wallen und weißgraue Wellen schlagen. Braunroth schimmern die kahlen Kämme, schwarzgrün die Streifen Knieholz, blaugrün die Nadelwälder, wie Feuer leuchten die Fensterchen der Bauden, und bereits blitzt es von den hochgelegenen Schlössern, bis endlich der ganze Horizont im hellen Sonnenschein ausgebreitet liegt.

Welch' ein Panorama! Länder und Völker verschiedener Sprache überschaut man mit Einem Blicke! Man sieht eine Welt im engern Rahmen mit ihrer tausendfältigen Geschäftigkeit; tausend erhebende Gefühle stürmen auf des Beschauers Herz, und versetzen ihn selbst in fieberhafte Spannung. Auf und ab ziehen die hellgrauen Kämme der Bergzüge, zwischen denen sich grüne Thäler eingesenkt haben; Berg hebt sich hinter Berg, Hügel hinter Hügel, dahinter dehnen sich weite Ebenen aus, bis sich die Grenzen im silbergrauen Duft der Ferne verlieren; denn 11—12 Meilen im Umkreise werden sichtbar. Am Fuße des Gebirges dehnt sich das Hirschberg-Schmiedeberger Thal mit seinen Städten, Dörfern, Fabriken und Burgen aus. Am Rand des Westens deutet ein blauer Streifen das Erzgebirge Sachsens und davor der Jeschken die Lausitz an, während in einem Bogen nach Nordwesten die Bergspitzen des Riesenkammes aufragen, und hinter der Tafelfichte, vor welcher nach Nordosten zu der Hochstein, Kynast und Gräberberg sich zeigen, erkennt man die Landskrone, weiter hinauf nach Norden Greifenberg, dahinter Sorau, rechts hinauf Löwenberg, Sagan und im Norden Bunzlau, daneben Glogau und Goldberg, davor Hirschberg, und rechts neben Glogau Liegnitz, Jauer und nach Osten zu Breslau, Zobten mit Schweidnitz und dem Hochwald, ganz im Osten Neiße und die Eule, nach Südost die Heuscheuer, ganz im Süden Königgrätz und im Südwesten Prag und Tabor. Innerhalb dieses Ringes liegt die bunte Landschaft mit Städten und Bergen, Ackerflächen und blitzenden Stromadern, dunklen Gebirgen und gekrümmten Thälern.

Nur mit Mühe reißen wir uns von dieser Rundschau los, überlassen den Besuch des Teufelsgärtchens am Brunnenberge den Botanikern, welche

hier auf engem Raume die seltensten Pflanzen finden, und eilen den Berg hinab nach der Hampelbaude, welche 3866 Fuß über dem Meere liegt und der Nachbarschaft Sonnabends als Tanzlokal dient, auf welchem die Nacht hindurch gejubelt und getanzt wird. Nach einem Marsch von 2 Stunden haben wir das uralte Bauwerk nordischer Bauart, die Kirche Wang, erreicht, welche König Friedrich Wilhelm IV. hier errichten ließ, indem er die Hauptthür, zwei Pfeiler und einiges Schnitzwerk als Reste einer alten norwegischen Kirche ergänzen und eine Holzkirche nach jenem altnordischen Stil errichten, sie mit einem Umgange versehen und daneben für sich stehend einen steinernen Glockenthurm aufbauen ließ. Neben ihr stehen Schule und Predigerwohnung, und von der Terrasse hat man eine reizende Aussicht hinab nach Schmiedeberg. Schmuck und friedlich liegt das Gotteshaus mitten in der erhabenen Gebirgswelt, wie verloren in Wald und Berg. Auf den einstöckigen Wänden ruht ein hohes stahlblaues Dach, an dessen Giebelecken wunderliche Holzschnitzfiguren: halb Fisch, halb Drache, in die Luft ragen oder sich am Dachrande hinkrümmen, während in der Thüre, die mit wunderbarem Schnitzwerk bedeckt ist, die Inschrift steht: „Einardi ritzte mich!“ Auch im Innern sind Pfeiler, Altar, Wände und Bänke mit Schnitzwerk verziert, und durch die kleinen Bogenfenster fällt das Licht in die stillen Räume hinein so leise und verstohlen, als wolle es nicht stören. Diese Kirche stand in Norwegen am Wanger See, sollte aber, da sie verfallen war, verkauft werden. Da veranlaßte der Dresdener Maler Dahl den kunstsinnigen König, die Reste zu kaufen und die ganze Kirche nach Dahl's Zeichnung auf seinen schlesischen Bergen in alter Herrlichkeit wieder herzustellen. Wie im Norden steht der viereckige Thurm abseits von der Kirche, mit welcher er nur durch einen hölzernen Säulengang verbunden ist.



Die Kirche Wang.

Von dieser alten Kirche aus folgen wir dem Wege, der uns bergab führt, schreiten durch schlanke Tannen mit rauschendem Wipfel, über frische Wiesen hin, an seltsam gestalteten Felsklippen vorbei, und sehen uns urplötzlich in

einen Nebelstreifen eingehüllt, der mit jedem Augenblick dichter wird, bis er sich in eine eisig kalte Wolke verwandelt, die, vom Sturme getrieben, an uns vorüberschießt in nie endendem Zuge, wobei der Sturm uns selbst am Mantel, am Hut und Ränzel faßt, uns zerrt, rüttelt, stößt und schiebt, als wolle er uns den Berg hinabschleudern. Mit Mühe erreichen wir eine Sommerbaude am Rand eines sausenden Tannenwaldes, der mit undeutlichen Umrissen phantastisch aus der Wolke hervortritt. Der Regen rasselt und klopft auf das Dach der Baude, der Sturm rüttelt an ihr, daß ihre Pfosten dröhnen, und grauschwarze Wolkenzüge rollen und kollern über die grauen Berghänge und dunkelgrünen Waldstreifen hin, indem von Zeit zu Zeit durch einen Riß der Wolkenzüge hier eine Felsenklippe, dort ein Stückchen Wald, hier ein riesiger Baum, dort eine Baude, ein Dorf, eine Kirche aus der Nacht fahl beleuchtet hervortreten in märchenhaft verschwommener Gestalt. Da wird man unwillkürlich an den „Herrn des Gebirges" erinnert, den der Spott Rübezahl nennt und von dessen abenteuerlichen Thaten der Gebirgsbewohner so viel Seltsames zu erzählen weiß. Denn Rübezahl versinnlicht in seiner Person, in seinem launenhaften Erscheinen und phantastischen Herrschen die Gebirgsnatur mit dem plötzlichen Wechseln des Wetters, mit ihren Stürmen und Wolkengestalten, mit ihren wundersamen Lichtspielen und zauberhaften Nebelgestalten, mit den Klippen voll seltsamer sturmgeborner Stimmen, mit den Blendwerken der Fata morgana und den Trugbildern der Sommermittagshitze. Zugleich aber ist der Herr des Gebirges, welches so vielen Menschen Segen und Unterhalt, heilsame Kräuter, arbeitsame Bergwasser, Holz und Gras, Metall und Glas gewährt, der Wohlthäter und Helfer in der Noth, welcher dem Redlichen beispringt, den Armen schützt, den Dankbaren und Genügsamen lohnt, den Uebermuth bestraft. Kurz, Rübezahl ist nicht nur der launenhafte Naturgeist des Gebirges, sondern er stellt auch den sittlichen Geist, die sittliche Lebensanschauung der Gebirgsbewohner dar. Daher ist er eine volksthümliche Gestalt geworden, hat die Poesie des Märchens in die großartigen Scenen der Gebirgswelt gebracht und wurde der Stoff der traulichen Abendunterhaltungen der Baudenbewohner, den Niemand prächtiger nacherzählt hat als der berühmteste Märchenmann Musäus. Gar schauerlich süß hören sich die Märchen in der schlichten Erzählung der Großmütter an, wenn die Familie in stürmischer Nacht um den knisternden Kienspan sitzt, der statt der Lampe die Wohnstube mit seinem grellen Lichte erhellt, neben welchem dunkle Schatten unheimlich wehen und spielen und die alltäglichen Dinge zu phantastischen Gestalten verzerren. Der Vater schnitzt Holz, Mutter und Töchter drehen emsig die Spindel, die Knaben machen aus den Holzschnitzeln allerlei Thier-, Baum- und Menschengestalten für den Weihnachtsmarkt, an der Dachecke heult der Wind in auf- und abspringenden Tönen, die Tannenzweige klopfen an die kleinen Fensterscheiben, als begehrten sie Einlaß, Regentropfen schlagen ruckweise in prasselnder Eile dazwischen an die Scheiben, und von Zeit zu Zeit tritt der Mond aus dahinjagenden Wolken hervor, indem er seinen matten Schein über die

Tannenwipfel, die regenfeuchten Felsblöcke und in das rauchige Zimmer wirft. In einer solchen Umgebung ist man empfänglich gestimmt für Märchen, und Jung wie Alt lauscht andächtig der Großmutter bedächtiger Erzählung.

Da erzählt sie von dem Wurzelgräber, der aus Habgier sich trotz der Warnungen des mächtigen Berggeistes in dessen Kräutergarten wagte und ihn beraubte, bis ihn der erzürnte Geist endlich ergriff, in die Luft entführte und in Fetzen zerriß, oder wie Rübezahl dem Schustergesellen, der ihn mitten im Gebirge durch allerlei Schimpfreden verhöhnte, des Meisters Silbergeschirr in den Ranzen packte, so daß der Gesell als Dieb vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt wurde. Doch Rübezahl wollte den Uebermüthigen diesmal nur durch den Schrecken bestrafen; deshalb erlöste er ihn aus dem Kerker, um an des Gesellen Stelle gehängt zu werden. Durch Grimassen und wunderliche Geberden brachte er den Henker, den Magistrat und die Zuschauer fast außer Fassung, die endlich ihren Augen nicht trauen wollten, als sie statt des Missethäters einen Strohwisch am Galgen hängen sahen. Gar Viele dagegen, die dem Herrn des Gebirges bescheiden begegneten, wurden reichlich beschenkt. Dem Einen gab er einen grünen Busch, dem Andern einen Stock oder Kegel, noch Andern Holz, Kohlen, Laub oder Steine. Wenn sie klug waren und die empfangenen werthlosen Dinge behielten, siehe, so verwandelten diese sich daheim in schönes reines Gold. Freilich wußten nur Wenige dieses Glück zu schätzen, sondern warfen Holz, Laub und Stein, wenn sie ihnen lästig wurden, von sich, bis sie daheim ihren Schaden gewahr wurden, indem sie irgend ein Ueberbleibsel der verschmähten Gabe in Gold verwandelt sahen. Vergeblich eilten sie ins Gebirge zurück, um die weggeworfenen Schätze aufzusuchen. Sie fanden keine Spur von ihnen; denn wer verschmäht die kleinen Gaben, soll die großen auch nicht haben! dachte Rübezahl.

Mitunter plagte den Berggeist Langeweile, und dann trieb er allerlei Schabernack mit den Reisenden, denen er grade begegnete. Einst kommt ihm ein Glaser entgegen, schwitzend und keuchend unter der Last seiner zerbrechlichen Waare. Haha! lachte Rübezahl, kommst mir gerade recht! Im Nu hat er sich in einen Klotz verwandelt, der ein recht bequemes Ruheplätzchen darbot. Ei, denkt der Glaser, das paßt ja recht schön! Er legt seinen Glaskasten ab, lehnt ihn an den Klotz, und setzt sich selbst darauf. Milde Lüftchen umwehen ihn, er fühlt sich gar behaglich, fängt an einzunicken, und murmelt vor sich hin: „Nun müßte Rübezahl kommen und mir den Glaskasten nach Hause tragen, denn der hat ja nichts zu thun und hat doch so viel Kraft.“ Eben nickt er wieder ein wenig vorn über, da regt sich plötzlich der Klotz, mit einem Schrei springt der Glaser auf; doch in demselben Augenblick rollt der Klotz über seinen Glaskasten, der gleichfalls umgefallen war, und zerquetscht ihn, daß die Splitter kreischend umherfliegen. Trostlos steht der Glaser vor dem Kasten, ringt verzweifelnd die Hände, und ruft: „Ich bin ein ruinirter Mann!“ Betrübt schleicht er das Thal hinab. Doch so böse hatte es Rübezahl nicht gemeint; denn vor seiner Hausthür findet der Glaser

seinen Kasten mit den unversehrten Glastafeln angelehnt. Rübezahl hatte ihn hingetragen.

Noch ärger sprang er mit einem Boten um, der hoch auf dem Bergkamme, wo ihm das Gehen recht sauer wurde, im Unmuth ausrief: „Der Rübezahl könnte es armen Leuten auch bequemer machen und Reitpferde bereit halten!“ Der Berggeist hatte dies gehört und wollte dem Boten eine Lection geben. Nicht weit war dieser gegangen, knacks! so zerbrach sein Gehstock. „Na, das fehlt noch,“ klagte der Bote, „hier mitten auf dem steinigen Gebirge! Wenn der Rübezahl nur so gescheit gewesen wäre und hätte hier Bäume wachsen lassen, so könnte man sich doch einen Stock abschneiden!“ Kaum ist er aber 100 Schritt weiter, so steht ein Gehstock, ganz wie der seinige, an einen Felsblock angelehnt, ringsum aber war kein Mensch zu sehen. Der Bote schaut sich um, ruft, pfeift — alles bleibt stumm und öde. „Nun denn Glück zum Tausche,“ sagt der Bote, ergreift den Stock, besieht und probirt ihn, freut sich des glücklichen Fundes und schreitet an dem neuen Stocke munter vorwärts. Doch der Stock wurde schwer und schwerer, ohne daß der Bote die Ursache hiervon entdecken konnte. Da wollte es der Zufall, daß ihm der Stock zwischen die Beine und er darauf zu reiten kam. Im Nu hebt sich der Stock mit seinem Reiter, der ein gewaltiges Angstgeschrei erhebt, steigt höher und höher, und fährt mit ihm über Klippen, Abgründe, Wälder und Wiesen dahin. Der Bote klammert sich mit beiden Händen an, verliert im wilden Saus den Hut, die Füße hängen schlotternd in der Luft, Falken und Raben fliegen unter ihm hin, Kirchthürme schauen aus den Thälern zu ihm auf, doch immer fliegt der Stock in weitem Kreisbogen das Gebirge hinab. Da vergehen dem Boten vor Angst die Sinne; er sieht nur noch, wie der Stock niederkreist in eine öde Felswildniß voll wunderlicher Steinklumpen. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, sinkt er zu Boden nieder und hat lange gelegen; denn als er erwachte, war eben die Morgensonne hinter der Schneekoppe emporgestiegen. Der Bote aber lag vor seinem Hause, neben ihm lag sein Stock und sein Hut. Verwundert erhob er sich, aber die Nachbarn höhnten ihn noch lange, daß er so dumm gewesen sei, die Nacht vor seinem Hause zu schlafen, da er es drinnen im Bett gewiß würde bequemer gehabt haben.

Manchmal läßt sich's der mächtige Berggeist auch gefallen, als Vogelscheuche zu dienen, oder als Knecht Ruprecht angerufen zu werden, wie es jener Bäuerin erging, die, um ihre kleinen Schreihälse einzuschüchtern, rief: „Rübezahl erscheine und friß den kleinen Schreier.“ Augenblicklich erschien der Berggeist in der riesigen Gestalt eines Köhlers, und fragte mit Grinsen nach dem Begehr der geängstigten Mutter.

Boshaft wurde Rübezahl, wenn er Eigennutz, Habsucht entdeckte oder einen Hund, Jäger oder Flucher in seinem Gebiete fand. Dem Müller, der sein schlechtes Pferd gegen ein gutes vertauschen wollte, gab er einen Heuwisch, dem er die Gestalt eines Pferdes auf einige Tage verliehen hatte; dem Fuhrmann, der ein Wagenrad geholt hatte, rollte er mit sammt dem Rade in

einem Sumpf, weil er so fluchte; verwegene Jäger erschreckte er durch spukhafte wilde Jagden und grauenhafte Erscheinungen; Hunde zerriß er, und dem geizigen Bäckermeister trug er das ganze Holz fort, da er sich als Lohn so viel Holz ausbedungen hatte, als er auf einmal forttragen könne; denn nun zog er sich das Bein aus und zerkleinerte mit demselben die drei Klaftern Holz in kurzer Zeit. Den ärgsten Spaß trieb Rübezahl mit einem reichen Rittergutsbesitzer, welcher sich oft gerühmt hatte, daß er nicht an Rübezahl glaube, und, um dies zu beweisen, mit einer zahlreichen Gesellschaft ins Gebirge reiste, wobei er den Rübezahl wiederholt aufforderte, vor ihm zu erscheinen. Die Gesellschaft war schon weit ins Gebirge hinein gekommen, doch Rübezahl ließ sich nicht sehen, noch wollte sich ein Abenteuer ereignen. „Ach, das ist hier sehr langweilig," sagte der Gutsbesitzer, „und ringsum ist nicht einmal ein Hôtel, wo man anständig speisen kann!" „O doch," entgegnete ein Anderer, „dort sehe ich stattliche Fenster blinken, eine prachtvolle Fronte sich ausdehnen!" Lorgnetten und Fernrohr wurden nach der Gegend gerichtet, und man entdeckte in der That ein stattliches Haus! „Hm!" sagte Einer kopfschüttelnd, „bin doch erst vor vier Wochen hier gereist, aber von einem Hôtel habe ich nichts gesehen! Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" — „Um so schöner," jubelte der Gutsherr, „dann giebt es ein Abenteuer und Stoff zu Erzählungen in den langen Winterabenden. Drum vorwärts! Es lebe Rübezahl!" — Gesagt, gethan. In einer halben Stunde hielten die Wagen vor einem eleganten Hôtel; Diener erschienen und geleiteten die Herrschaften in schöne Zimmer, deren Tapeten reizende Gebirgslandschaften darstellten. Auch der Wirth kam, bewillkommnete die Herrschaften und führte sie in einen prachtvollen Speisesaal.

— „Nun, laßt sehen," rief der Gutsbesitzer, „ob Küche und Keller dem Aeußern des Häusleins entsprechen! Die feinsten Weine, die ausgesuchtesten Delicatessen!" Der Wirth nickte schelmisch lächelnd, die Kellner flogen ab und zu, und bald waren die seltensten Leckereien und kostbarsten Weine aufgetischt. Man kostete, aß, trank und war bald in die heiterste Laune versetzt. Aber, siehe da! das Zimmer, die Tische, die Diener fingen nach und nach an gar wunderlich auszusehen. In den Tapeten begannen die Vögel zu springen und zu singen, die Wasserfälle rauschten, die Bäume bewegten sich, die Hunde bellten. Der eine Kellner sah aus wie ein vertrockneter Baumstamm, der andere hatte Aehnlichkeit mit einem Steinklumpen, der dritte glich einem Storch, ein vierter einem Maikäfer, die Kellnerin einer Wespe, der Wirth wechselte alle Augenblicke Mienen und Züge, hatte bald ein, bald drei Augen, zeigte bald einen Ziegenkopf, bald ein runzeliges Gesicht. Dazu fingen die Wolken an der gemalten Decke an sich zu bewegen, die Sterne schimmerten, der Mond leuchtete, Bäume und Felsen wuchsen höher und höher. Die Gäste wußten kaum, ob sie wachten oder träumten, und schrieben dieses Zauberspiel den starken Weinen zu. Da hob endlich der Gutsbesitzer an: „Herr Wirth, wißt Ihr denn nicht, wo der Rübezahl zu finden ist? Dem möchte ich ein Hoch bringen." — Der Wirth zog dabei seltsame Grimassen, sein Gesicht spielte

in hundert Gestalten: es schien ein umkreisendes Arabeskenspiel von Baumästen, Klippen, Wasserbächen, Wolken, Thierköpfen und Blumen. Die Vögel sangen lauter, die Bäche rauschten wilder, die Gestalten der Diener wurden immer verzerrter und seltsamer, die Wolken an der Decke sausten immer flüchtiger dahin. — „Herr Wirth!“ fragte der Gutsherr von Neuem, „giebt's hier keinen Rübezahlschwank?“ — „O ja!“ schnarrte ein Staar von der Tapetenwand. „Hier ist er ja!“ schrie ein Papagei dazwischen. „Schau her! schau her!“ kreischte die Ohreule, und: „Blick um — um!“ brauste der Sturm in dem Wald der Tapeten. Da ward den Gästen doch unheimlich, als Vögel, Bäume, Bäche und Steine anfingen zu sprechen, als Wirth und Kellner plötzlich in Felsenklumpen und dürre Bäume verwandelt waren. Die Herren und Damen schauten entsetzt ringsum: das schöne Concert, welches sie bei Tische gehört, war zur Waldmusik aus Vogelstimmen, knarrenden Bäumen und rauschenden Sturzbächen geworden; die Decke des Speisesaales stieg und stieg, bis sie zum gestirnten Himmelsgewölbe sich ausweitete; die Tapetenwand wurde zur wirklichen Gebirgslandschaft, die Gesellschaft aber war mit Thierköpfen verziert. Der Gutsherr trug einen hochgehörnten Ochsenkopf, Andere hatten Eselsohren, Schweinsrüssel, Entenschnäbel, Hundeschnauzen, Hirschgeweihe u. s. w. Der Schrecken ernüchterte die weinberauschten Sinne; man wollte reden, klagen, fluchen und stieß nur ein klägliches Thiergeheul aus; man ängstigte sich, geberdete sich unglücklich, verwünschte in der Seele den Gutsherrn und seinen Uebermuth, stürmte endlich voll Zorn auf ihn ein, jagte ihn über Stock und Stein und trieb die tolle Jagd bis zum hellen Morgen, wo man ermüdet und verzweifelt sich zum Ausruhen niederlegte. Da schwand mit Einem Ruck der ganze Zauberspuk, die Thierfratzen waren weg, und man sah sich in einer öden Felswildniß. Von fern her rauschte ein Wasserfall, vom Wald herüber klang der Schlag der Finken und Amseln, der Schrei der Raben; es wehte das heimliche Schauern der Waldwipfel wie die letzten Nachklänge aus der tollen Zaubernacht im Hôtel. Schleunigst stieg man in die Wagen und fuhr schweigend das Gebirge hinab; denn Niemand wagte ein Wort zu reden; doch die Augen blickten scheu nach allen Seiten. Man war beschämt und bestürzt, und athmete erst freier, als man im Thale im gutsherrlichen Schlosse angekommen war, wo man nach einem frostigen Abschiede eilends sich trennte. Der hochfahrende Gutsherr aber hat nicht nur an Rübezahl glauben, sondern sich auch vor ihm fürchten gelernt; denn er vermied es fortan sorgfältig, über das Gebirge zu fahren. Hätten die Diener die tolle Geschichte nicht ausgeplaudert, so würde sie Niemand erfahren haben.

Nicht minder arg trieb es Rübezahl mit einem schwedischen Rittmeister, der sich auf das Stattlichste herausgeputzt und mit einem trefflichen Pferde versehen hatte, um dem Berggeiste einen Besuch zu machen, wobei er ein ansehnliches Geschenk zu erhalten hoffte. Sobald er ins wildere Gebirge gekommen war, begegnete ihm ein Reiter, dessen Kleider und Pferdegeschirr von Gold und Edelsteinen glänzten. Aha, dachte der Schwede, das ist er, den

ich suche! Der Rittmeister machte sich also heran, redete den Reiter höflich an, lobte das Gebirge, lobte des Reiters prachtvolle Kleider und bot ihm endlich einen Tausch der Kleider und Pferde an, damit er ein Andenken aus dem wunderbaren Gebirge mit nach Schweden nehmen könne. Der Reiter lachte; aber da der Schwede seinen Tauschantrag wiederholte, so willigte er ein. In wenig Minuten hatte man sich umgekleidet, und der Schwede berechnete schon den Gewinn, den er aus dem goldgestickten Mantel, dem Tressenhut mit der Perlenschnur, aus der silber- und edelsteinbesetzten Schabracke und den goldenen Zügeln ziehen werde. Unter mancherlei Gesprächen kam man bis an einen Kreuzweg, wo sich Rübezahl verabschiedete, ins Gebirge galoppirte und bald verschwunden war. Der Schwede gelangte auch glücklich bis an ein Bergstädtchen, wo er übernachten wollte. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er beim Hinabreiten aus den Bergen bemerkte, daß sich sein Reitpferd in einen zierlichen Stiefelknecht verwandelt hatte, daß die kostbaren Kleider nur aus über einander gelegten Blättern und Schilf bestanden, und daß der prachtvolle Hut nichts Anderes war als ein umgestülpter Schwamm, die herrliche Perücke ein moderiges Genist aus Moos und Wurzeln. Da riß er im Zorn den ganzen verwünschten Zauberstaat vom Leibe, trat sein hölzernes Pferd mit Füßen, kroch nackt in einen Heuschober und schickte seinen Bedienten nach Schmiedeberg, um Kleider zu holen. Beim Abreißen des Schwammhutes war aber ein kleiner Fetzen dem Rittmeister in den Haaren hängen geblieben, und auch etliche Moosblättchen hatten sich in das Hemd und die Strümpfe eingenistet, daß er sie mit nach Hause brachte, ohne es zu wissen. Hatte er sich über den Betrug schon sehr geärgert, so gerieth er jetzt über seine Unklugheit fast in Raserei; denn als er sich das Haar kämmte und die Strümpfe auszog, fielen helle Goldplättchen aus Kamm und Strümpfen, woraus er erkannte, daß der ganze Blätter- und Schwammanzug aus purem Golde bestanden hatte.

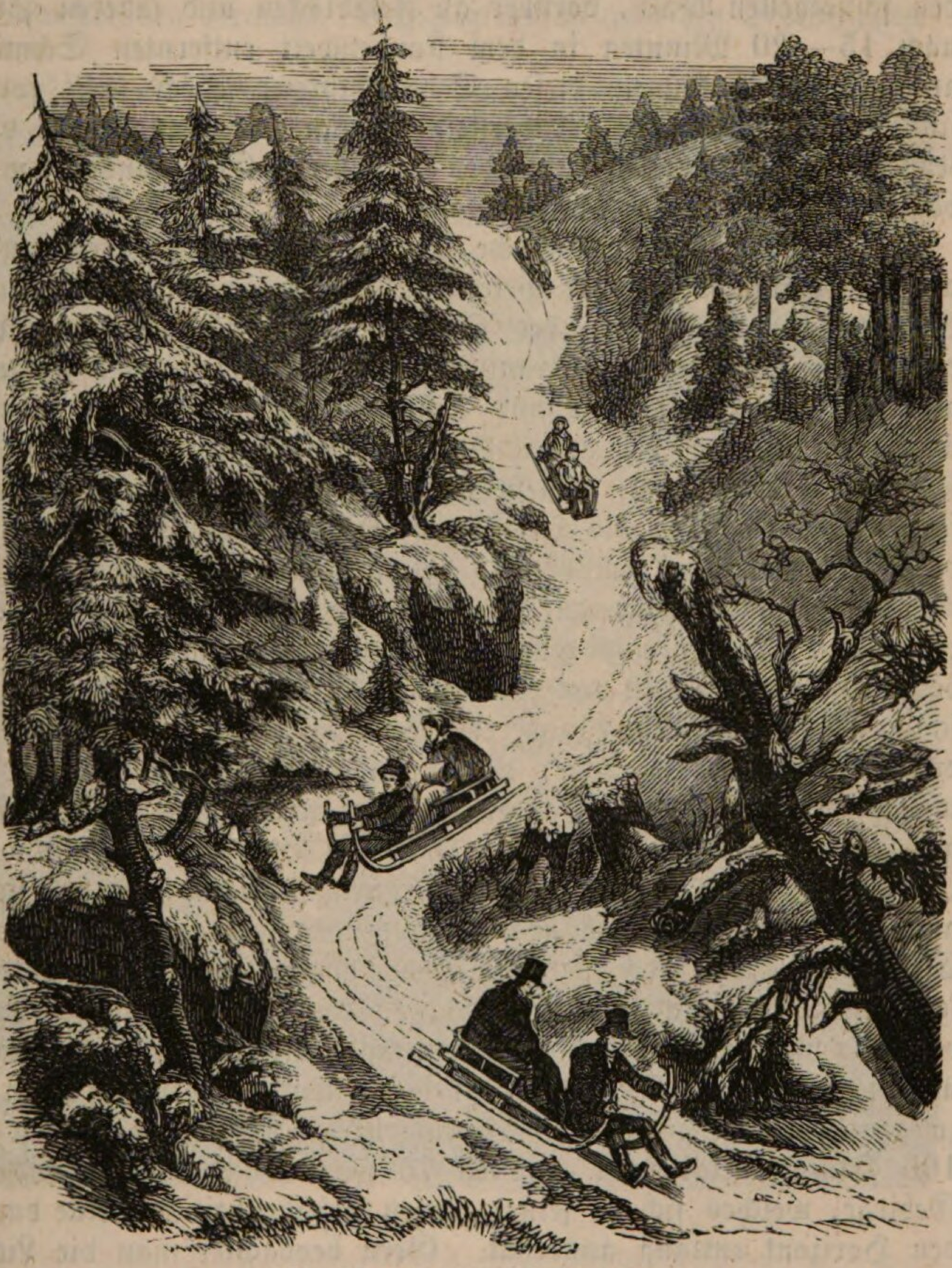
Ganz anders verfuhr der schelmische Berggeist mit den bescheidenen Holzhauern und Bauern seiner Berge; denn ihrer Noth nahm er sich redlich an, half ihnen bei der Arbeit, unterstützte sie beim Holzfahren, belohnte ihren Fleiß und ihre Redlichkeit, und freute sich von Herzen ihres Glückes. Wie weit er in seiner Gutmüthigkeit hierbei gehen konnte, lehrt die Geschichte von einem armen Bauer, dem er sogar Geld lieh, als ihn sein geiziger Nachbar durch einen Proceß um seine Habe gebracht hatte, so daß Christian sogar seine letzte Kuh verkaufen mußte, um die Proceßkosten zu bezahlen. Traurig saß der Arme mit seinem weinenden Weibe und seinen zerlumpten Kindern in der Hütte und dachte nach, wie er es anzufangen habe, um sich und seine Familie redlich ernähren zu können. „Wenn ich nur 100 Thaler hätte," brummte er vor sich hin, „so wollte ich mir schon helfen. Dann kaufte ich mir einige Kühe und Ziegen, pachtete etwas Wiese und Acker und wollte bald so viel erübrigen, daß ich binnen Jahr und Tag die Schuld zurückgezahlt und doch mein Auskommen hätte." Je länger Christian nachdachte, um so klarer wurde es ihm, daß ihn 100 Thaler retten würden. „Aber wer soll mir 100 Thaler borgen?"

fragte er sich. „Ich habe ja kein Unterpfand als meine Redlichkeit und Arbeitslust!“ Christian wandte sich an Den und Jenen, an Vettern und Pathen, aber Niemand wollte 100 Thaler übrig haben. Da half kein Bitten und Flehen, kein Weinen und Klagen. Endlich faßte der Mann in der Verzweiflung den verwegenen Entschluß, den Berggeist um Hülfe anzurufen. Er ging ins Gebirge und rief: „Rübezahl! Rübezahl!“ — Hui! da sauste und rauschte es, und vor ihm stand ein Riese mit entsetzlich wildem Gesicht und gehobener Keule. „Was schimpfst Du mich?“ brüllte der Riese. „Herr,“ klagte der Bauer, „nicht kränken will ich Euch, sondern Euch bitten, mir 100 Thaler auf ein Jahr zu leihen.“ Dabei erzählte er unerschrocken seine Schicksale, rechnete dem Riesen seine Pläne vor und bat nochmals um Hülfe.

Als er geendet hatte, sprach Rübezahl: „Ich will Deine Bitte erfüllen! Geh hier rechts ab an jener Felsenecke hin, da wirst Du in eine Höhle kommen, in welcher Geldsäcke stehen. Nimm Dir 100 Thaler und bringe sie zur rechten Zeit zurück. Doch bitte ich mir auch einen Schuldbrief aus.“ Der Bauer versprach Alles, ging in die glitzernde Zauberhöhle, zählte sich 100 Thaler ab und zählte diese noch einmal durch, damit er ja nicht zu viel nähme, unterschrieb den Schuldbrief und eilte seelensfroh zu den Seinen. Das geliehene Geld schien großen Segen zu bringen, denn Alles, was Christian unternahm, glückte, so daß er binnen einem Jahre allen erlittenen Schaden wieder eingebracht hatte. Christian vergaß aber auch den Zahlungstermin nicht, sondern machte sich am bestimmten Tage mit Capital und Zinsen auf den Weg zu Rübezahl, kam zu der bekannten Stelle im Gebirge, wo er ein Jahr vorher Rübezahl getroffen, und rief ihn beim Namen. Doch ringsum blieb Alles still. Er rief und rief, schaute rechts und links um, doch kein Riese erschien. Nun machte er sich auf nach der Höhle, aber auch diese konnte er nicht finden. In der Herzensangst suchte er hin und her, flehte und weinte, bat und rief, aber die Einöde um ihn her blieb laut- und regungslos. Um dem Suchen ein Ende zu machen, wälzte er einen Granitblock um, legte Capital und Zinsen auf die feuchte Stelle, rief noch einmal nach Rübezahl, wälzte dann den Stein wieder an seinen alten Platz und schickte sich an zum Gehen. Siehe, da stand Rübezahl plötzlich vor ihm; er freute sich Christian's Treue, lobte seine Redlichkeit und schenkte ihm die Schuld.

Doch wir müssen die schöne Märchenwelt verlassen, um wieder den Boden der wirklichen zu betreten, da wir noch das Thal mit seinen Bergen, Städten und Schlössern zu durchwandern haben, welches quer vor dem Hauptkamm des Riesengebirges wie ein Wallgraben vorgezogen ist. Wäre es Winter, so könnten wir nach Schmiedeberg oder Warmbrunn auf den Hörnerschlitten schnell hinabkommen. An den beiden Ecken des Gebirgskammes finden sich solche Einsenkungen, daß man mit jenen großen Schlitten, deren aufwärts gekrümmte, hohe vordere Kufenenden Hörner heißen, pfeilschnell den Berghang hinabschießt. An sonnigen Wintertagen fahren die lebensfrohen Schmiede-

berger mitunter, wenn sie sich eine rechte Winterfreude machen wollen, auf leichten Schlitten, vor welchen muntere Rosse mit hellem Schellengeläute gespannt sind, den gewundenen Pfad nach den Grenzbauden hinauf. Wie frisch weht da die Winterluft den in Pelze verhüllten Reisenden entgegen! Wie schimmert da weit und breit Gebirge und Thal im Glanze der Schneedecke! Wie einladend einsam ist es in dem lautlosen Walde! Wie trotzig schauen die schneefreien steilen Felswände hinaus in die kalte Winterwelt! — Endlich ist man in den Bauden angekommen, wo das warme Stübchen, der aromatisch duftende Kaffee behaglich stimmen. Nun wird geplaudert, gescherzt und getanzt, denn böhmische Musikanten haben sich eingefunden und spielen frisch auf. Der feurige Ungarwein erhöht die Lebenslust, und bald schwingen sich die Paare nach dem Takte des Ländlers in der Runde. Doch ein Wintertag ist kurz; die Sonne steht bereits auf dem Kamme des Gebirges; die gelben Streifen des Abendhimmels spielen bereits ins Braungelbe und Kupferrothe, daher rüstet man sich behend zum Aufbruch. Die Damen hüllen sich in dichte Mäntel, Shawls und Pelze, die Herren verwahren gleichfalls Gesicht und Hände mit aufge=

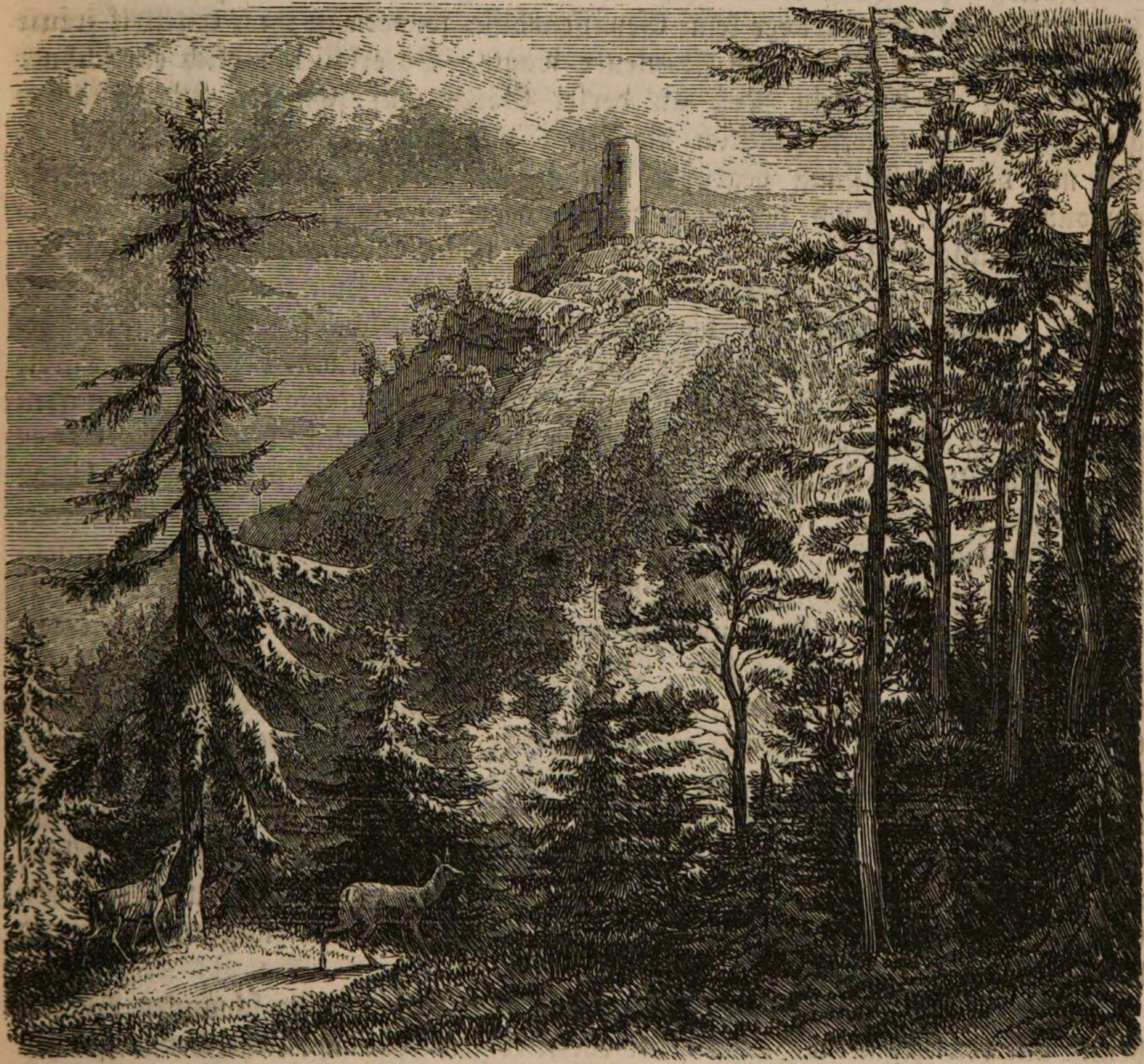


Ein Wintertag der Schmiedeberger.

schlagenen Pelzkragen, und dann nimmt man Platz auf den bereit gehaltenen Hörnerschlitten. Jetzt ist Alles fertig, der erste Schlitten bewegt sich, gleitet sanft hinab, gelenkt durch die Füße des kundigen Führers, eilt, schießt und fliegt endlich die sanften Biegungen der Schneebahn die Halde hinab. Jubelnd folgen die übrigen Schlitten, und bald saust die Reihe derselben dahin durch den schneehellen Wald, vorüber an Felsblöcken und jäheren Stellen, bis man nach 15—20 Minuten in dem stundenweit entfernten Schmiedeberg wieder anlangt. Wir können diesen Schnellfahrern jedoch nicht folgen, weil wir links hinüber über den Gräberstein und an der Annakapelle vorbei nach dem Kynast wandern wollen, um über Hirschberg, Erdmannsdorf u. s. w. im Halbbogen nach Schmiedeberg zu gelangen.

Der Weg von der Kirche Wang geht an der Brodbaude hin, vorbei am Mädelskamm mit der Petersbaude, worauf wir die Kleine Sturmhaube links lassen, die Klippe des Semmeljungen mit der schönen Aussicht aber rechts, bis wir zu den Granitblöcken des Gräbersteines gelangen, von dem aus wir das Hirschberger und Schmiedeberger Thal mit allen seinen Reizen überschauen. Von der nahen Annakapelle, in welcher sich das Altarbild der Koppenkapelle befindet, genießt man nochmals eine liebliche Aussicht und verfolgt dann den Weg bis Hermsdorf, klettert auch wol die malerische Schlucht des Hohlen Steines empor und gelangt über den Wachtstein hin, der früher einen Wartthurm trug, zur Burgruine des Kynast, die sich trotzig mit ihren zerfallenen Mauern und dicken Thürmen auf einem 1923 Fuß hohen Granitberge eine Stunde weit von Warmbrunn erhebt. Trompetenklang und Trommelschlag empfangen den Wanderer, wenn er durch das Burgthor eintritt und die Gemächer, die Kapelle, den Trinksaal, den Brunnen der Burg besucht, welche ursprünglich ein Jagdschloß war, dann aber in eine feste Burg umgewandelt wurde, die im Jahre 1675 ein Blitz entzündete und in Asche legte. In sich versunken stehen die altersgrauen Mauern über der steilen Felswand, auch in ihrem Schweigen noch die redenden Zeugen des kühnen Muthes ihrer Erbauer. Die Badegäste aus Warmbrunn verbringen unter dem Baumschatten auf dem alten Turnierplatze, der jetzt zu einer behaglichen Restauration umgeschaffen ist, die Nachmittagsstunden der Sommertage, aber nicht um die zerbröckelnden Mauern zu betrachten, sondern um die reizende Aussicht zu genießen, die man vom Thurme herab nach allen Seiten hin hat. Auf 106 Stufen steigt man auf den 75 Fuß hohen Thurm und überschaut das Gebirge, welches sich in seiner ganzen Erhabenheit wie eine dunkelblaue Wand den Horizont entlang ausdehnt. Gern beobachtet man die Lichtspiele, welche über Halden, Kämme, Schluchten und Wälder ziehen, blickt dann hinunter in die schauerliche Tiefe des Höllengrundes am Fuße des Burgberges, beschaut den reichen Wechsel der Landschaft, besonders wenn sie von dem rosigen Dufte der Abendbeleuchtung umflossen wird, von dem Greifenstein bei Hermsdorf bis östlich hinauf zum Prudelberg, den Fischbacher Höhen und dem Friesensteine, drunten Warmbrunn im schönen Zackenthale, drüber Hirschberg und weiterhin

Schmiedeberg. Der rosige Himmel, die wie Feuer glühenden Fenster der nahen Ortschaften, die grünen Wiesen und hellen Flüßchen, die dunkelblauen Wälder und die rothen Ziegeldächer der Städtchen zerfließen zu einem harmonischen, weichen Farbengemälde, welches zu beschauen man nicht müde wird. Zu diesem Zauber der Landschaft fügt die Sage das Grauen wilder Thaten, trotziger Todesverachtung und verzweifelnden Grames. Begierig lauscht man den Erzählungen



Der Kynast.

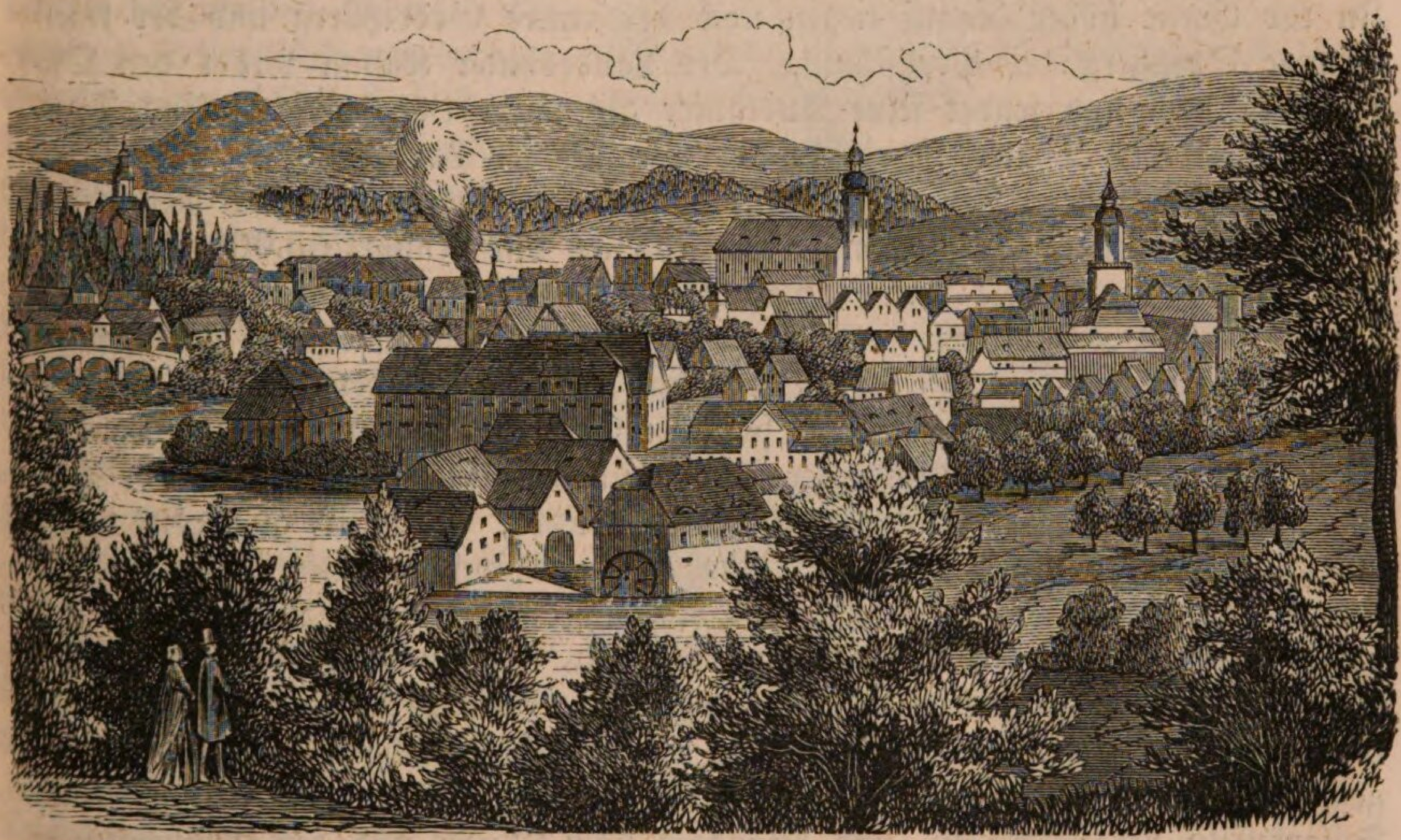
des Kastellans und folgt mit dem Auge seiner Hand, wenn sie auf die betreffenden Oertlichkeiten hinweist, welche der Sage den Schein der Wahrscheinkeit verleihen. Einst wohnte auf der Burg ein schönes, reiches Fräulein, um welches viele treffliche Ritter warben, die oft aus fernen Gegenden herbeikamen. Es hatte aber die grausame Kunigunde die Bedingung gestellt, daß sie nur den Ritter heirathen würde, welcher zu Roß sitzend oben auf der Mauerzinne

reitend um die ganze Burg die Runde machte. Die Mauer war zwar breit, aber es ging die Felswand, auf welcher sie aufgebaut war, meist senkrecht hinab ins tiefe Thal, daß Roß und Reiter leicht vom Schwindel erfaßt wurden. Wer sich gegen diese Gefahr gesichert glaubte, den mußte dennoch der geringste Fehltritt des Rosses, ein einziger wankender Stein, das geringste Abweichen beim Wenden an den Mauerecken hinab in die Tiefe fallen machen. Mancher kühne Ritter hatte daher den Tod bei dem wagehalsigen Ritte gefunden; doch Kunigunde empfand darüber keine Gewissensbisse, sondern in ihrer Eitelkeit freute sie sich, wenn ein Ritter das Abenteuer wagte. Da erschien endlich ein schöner Ritter, der vorher sein Roß an derlei Gänge auf schmalen Mauerflächen gewöhnt hatte, umritt glücklich die Burg und ward von Kunigunde freundlich mit der Verheißung begrüßt, daß er sie durch das bestandene Wagniß gewonnen habe. Doch der Sieger antwortete ihr kalt: eine Dame von so großer Grausamkeit begehre er nicht; er sei vielmehr nur gekommen, um den unglücklichen Versuchen Anderer ein Ende zu machen. Kunigunde möge darauf denken, Buße zu thun für die Menschenleben, welche sie ihrer Laune geopfert habe. Dabei schilderte er ihr die Verantwortlichkeit für ihre Härte und die jenseitige Strafe, die Verachtung aller guten Menschen in so lebhaften Farben, daß Kunigunde, von Verzweiflung und von gekränktem Stolze wegen der kalten Zurückweisung ihrer Hand ergriffen, sich von der Mauer hinab in die Tiefe stürzte. Eine andere Sage berichtet, daß sich ein Edelknabe gleichfalls hinabgestürzt habe, der thöricht genug war, die Herzogin Elisabeth vou Liegnitz zur Gemahlin zu begehren. Bei einem feierlichen Festmahl leerte er ihr zu Ehren sein Glas und sprang dann in die Tiefe. Der Schauplatz einer dritten Sage ist die Küche. Einem Grafen Schaffgotsch war beim Mahle vom Prediger geweissagt worden, daß er eines gewaltsamen Todes durch kaltes Eisen sterben werde, so gewiß jenes weidende Lamm, auf welches der Wahrsager zeigte, vom Wolfe werde verzehrt werden. Um die Prophezeihung unmöglich zu machen, ließ der Graf das Lamm schlachten. Schon briet es am Spieß; da entschlüpfte ein gezähmter Wolf seinem Kerker, lief in die Küche, riß das Lamm vom Bratspieße und verzehrte es gierig. Nun traf den Grafen natürlich auch das vorhergesagte Unglück der Enthauptung während des dreißigjährigen Krieges.

Wir steigen hinab ins Zackenthal und sind bald in dem schmucken Warmbrunn mit den eleganten Häusern, der ehrwürdigen Johanneskirche, der trefflichen Bibliothek im Probsteigebäude, mit dem an Wappen und Ornamenten reichen gräflichen Schlosse, dem prachtvollen Cursaale, Galerie genannt, in welchem sich alljährlich 2000 Badegäste zusammenfinden, mit der großen Allee und ihren Verkaufsbuden, mit den Hügeln, von denen man reizende Aussichten hat. Wandern wir das Zackenthal weiter hinab, so kommen wir nach dem uralten Hirschberg, dessen tapfere Bürger die Stadt siegreich im Hussiten- und im dreißigjährigen Kriege vertheidigten. Dieses vielbesuchte Hirschberger Thal ist reich an Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten aller Art; denn ganz in der Nähe,

im Bober- und Neißethale, liegen die Ruine Lähnhaus, die Stadt Löwenberg, der 1255 Fuß hohe Basaltkegel der Ruine Gröditzberg, Goldberg, die Marmorbrüche von Kaufung, die Tropfsteinhöhle des Kitzelloches, das Molkenschloß, Kupfer- und Bleiberg, die Ruinen Nimmersatt, Bolkoburg, Schweinhaus, die Falkenberge, Stohnsdorf, Erdmannsdorf, Fischbach, die Falkenberge u. s. w.

Ueberhaupt gilt das Hirschberger Thal für das schönste des Riesengebirges, auf dessen gewaltige Felsenmauern es reizende Aussichten gewährt. Bald liegt das Gebirge im blendenden Schneemantel voll schwarzer Punkte, bald sieht man die Schneedecke den Berg herunter oder hinauf rücken, bald theilt es sich in dunkelfarbige Streifen, da die Waldstreifen blau, holzfreie Stellen unterm Kamme blendend weiß, die Wiesenthäler grün, die Schluchten schwarz und die Koppe zur Sommerzeit rothgrau, das Knieholz dunkelgrün, die Tannen-



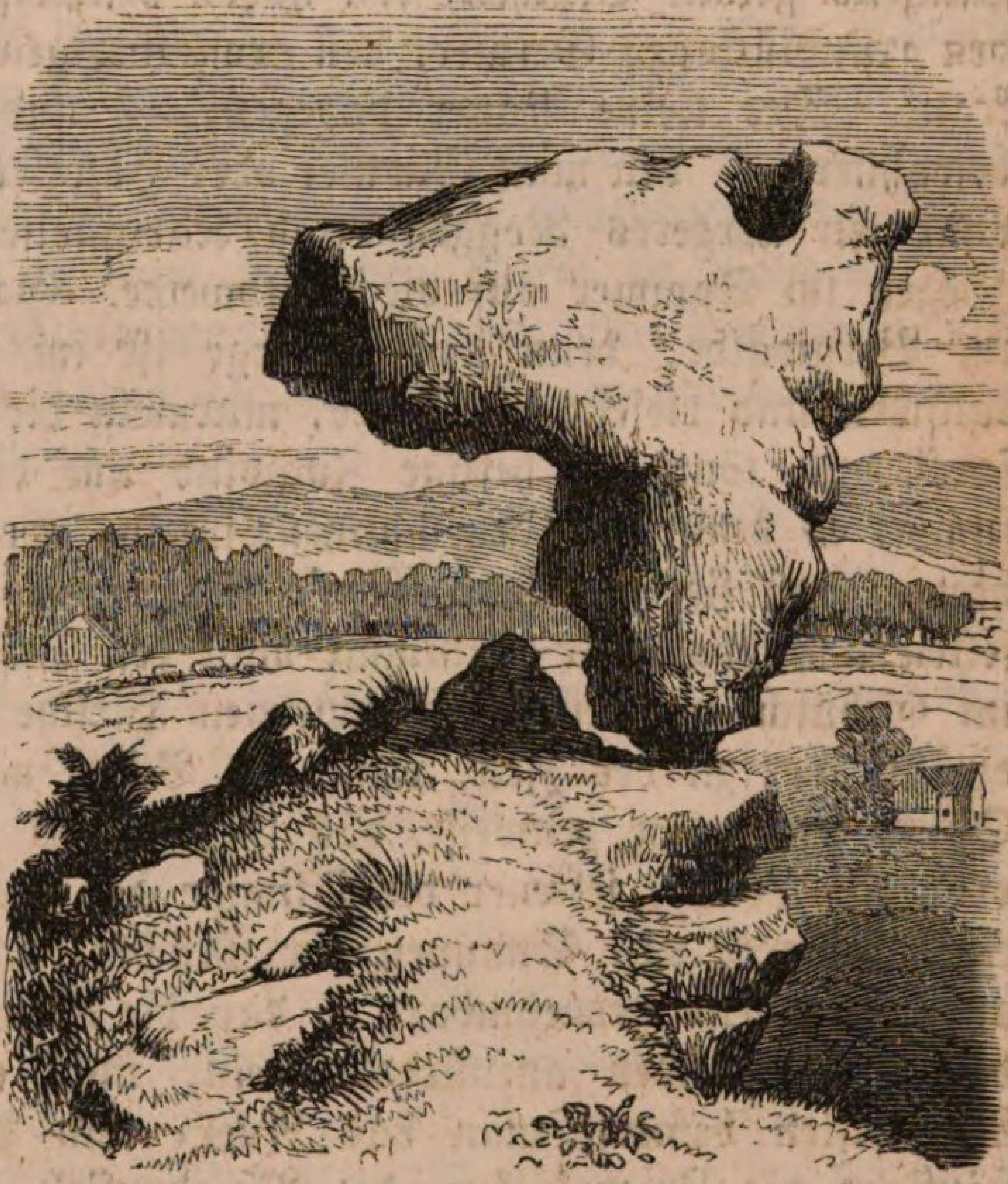
Auf dem Wege nach Hirschberg.

waldungen blaugrün erscheinen. Diese Farbenwelt wird wieder eine andere, je nachdem sie im gelben Scheine des Morgenlichtes, oder im stahlblau schillernden Glanze der Mittagssonne, oder im röthlichen Schimmerduft der Abendbeleuchtung steht. Dazu kommt die unterhaltende Beobachtung der Wolkengebilde, mögen sie von „Fludern", wie die Thauwinde heißen, in die Höhe gejagt werden, während sich tiefer unten kein Baum regt, oder in kalter Reinheit als blauer Aether sich ausspannen, oder sich als Haube um die Koppe, als Schichten am Kamme sammeln, als dünner Nebelflor über die Waldwipfel ziehen und um Wiesen wehen, als zerfetzte Flocken ruhig dahin schwimmen, oder als weiße Wolkenwand tief ins Thal sich senken, oder als Höhenrauch tagelang das ganze Gebirge verschleiern. Dem Naturfreunde geben diese

Farben- und Wolkenspiele anregende Unterhaltung, wenn er den Grund dieser Erscheinungen zu entdecken bemüht ist.

„Das Hirschberger Thal selbst ist ein Gebirgskessel, der ein unregelmäßiges Viereck bildet. Sein Südrand ist der Gebirgskamm selbst, der nach Norden zu mehrere Höhenzüge in den Gebirgskessel entsendet, welche durch die Flußbetten der Lomnitz, des Giersdorfer Mittelwassers, des Agnetendorfer Tannwassers und der Kochel von einander getrennt sind. Der Südrand ist von dem Westrande, der durch die zum Zacken abfallende Böschung eines Plateau's gebildet wird, durch das Schreiberhauer Hochthal getrennt. Der Nordrand dagegen besteht aus dem südlichsten Theile des Katzbachgebirges, wird aber von drei dahinter liegenden Bergen und Berggruppen überragt, nämlich vom Grunauer Spitzberg, von der hohen Gulie und den Kaufunger Kalkbergen. In der Ebene höher hinauf liegen noch der runde Gröditzberg und der kegelförmige Spitzberg bei Probsthain. Der Landeshuter Kamm bildet den Ostrand, ist hoch und sendet seine Ausläufer als wilde Berglandschaft ins Thal. Im Innern des Thales ist ein bunter Wechsel der Landschaft; denn zwischen Hügelgruppen lagern sich größere und kleinere Hochebenen und zwei bedeutende Hügellandschaften; das Thal mißt 11 □Meilen und ernährt 55,000 Menschen. Deutlich kann man die verschiedenen Flußebenen unterscheiden, welche Zacken, Lomnitz und Bober bilden, und deren Mittelpunkte Warmbrunn, Erdmannsdorf und Hirschberg sind. Der Bober hat die kleinste Ebene, da er zu nahe am Nordrande hingeht. In tiefer, schmaler Schlucht bricht er aus dem Landeshuter Kamme in das Hirschberger Thal und verläßt dasselbe nach der Vereinigung mit dem stark rauschenden Zacken wieder, indem er aus dem tiefen, wilden und romantischen Waldthale des Sattlers zwischen einer Felswand und einer steilen Berghöhe, „Weltende und Raubschloß" genannt, und zwischen den hochragenden Felsen „Gibraltar" und „Ceuta" hinausbricht. Sein wasserreiches Strombett schimmert von bunten Farben, denn der braune Zacken wird, indem er über Felsblöcke hinwegstürzt, weiß, grün, gelb und gelbbraun, wogegen die wasserspendenden Teiche finster und unheimlich aus tief eingerissenen Felsenkesseln herausschauen, und besonders vom Kynast und den Grubensteinen herab verleihen die blinkenden Spiegel der zahlreichen Teiche der Landschaft einige Aehnlichkeit mit einer Schweizerlandschaft und ihren Seen. Da schweift das Auge, wenn man von einer Höhe herab das Thal überschaut, über Warmbrunn und Hirschberg bis Schmiedeberg, das sich im engen Hochthale hinzieht, und bis nach Kupferberg, welches von der Höhe herableuchtet, über die Schlösser und Kirchen, über langhingezogene Dörfer, große Roggenfelder, einzelne Teiche, dunkle Wälder auf Hügeln und Bergen, schneeweiß schimmernde Bleichen auf frischgrünen Wiesen, bis hinauf zum kahlen, röthlich blau oder grau schillernden Kegel der Koppe, bis zu deren Nähe Basaltadern am Westrande der Kleinen Schneegrube emporgedrungen sind. Der Kenner weiß, daß auch jene Granitkuppen und Rücken reich sind an bunten Gesteinen, an blendend weißer Porzellanerde, an Hyacinth, rothen, nelkenbraunen und weingelben

Quarzkrystallen und Rauchtopasen, an Schriftgranit, an Speckstein und Hornblende, an Turmalin und Saphir, an Schwefelkies, Bleiglanz und Rotheisenstein, während die scharfen Gneißwände und grünlich grauen Glimmerschiefer Granaten, Silber, Glaserz, gediegenes Kupfer, Fahlerz, Kupfergrün, Arsenikkies, Malachit, Kobaltblüthe, Magneteisenstein, Kupferglas u. s. w. enthalten und Waldenburg in der Nähe reiche Steinkohlenlager besitzt, deren Versteinerungen, Blätter und Knochen die großen Veränderungen bezeugen, welche hier im Lande vorgegangen sind. Zu seltsamen Gestalten ist der feste Granit im Laufe der Jahrtausende verwittert, von denen die Bibersteine verfallenen Burgen ganz ähnlich sehen, und an anderen Stellen der Sandstein Kirchen, groteske Thier- und Menschengestalten, Säulen, zertrümmerte Paläste und Tempel darzustellen scheint. Da bilden die Felsenblöcke wunderbare Gestalten am 1419 Fuß hohen Prudel- und birnenartig geformten Pfropfberg bei Stohnsdorf, deren Name ihre Gestalt bezeichnet und in denen Manche uralte Opferstätten erkennen wollen. Da liegen die Granitklumpen „Käse und Brod", der „Sarg", die „Rückenlehne", die „arabische Höhle" mit dem Echo und der „Muschel" über ihr; weiter oben die „Schuhmacherhöhle", links der „Präsentirteller", rechts die „Steinkammer", noch höher die „Pforte" und das „Schneiderloch", die „Rischmannshöhle", in welcher Rischmann im 17. Jahrhundert seine Prophezeihungen vortrug.



Opferfelsen „Käse und Brod" bei Hirschberg.

Ganz oben hat man die „große Aussicht" mit dem herrlichen Echo, weiter unten die „Hohle Gasse", die „Lange Wand", den „Großstein" oder „Napoleonshut", und über der Arabischen Höhle das „Reitpferd". Im Giersdorfer Thale erhebt sich die Felswand des „hohlen Tump", am Hainfall die gewaltige Masse des „Bärensteins", am Boberdurchbruch der „hohe Thurmstein" und vor allen die „Zwillingsberge" des Falkensteins bei Fischbach." (Reimann.)

Der Wasserreichthum des Thales, die malerischen Wasserfälle, die Bauden droben, in denen nackte Kinder neben dem Ofen sitzen oder im Hemd vor der Thür unterm grauen Schindeldach spielen, die Fülle und die Größe der Waldbäume charakterisiren das Gebirgsthal; doch ganz eigenthümlich sind ihm die beiden Laboranten-Dörfer Krummhübel und Arnsdorf am südwestlichen Rande

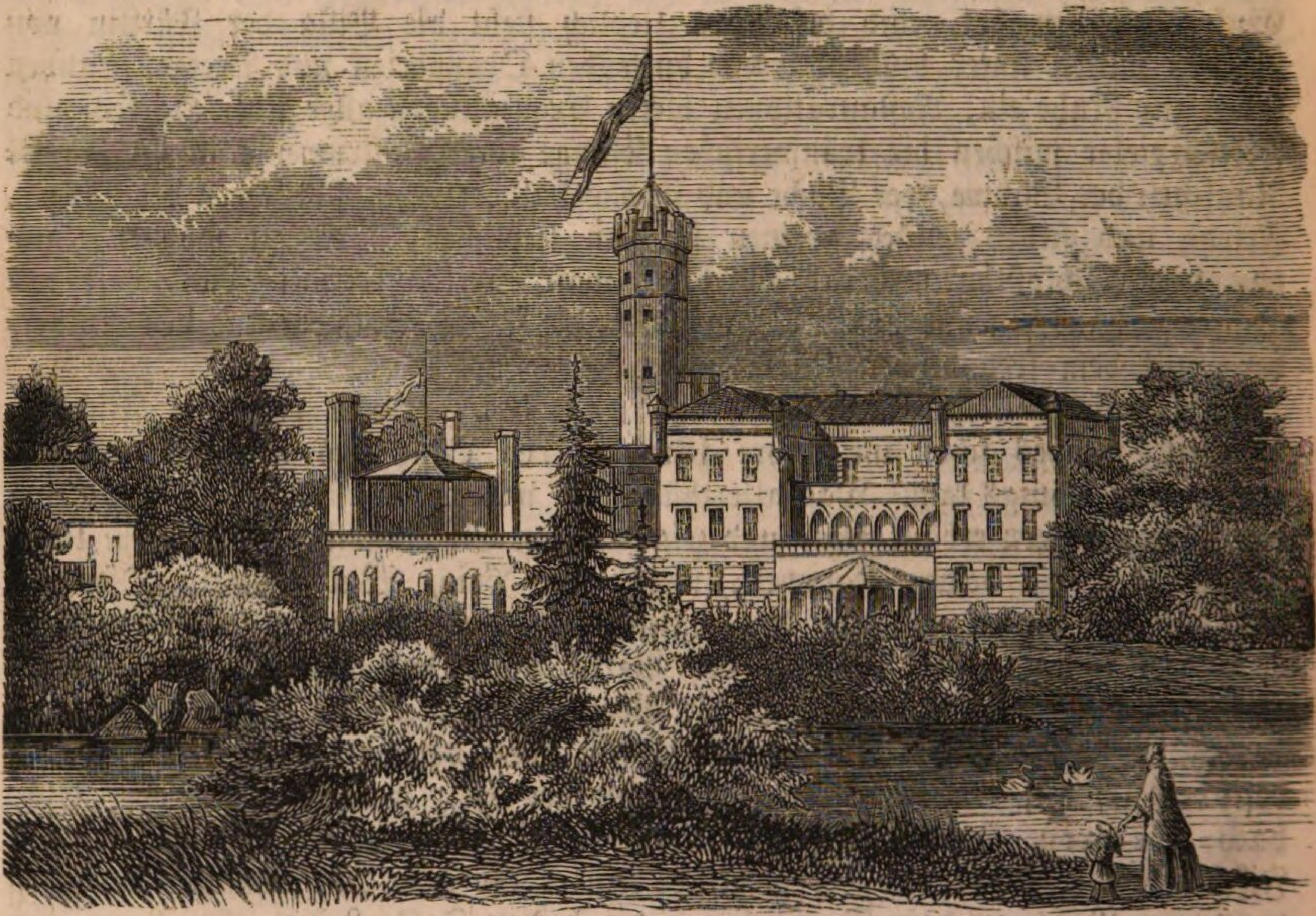
des Thales. Sie sollen um 1710 von zwei flüchtigen Prager Studenten gegründet sein, welche Kräuter sammelten, Arzneien verfertigten und damit guten Handel trieben. Jetzt ist dieser Erwerbszweig den „Laboranten“ untersagt, indem sie nur noch Extracte und Essenzen bereiten dürfen. Zwischen den Felstrümmern sieht man die violette Blüthe des Zwerg-Himmelschlüssels, welche die Bewohner aufsuchen; am Buchberge, an der Hampelbaude, in der kleinen Schneegrube und im Seifengrunde pflückt man den Eisenhut, auf dem Hochgebirge, an den Abhängen des Elbgrundes und in Gärten die Engelwurz, den schwalbenwurzartigen Enzian, auf den Wiesen der Berghänge den Bergwohlverlei, oben auf den Kämmen das isländische Moos, den in Gärten gezogenen Liebstöckel mit glänzend gelben Blüthen, den hohen Rittersporn, die ausdauernde Mondviole, den grünblüthigen Germer, den großblüthigen Pipau, das vielblüthige Habichtskraut. Der kleine Bauer dagegen, — und dazu gehören die meisten Thalbewohner, — den man Gärtner oder Häusler nennt, sorgt für Klee und Gras, baut ein mageres Roggen- und Kartoffelfeld, und sendet einige Kühe oder Ziegen im Sommer auf die Waldweide. Gar still und heimlich ist es droben im Bergwalde, denn das Gebirge ist im Ganzen arm an Thieren. Wohl rauschen und rieseln die Bäche, murmeln die Quellen, brausen die Wasserfälle, saust und tönt der heftige Zugwind um die scharfen Felsenecken der Klüfte, summt es dumpf in den Tannenwipfeln, oder tobt ein Sturm über die Berghänge, daß sie mit ihren Echo's klingen wie eine riesige Aeolsharfe: aber nur selten und vereinzelt vernimmt man den Schrei eines Vogels, oder raschelt es im Gebüsch von einem schüchternen Hirsche oder Rehe. Am belebtesten sind die Wälder zu der Zeit, wenn die Vögel nach Norden oder Süden wandern. Sonst hört man zeitweise das Gezwitscher des Goldhähnchens, einen Finken oder eine Lerche, seltener die Stimme der Goldammer, und sogar das Surren eines Käfers, das Summen der Mücken, das Zirpen der Grashüpfer ist nur ausnahmsweise vernehmbar, so daß die Rauch- und Mehlschwalbe, die sich an den Wiesenbauden anzusiedeln liebt, nicht eben Ueberfluß an Nahrung hat. Nur selten bemerkt man das Auer- und Birkhuhn, die Schneeeule, etwas häufiger die Zwergfalken, die Ringdrossel, den Regenpfeifer und die Steinlerche; dagegen bewohnt der Wasserpieper alle bebuschten Gebirgsstriche, und die Bäche und Teiche sind reich an rothpunktirten Steinforellen, an dunkleren Waldforellen, an Tritonen und Amphibien, und dem Hochgebirge eigenthümlich sind die grünliche Schnirkel- und die rosenfarbene Erdschnecke.

Nachdem wir den ärmern Gebirgsbewohner kennen gelernt haben, besuchen wir die Schlösser und Parks zu Erdmannsdorf und Fischbach, über welche uns die Straße nach Schmiedeberg führt. Erdmannsdorf ist zum Theil ausschließlich von jenen protestantischen Zillerthalern bewohnt, welche, vom Salzburger Bischof hart bedrückt, dem Anerbieten des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. folgten und im Riesengebirge 1838 eine neue Heimath fanden. Hier wohnen ihre Nachkommen noch in den hölzernen Häuschen mit der Galerie um's ganze Haus, mit dem überhängenden Dache und den steinbeschwerten Schindeln, wie

sie in Tyrol gebaut werden. Sie halten getreulich zusammen, tragen noch die tyroler Nationaltracht und haben die Sitten und die Lebensweise der Alpenbewohner beibehalten. Die Kirche im Park ließ der König für sie erbauen, an welcher ein Bach als silberheller Wasserfall zwischen bemoosten Felsblöcken und Weidenröschen herabrauscht. Lieblich ist der Park selbst angelegt, in welchem sonnige Rasenflecke mit Baumgruppen, Bauerhäuser mit Beamtenwohnungen, See und Mühle wechseln und am Parkrande ein freundliches Jagdschlößchen steht. Die ganze Colonie liegt in traulicher Nachbarschaft durch den Park zerstreut, und von der Höhe herab schaut die Kirche Wang hernieder ins baumgrüne Thal. Trotz aller Pracht haben die königlichen Schlösser das Aussehen ländlicher Einfachheit bewahrt, und besonders lieblich steht die Villa der Fürstin von Liegnitz mitten unter blühenden und duftenden Orangerien und Beeten. Lauben laden zur Ruhe ein, Restaurationen bieten Erquickungen aller Art, Harfen- und Flötenspieler mischen die träumerischen Klänge ihrer Instrumente in das sanfte Rauschen der Bäume, der Bäche und in das halbverwehte Plätschern der Mühle. Friede und stilles Glück scheinen in dem lieblichen Parke zu wohnen, und von dem Schloßthurm herab überblickt man eine zauberhafte Landschaft mit Schweizerhäuschen und hohen Bergwänden, die Fabrik-Anlagen und den Rotherberg mit dem freundlichen Königshause.

Aehnlicher Reize kann sich auch das $1\frac{1}{2}$ Stunde entfernte Fischbach rühmen, welches schon im Jahre 1822 in den Besitz des Oheims des jetzt regierenden Königs kam. Das alterthümliche, wieder hergestellte Schloß soll von den Tempelrittern erbaut sein, und zeigt an dem Eingangsthore über dem tiefen Wallgraben die beiden Kanonen, welche der Prinz Waldemar in Ostindien den Shiks abnahm und von der englischen Königin Victoria geschenkt erhielt. Aus den hohen alten Bäumen des Parks blickt das alterthümliche Schloß gar freundlich heraus, wie wenn die Vergangenheit erfreut in die Gegenwart herein schaute, oder der Fürst leutselig sein Land betrachtete. Der Sage nach befindet sich auf dem Kittnerberge ein goldener Esel, welcher dem Dorfe Fischbach eine große Zukunft bringen wird; denn sobald er aufgefunden ist, soll Fischbach eine Stadt und der glückliche Finder der erste Bürgermeister derselben werden. Nahe an dem Dorfe liegen die beiden Falkensteine, von denen der steile Forstberg (2500 Fuß) unzugänglich, der andere aber, der 2064 Fuß hohe Falkenstein, ersteigbar gemacht, sein kahler Gipfel mit einem Geländer umgeben ist, damit man von ihm herab die prachtvolle Aussicht auf's Gebirge und ins Thal genieße. Unter dem Gipfel gestattet der in Granit eingehauene Prinzessinstuhl die Aussicht ins Boberthal; höher hinauf befindet sich die schroffe Felswand des Kutschen- oder Gotschesteines. Ein gewaltiges eisernes Kreuz blinkt hoch oben über den Fichtenwipfeln des Waldes, wogegen den Marianenfelsen, welcher seinen Namen von der mildthätigen Prinzessin Mariane empfangen hat, im Nordosten des Dorfes ein kolossaler gußeiserner Löwe ziert, neben den man sich stellt, wenn man die Koppe und das Hirschberger Thal in ihrer malerischen Schönheit betrachten will. Der Brunnensims, welcher in alten

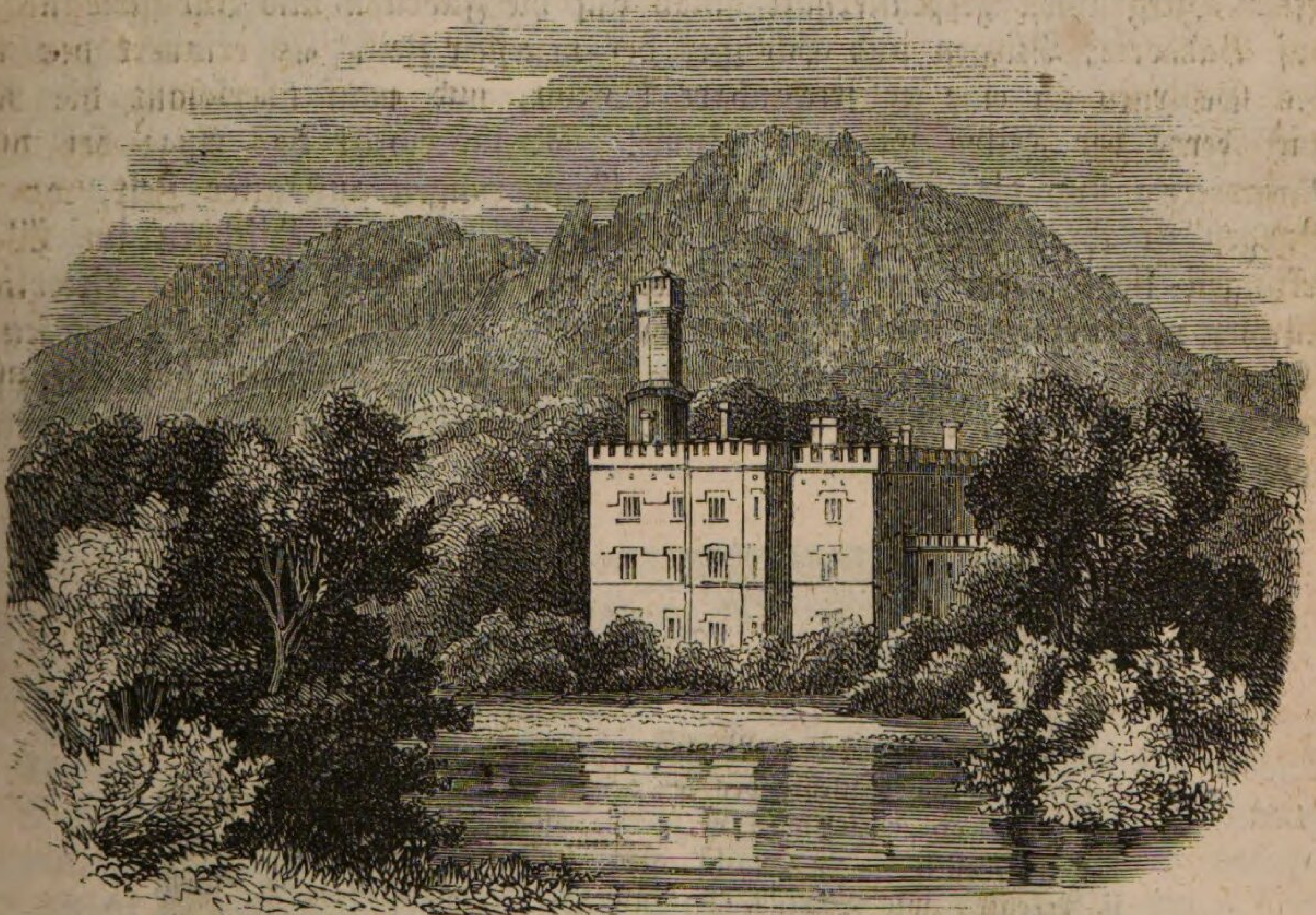
Zeiten den Schloßhof der Fischbacher Templerburg zierte, ist in der Grotte des nahen Buchwald aufgestellt, eines Dorfes in einem stillen parkartigen Thalkessel, in welchem 54 klare Teiche zwischen Wiesen, Fluren, Hügeln, Felsen und Büschen schelmisch hervorschimmern, wo Waldtauben schwirren und Rehe auf Waldwiesen grasen. Duftige Blüthenbüsche umringen das altersgraue Stammschloß des Grafen von Reden, dessen Nachkommen den Wald zu einem „paradiesischen" Parke umgeschaffen haben. Zahllose reizende Landschaften bilden die Parkpartieen, zauberische Fernsichten und liebliche kleine Rundgemälde wechseln, und zuletzt öffnet sich am Ende eines Baumganges eine



Erdmannsdorf.

Thür, welche die Aussicht auf das Gebirge vom Schmiedeberger Kamm bis hinter den Mittagsstein als großartigen Hintergrund eines lieblichen Wiesenthales mit malerischen Baumgruppen zeigt. Da sucht man vergeblich nach Worten, um den Eindruck zu schildern, welchen diese Scenerie, dieser plötzliche Gegensatz zwischen der idyllischen Wiese und dem erhabenen Gebirgskamme, dieser Zauber der Tinten, welche sich über das Gemälde zu ergießen scheinen, die Harmonie und stille Größe des Gesammtbildes hervorbringen, indem Riesengebirge und Park mit seiner Abtei- und Kesselsburgruine, mit seiner Grotte, dem Wartthurme, der Kanzel, dem hohlen Steine und das Belvedere auf dem Ameisenberge zu einem gewaltigen Ganzen sich zusammenfügen.

Wir beschließen unsere Wanderung in Schmiedeberg, welches sich dorfähnlich von Buchwald 3 Stunden lang im schönen Eglitzthale bis zum Paßberge ausdehnt, so daß ihm nur die eleganten Häuser, die zwischen den Blumenbüschen der Promenade und Springbrunnen hervorragen, das Ansehen einer Stadt geben. Vor Zeiten war es der Mittelpunkt einer großartigen Eisenindustrie, da es fast ausschließlich von Schmieden bewohnt war; später vertauschte es diesen Erwerbzweig mit dem der Leinwandweberei, welche hier und in Hirschberg ihren Hauptsitz hatte; jetzt stehen aber die großen Kaufhäuser zum Theil leer, und die Bewohner verarmen, wenn nicht unternehmende Männer andere

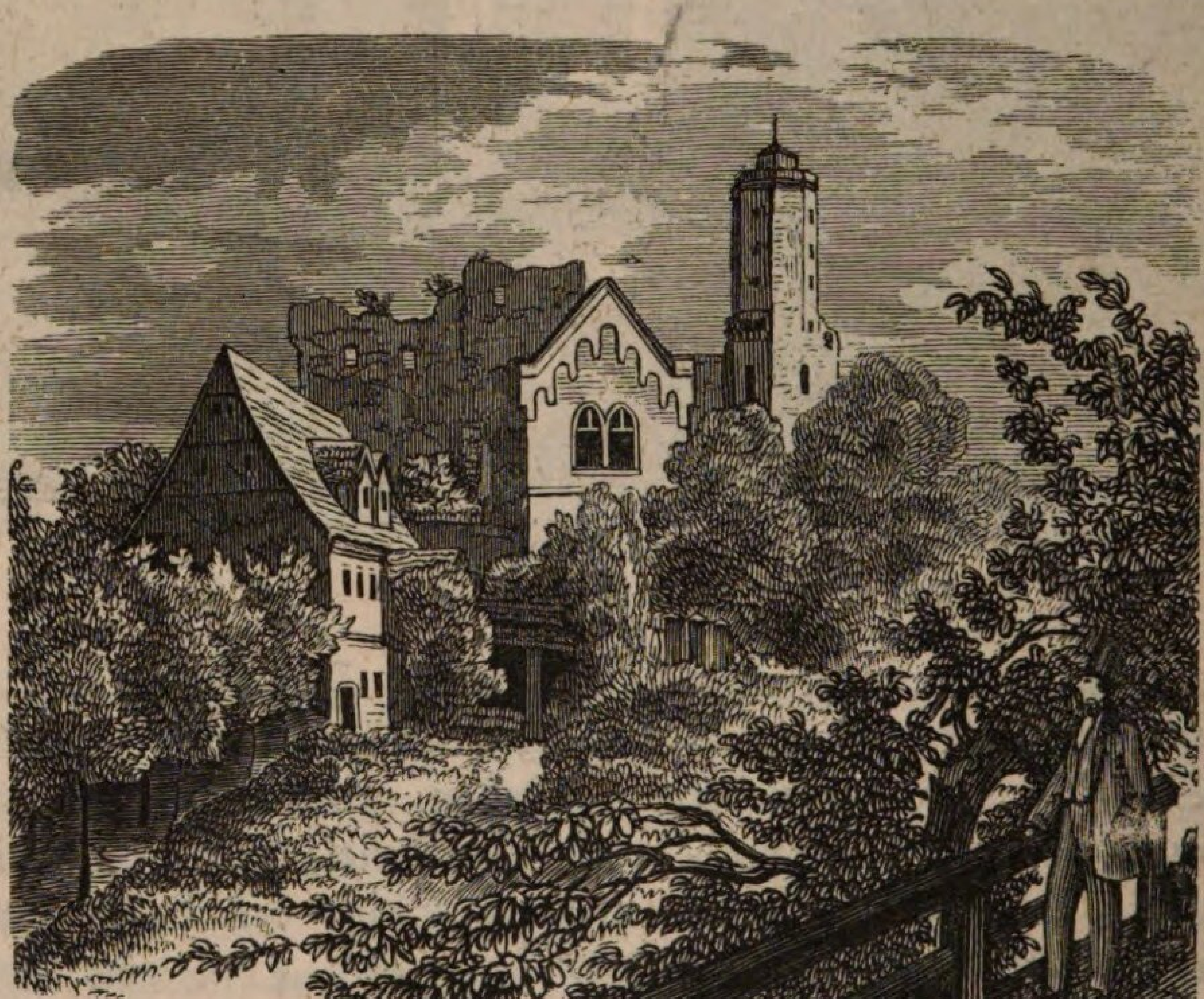


Fischbach.

Erwerbszweige mehr und mehr einzuführen suchen. Fast könnte man meinen, das alte Steinbild an der katholischen Kirche, das Mädchen mit dem Molochskopfe, solle das Sinnbild der Leinweberei vorstellen. Unter den besuchten Stellen der Umgebung sind die 1½ Stunde entfernten Friesensteine die schönsten; denn sie liegen 2834 Fuß hoch auf der höchsten Spitze des Landeshuter Kammes und gewähren die Uebersicht über das Gebirge und Thal vom Forstkamm bis zu den Hochsteinen, über Landeshut, den Hochwald dahinter, das entferntere Eulen- und Glatzergebirge und die Heuscheuer, über das säcularisirte Kloster Grüssau, welches eine der größten Orgeln Schlesiens besitzt, da dieselbe — leider schon seit längerer Zeit in schlechtem Zustande — 3 Claviere, 68 Register

und 2606 Pfeifen zählt, ferner über das romantische Steina- und Reimsbachthal, die Kynsburg im Weistritzthale, über Waldenburg mit dem unterirdischen Kanal des Fuchsstollen, das liebliche Salzbrunn im Altwasserthale und das Schloß Fürstenstein. Da hebt sich ein blauer Bergzug hinter dem andern empor, bis die fernsten sich im Duft der Ferne auflösen.

Wenn man vom Riesengebirge und seinen Schönheiten redet, so begreift man vorzugsweise die bisher aufgezählten Bergspitzen, Aussichtspunkte, Thäler und Ortschaften; denn hier gruppirt sich Alles, was das Gebirge an Eigenthümlichkeiten besitzt, zu einem prächtigen Gesammtbilde; hier wechseln farbenreiche Landschaften mit reizenden Fernsichten; da schaut das Mittelalter mit seinen Burgruinen gespensterhaft hinab auf die Fabriken und Industrieanlagen, auf Badeorte, Burgen und Schlösser der neuesten Zeit. Es erinnert der Bau des Gebirges an eine unberechenbare Vorzeit, und man überschaut die Nähe und Ferne der Zeiten wie der Räume. Gern verweilt das Auge bei diesen Naturreizen und die Phantasie bei den Erinnerungen aus alter Zeit, wo jene Burgen in ihrer Herrlichkeit noch standen, Ritter das Hifthorn im Walde erklingen ließen oder auf dem Turnierplatz an Geschicklichkeit in ritterlichen Künsten wetteiferten. Nur wenige haben sich so vollständig erhalten wie Kynau (Kynsburg), dessen viereckiger Thurm und hoher Hausgiebel sich lebensfroh aus grünen Bäumen erheben und von dessen Giebelfenster aus man eine prachtvolle Aussicht hat.



Burg Kynau.



Breslau mit dem Dom von der Oderseite aus.

4. Breslau.

Zur Erholung von den Strapazen einer Gebirgswanderung und um auf den wechselreichen Eindruck der Gebirgswelt den nicht minder reichen Genuß des Städtelebens folgen zu lassen, richten wir unsere Schritte nach Schlesiens Hauptstadt. Weder in Bezug auf Umfang und Bedeutsamkeit, noch weniger in Rücksicht auf besondere Eigenthümlichkeiten, auf Handel und Wandel u. s. w. kann sich eine der 142 Städte Schlesiens mit der Landeshauptstadt Breslau messen. Nur wenige zählen mehr als 10,000 Einwohner, denn viele liegen in Flußthälern, welche eine große Ausbreitung nicht erlaubten; aber fast alle schlesischen Städte haben ein freundliches Ansehen und etwas ansprechend Gemüthliches in ihrem Aeußern. Oft rauscht ein munteres Bergwasser an ihren Mauern oder Häuserreihen hin, heimlich flüsternd, als wollte es den Häusern von den Wundern der Berge und von tollen Reiseabenteuern erzählen, die ihm unterwegs an Klippen und Mühlen passirt sind; oft wieder sehen an den Straßen die Häuser mit ihren blanken Fenstern behaglich herab auf das Wasser, treten ihm mit Schöpftritten, überdachten Treppen, Schuppen und Gärten traulich nahe, wie alte Bekannte zu thun pflegen. Die Stadt gruppirt sich dann um eine oder einige Kirchen mit emporragenden Giebeldächern und spitzen Thürmen, weitet sich bequem um den meist viereckigen Ring aus, auf welchem

sich an gewissen Tagen ein buntes Marktgetümmel entwickelt. Da steht neben dem langen fensterreichen Fabrikgebäude das einfache Haus des Handwerkers; hier blinken die hellen Fensterscheiben eines reichen Kaufmanns, daneben schaut der Ackerbürger aus dem kleinen Schiebefenster seines bescheidenen hölzernen Hauses, und neben dem Rathhause mit den bestäubten Fenstern breitet ein freundlicher Gasthof seine stattliche Front aus. Dann und wann eilt ein Dienstbote über die Straße, oder es schlüpft eine schlichte Bürgersfrau in den Kramladen, um zum Mittagsbrot noch Einiges einzukaufen. Mitunter schreit ein Haufen Gänse, oder es wandert bedächtig eine Herde Schafe oder ein Trupp Kühe die engen Seitengassen entlang, während ein schwer beladener Fuhrmannswagen über das Pflaster klappert, oder ein Handwerksbursche an den Häusern hin schlendert, indem er hier die steifen gemalten Lederhosen des Beutlers, dort den Ochsenkopf in der Firma des Schlächters, hier den bunten Kram des Drechslers, dort die schön geordneten Ballen bunten Kattuns im Schaufenster des Ausschnitthändlers betrachtet, bis er endlich die gesuchte Herberge findet. So menschenleer es am Tage in den Straßen ist, so lebendig wird es aber am warmen Sommerabend; denn nun sitzen die Bürger mit brennendem Pfeifchen auf dem Steinsitz neben der Thür unter der Weinlaube im traulichen Gespräche, oder Frauen plaudernd bei einander am Spinnrade, junge Leute stehen in Gruppen hier und dort, die wol ein frisches Lied anstimmen; im Bierhaus klappern die Kegel; die Stammgäste schreiten mit dem Stock in der Hand bedächtig nach der Ressource oder dem Bürgergarten, um eine Partie zu spielen.

Kurz, die meisten schlesischen Städte zeigen im allgemeinen die Physiognomie der kleinen Landstädte Mitteldeutschlands, und nur in dieser oder jener ist eine Fabrik, eine Kirche, eine Orgel oder ein Denkmal sehenswerth. So hat Striegau die höchste Kirche in Schlesien, denn das Gewölbe mißt 92 Fuß und das Dach eben so viel — Schweidnitz aber die größte Kirche und den höchsten Thurm in der Provinz, denn er steigt 327 Fuß hoch empor; Reichenbach präsentirt sich als die bestgebaute Stadt Schlesiens; Nimptsch rühmt sich seines hohen Alters, Wartha der schönsten Fernsichten, sowie Silberberg der in den Felsen gesprengten Festungswerke, denen es seine zeitherige Unbesiegbarkeit verdankt; Jauer versendet Bratwürste und Handschuhe; Liegnitz besitzt treffliche Schulen, Bunzlau das Denkmal, welches dem hier verstorbenen Kutusow gesetzt ist, Hirschberg schöne Denksteine auf dem Kirchhofe, stattliche Häuser, eine sagenreiche Umgebung und sein Wallenstein-Schloß, Görlitz seine Peters- und Paulskirche, deren 38 Fenster hell herab vom Felsen schauen, seine Orgel mit 3270 Pfeifen und 57 Stimmen und das heilige Grab, welches Emmerich als Abbild des heiligen Grabes zu Jerusalem in der Nähe der Stadt anlegte.

Breslau aber, welches seine 140 Straßen und 37 öffentlichen Plätze in anmuthiger Ebene an der weidenbebuschten Oder und der Ohlau ausbreitet, macht mit seinen 38 Kirchen, 297 öffentlichen und etwa 4100 Privatgebäuden, mit seinen 300 Fabriken und Mühlen und 1900 Niederlagen und Ställen keinen seinem Umfange angemessenen Eindruck. Erst wenn man in seine eleganten

Vorstädte und die stattlichen Hauptstraßen der Altstadt eintritt, dort das bunte Volksgetümmel, die großartigen Gebäude und die gewaltigen Verhältnisse einzelner Räume betrachtet: erst dann bemerkt man, daß man in der dritten Residenzstadt Preußens weilt, die wegen ihrer 121,000 Einwohner zu den fünf größten Städten Deutschlands gehört. Wir wandern an langen Reihen hochbepackter Frachtwagen, an denen hin wol gerade so manche elegante Equipage über das Pflaster rasselt, vorüber und bemerken überall ein reges Leben. Hier kommen frische Zufuhren vom Lande herein mit Waaren aller Art, dort schauen Masten und Segel über die niedrigen Dächer nach der unabsehbaren Front stattlicher Gebäude in der Albrechtsstraße, deren blanke Fenster, hohe Thorpforten, reich verzierte Gesimse und Statuen an den Enden des Daches sowie in der Giebelwand den großstädtischen Charakter Breslau's veranschaulichen. Polnische Juden, deutsche Commis, Fuhrleute, galizische Großhändler, wendische Bauern, vom Exercirplatz heimkehrende Soldaten, Studenten mit der Mappe unterm Arm und das bunte Käppchen auf dem Kopfe schief gerückt, Hausirer mit Obst, Apfelsinen, Gebirgskräutern und bunten Krystallen, Bauerfrauen mit Gemüse, Packträger und Börsenspeculanten, Professoren und Officiere, Eckensteher und neugierige Schulknaben wandern ihres Weges dahin. Polnisch und deutsch, plattdeutsch und schlesisch klingt es durch einander, denn in Breslau ist gewissermaßen das Rendezvous der Slaven und Deutschen des östlichen Mitteldeutschlands.

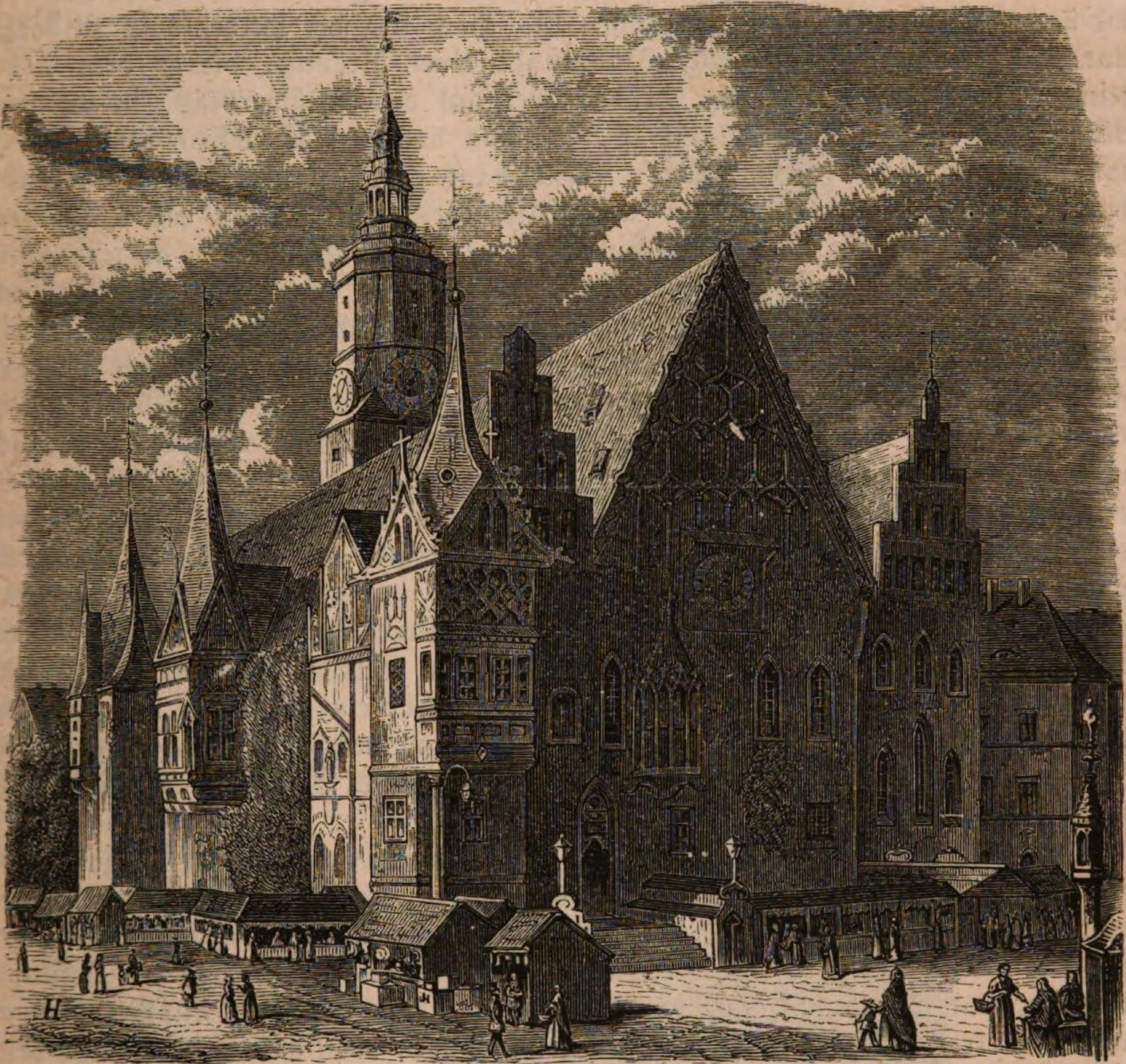
Wir sind durch die Vorstädte mit ihren eleganten Häusern und zierlichen Gärten gekommen, haben eine der Brücken, welche über den Stadtgraben mit schneeweißen Schwänen und wilden Enten, dann über die Promenade mit Baumgängen, Ruhebänken und Blumenbeeten in die innere Stadt führen, überschritten und uns der freundlichen Gärten und geschmackvollen Häuser gefreut, welche an den schattigen Alleen der früheren Wälle entlang liegen. Denn seit 1813 sind die Festungswerke fast ganz abgebrochen, daher man von den baumbeschatteten Anlagen der Taschenbastei herab die heitere Aussicht über die Gärten und die Vorstädte, sowie von der Ziegelbastion nach der Oder mit ihren Kähnen, weidenbesetzten Ufern und den Dörfern genießen kann, welche schalkhaft aus Obsthainen hervorschauen, während seit- und rückwärts die thurmreiche Stadt sich dem Auge zeigt. Wir betreten die innere Stadt, in welcher, wie in der angrenzenden Neustadt, enge, krumme Straßen mit noch engeren Nebengassen, schmale hohe Bürgerhäuser von großer Tiefe nebst dunklen Höfen mit palastähnlichen modernen Prachtgebäuden oder alterthümlichen Häusern wechseln, an deren Ecken zierliche Erker kleben. Dort zieht ein Schnitzwerk, hier über einer Thür eine Inschrift oder ein Wappen oder Wahrzeichen, dort ein Giebel mit Stuccatur-Verzierungen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese Mischung verleiht der Stadt ihren Reiz; wir lesen aus ihr gewissermaßen ihre Geschichte heraus, denn sie vergegenwärtigt ihr geschichtliches Entstehen. In den vornehmen Glanz mischt sich bürgerliche Einfachheit, und in das Kalte der großstädtischen Weitläufigkeit bringen die schattigen Promenaden

mit ihren Fliederbüschen, Blumenboskets und Rasenplätzen heitere Anmuth, wozu der Strom das belebende Element des Großhandels fügt, wogegen der Blick von der Ufergasse hinab, wenn er über die Masse der Kirchen auf der Dom- und Sandinsel streift, an die thatenreiche Zeit des mittelalterlichen Katholicismus erinnert.

Doch siehe! wir stehen schon am sogenannten großen Ring, dem Hauptplatze Breslau's, an einem regelmäßigen Viereck, welches stattliche Häuser umgeben, und in dessen Mitte das Rathhaus nebst einigen anderen Gebäuden steht, so daß der Markt in vier besondere Marktplätze getheilt wird. Im Osten auf der grünen Röhrseite, wo Bude neben Bude steht, erhebt sich das alte Rathhaus, welches über dem Thore das polnische Wappen und einen Reiter, in der Hausflur das polnische und schlesische Wappen neben dem böhmischen Löwen in Stein gehauen zeigt, da August II. von Polen hier abzusteigen pflegte. Auf dem Hühnermarkt an der Südseite stand vordem der Galgen, und auf dem Paradeplatz an der Westseite wurden früher Turniere gehalten. Damals nahmen die Kaiser und Könige von Deutschland und Böhmen in den „sieben Kurfürsten" ihr Quartier; jetzt befindet sich auf diesem Platze hauptsächlich der Wollmarkt, und wo vordem Ritter turnierten, da liegen heute Wollballen neben Wollballen hoch aufgeschichtet, da wandern Oekonomen zwischen ihren Wagen, da notiren Großhändler ihre Käufe, da feilschen Engländer, Russen, Hanseaten, Polen, Amerikaner und Tuchfabrikanten aus aller Herren Ländern, und es kommt die große Wage in der Mitte des Platzes nicht zur Ruhe, während Fracht- und Rollwagen die verkauften Güter per Axe weiter spediren oder den, den Weltverkehr vermittelnden Eisenbahnen übergeben. Auf dem Nasch- und Blumenmarkt der Nordseite versorgt die thätige Hausfrau, gefolgt vom Dienstmädchen mit dem großen Handkorbe und dem Garnnetz, ihre Vorrathskammer, prüfend die langen Reihen der Gemüse- und Blumenhaufen durchwandernd. Der ganze Platz scheint in einen Garten verwandelt, indem hier Kränze und Guirlanden, dort bunte Sträußer neben und unter einander liegen, und die duftenden Blumen in Hügeln aller Farben aufgehäuft sind.

Die schönste Zierde des Ringes ist das mittelalterliche Rathhaus, welches unter Kaiser Karl IV. (1350—60) angefangen und 1471 vollendet wurde. Reich geschmückte Giebelwände und Erker bilden die schmalen Seiten, vorspringende viereckige Thürmchen mit teppichartig verzierten Wänden und mit spitzen thurmartig aufsteigenden Dächern verschönern die Langseiten, welche außerdem hier und da noch Figuren tragen. Kleine Fenster lugen aus den Steinmauern hervor, und ein achteckiger, oben durchbrochener Thurm schießt über der Mitte leicht und stolz aufwärts, um seine vergoldete Spitze hell im Sonnenschein blinken zu lassen. Von Osten und Westen führen Treppeneingänge in das Rathhaus. Vor dem Eingange im Osten stehen zwei steinerne Männer, von denen der eine einen Hammer in der Hand hält, der andere gewappnet erscheint. Jener trägt die Unterschrift: „Ich bin ein Voigtknecht, wer nicht Recht thut, den fordere ich vor Recht" — und darunter liest man die Worte: „Ich bin des Raths geharnischter Mann, wer mich anfaßt, der muß

ein Schwert han." Im Sessionszimmer auf der Ostseite sieht man die Bildnisse preußischer Könige und einige andere Gemälde; in der Rentkammer ist der Magistrat in alter Amtstracht dargestellt; dort werden auch einige Andenken an schlesische Fürsten aufbewahrt. Im Fürstensaale im ersten Stock, der jetzt



Der große Ring.

Arbeitslocal der Magistratsbeamten ist, huldigten die Breslauer Friedrich II. Hier schrieb man daher die Inschrift ein:

Felix / Infelix } civitas quae tempore pacis bella { timet. / nutrit.

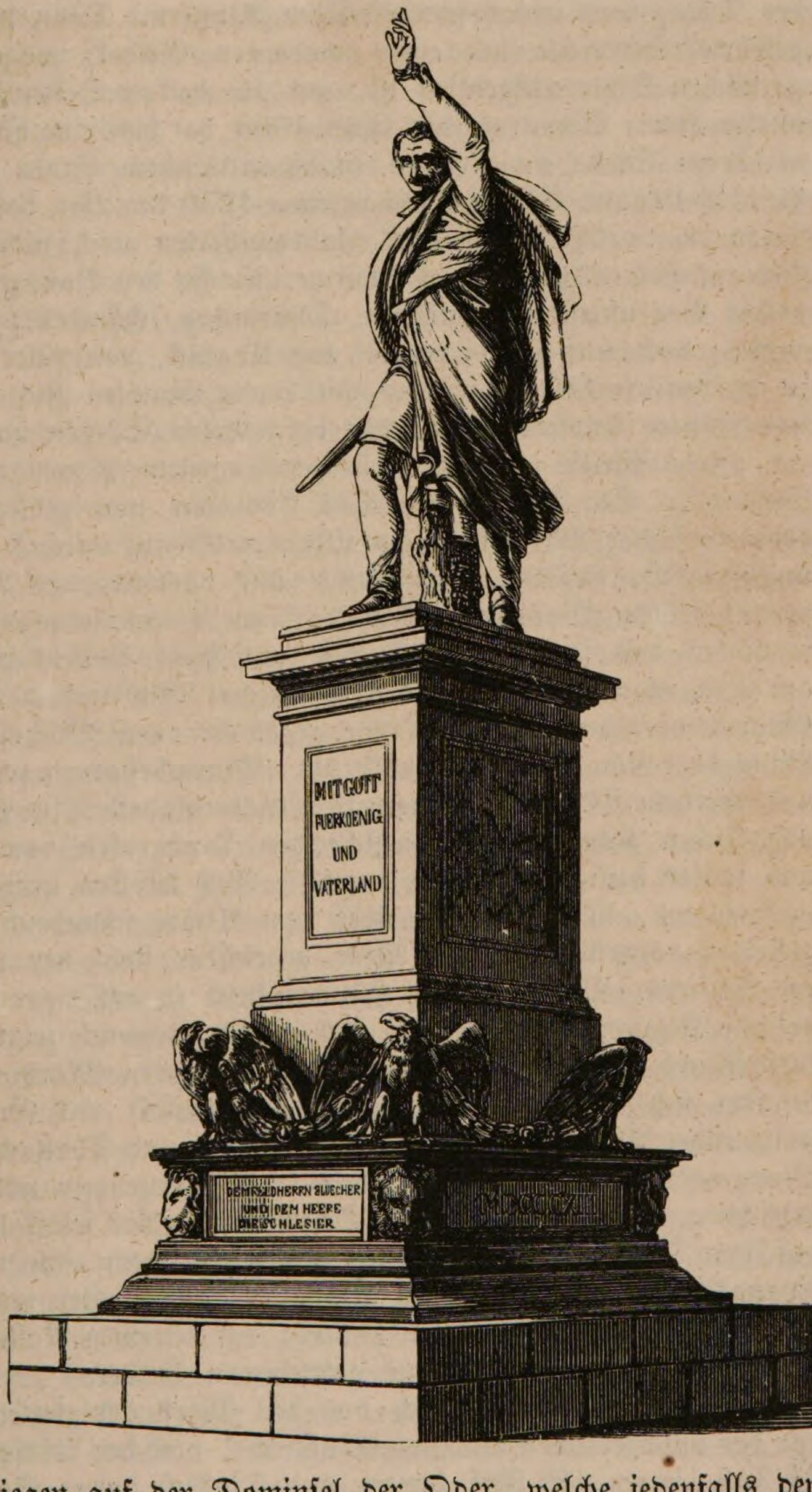
Glücklich / Unglücklich } ist der Staat, der zur Friedenszeit den Krieg { scheut. / nährt.

Auf der Südseite des Rathhauses endlich steigt man hinab zum stark besuchten Schweidnitzer Keller, wo früher Breslauer Schöps (Bier), später Schweidnitzer

Bier verschenkt wurde. Dabei erschienen die Aufwärter in geistlicher Tracht, und nicht selten ward die Lümmel- und Zotenglocke geläutet, wenn berauschte Gäste Unfug zu treiben anfingen. Noch heute kann der Besucher manche Curiositäten und seltsame Trinkgefäße aus jener Zeit schauen.

Auf dem Platze selbst steht die schöne Statue Friedrich des Großen, die nach dem Modell von Kiß gegossen ist. Hoch sitzt der Heldenkönig zu Roß, und schaut herab auf die reiche Hauptstadt einer Provinz, die er dem Erbe seiner Ahnen hinzugefügt hat; drüben aber auf dem Blücherplatz, in welchen Namen der Salzring umgetauft ist, hat das dankbare Schlesien dem Vaterlandsretter Blücher durch Rauch's Meisterhand ein 130 Ctr. schweres Standbild errichten lassen, damit der mannhafte Geist der Nation im Anschauen der hohen Heldengestalt lebendig erhalten bleibe, in der Erinnerung an jene Zeit, welche durch die allgemeine Begeisterung Preußen zu einem Heldenvolke erhob und zu jener opferbereiten Dahingabe an König und Vaterland hinriß, die ihres Gleichen nur in den Perserkriegen der Athener und Spartaner wiederfindet. Dahin zielt auch die welthistorische Inschrift des Standbildes: „Mit Gott für König und Vaterland.“ Stattlich steht der Blücherstatue die prachtvolle Börse mit ihren säulenreichen Sälen gegenüber, wie wenn sie dem Helden die Segnungen seiner Siege zeigen wollte. Auch dem tapfern Tauenzien, der die Stadt so unverzagt gegen Laudon vertheidigte, ist auf dem Tauenzienplatze ein Denkmal (von Schadow's Meisterhand) an jener Stelle gesetzt worden, wo er einen glücklichen Ausfall gegen die Oesterreicher machte, und wo er begraben sein wollte. Auf einem Fußgestell von weißem Marmor erhebt sich der Sarkophag von grauem Marmor, auf welchem eine Minerva von weißem Sandstein auf ihr Schwert gestützt und trauernd den Sarkophag betrachtend liegt. Reliefbilder an den Seiten zeigen Tauenzien's Brustbild, Kriegsscenen, die Uebergabe von Schweidnitz u. s. w.

Freunde der Baukunst gehen die Albrechtsstraße ein wenig vom Ringe hinab, um den ehemaligen Palast der Fürsten v. Hatzfeld, der in das königliche Regierungsgebäude umgewandelt ist, zu bewundern. Nicht minder großartig präsentirt sich das Universitätsgebäude, welches, der Oder entlang, 1728 von den Jesuiten angelegt und prachtvoll ausgeschmückt wurde. Von den drei Kuppelthürmen, welche es tragen sollte, ist jedoch nur der auf dem westlichen Flügel über dem eisernen Geländer, mit den Figuren der vier Facultäten, fertig und dient als Sternwarte. Die gewaltigen Säle des Innern und vor Allem die Aula „Leopoldina“, über welcher sich der Saal für das naturhistorische Museum befindet, sind mit Fresken, Stuccatur und Goldverzierungen reich geschmückt, denn sie dienen zu Concerten und akademischen Feierlichkeiten. Hinter dem altarähnlichen Katheder erheben sich die Bildsäulen deutscher Kaiser, und über demselben schauen die Gestalten berühmter Jesuiten herab, während im mittlern Oval die göttliche Weisheit, umgeben von Kirchenvätern und Künsten, dargestellt ist. Silesia thront über der Thür; zwischen den Fenstern zeigen sich die Bilder der Jesuitenfreunde, Päpste und Kaiser, und über der säulengetragenen Brüstung



des Balkons am Eingange sind die Figuren der Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke aufgestellt.

Nicht minder reich an Merkwürdigkeiten sind die Kirchen der Stadt. In der Vincenzkirche steht das Grabmal des bei Wahlstatt gefallenen Herzogs Heinrich, seine Bildsäule mit dem Fürstenhut auf dem Haupte, mit einem hölzernen Spieß in der rechten und den Schild mit dem Adler in der linken Hand. Die Elisabethkirche besitzt einen 364 Fuß hohen Thurm, dessen Spitze ursprünglich 460 Fuß hoch war, aber, wie an mehreren Kirchen, 1529 von einem Sturm herabgeworfen wurde. In der Pfarrkirche zu St. Bernhardin in der Breitenstraße der Neustadt zeigt man das hölzerne Altarblatt der „Hedwigstafel", auf welcher die Thaten dieser Heiligen dargestellt sind. Die meisten Kirchen liegen auf der Dominsel der Oder, welche jedenfalls den ältesten Stadttheil enthält. Sie ist mit Kirchen, Kapellen, Stiftern und aufgehobenen Klöstern bedeckt, die hier vom hellen Stromspiegel, dort aus schattigen Gärten sich erheben. Das großartigste unter diesen ehrwürdigen Bauwerken ist

der Dom, trotz seines schwerfälligen Aeußern. Denn die nach der Domstraße gekehrte Stirnseite hat einen modernen Giebel, wogegen die Vorhalle im gothischen Style aufgeführt ist, und die beiden Seitenthürme ohne Spitze geblieben sind. Schon um das Jahr 1000 hat hier eine hölzerne Kirche gestanden, an deren Stelle ein Neubau in byzantinischem Style aufgeführt wurde, bis Heinrich III. und Bischof Thomas etwa 1230 den Bau des noch stehenden Domes begannen, welcher nach zwei Jahrhunderten noch nicht ganz vollendet war. Schlank steigen zwei der 4 Thürme, welche den Bau zieren sollten, mit ihren hohen Bogenfenstern, Galerien, Thürmchen, Figuren, Zacken und Zierrathen empor; doch traf sie wiederholt das Unglück, von einer Feuersbrunst ergriffen zu werden, so daß sie seitdem mit einem stumpfen Ziegeldach endigen, welches das frühere Kupferdach mit den vergoldeten Spitzen und Knöpfen ersetzt.

Zehn Pfeiler aus Quadersteinen tragen die Bogengewölbe des ehrwürdigen Domes zu St. Johannes, dessen Hochaltar von gediegenem Silber leuchtet, denn in seiner Mitte steht ein silbernes Kreuz, welches von goldenen Sternen umgeben ist, daneben vier Heilige und darunter das Brustbild des Stifters sammt seinem Wappen. Gemälde und Erinnerungszeichen verschiedener Art schmücken das Innere des Domes und seine Seitenkapellen. Da sieht man am Eingange in Basreliefs den Bischof Gottfried dargestellt, wie er einen Götzentempel zerstört, und ihm gegenüber den Bischof Nanker, wie er den Bann über König Johann ausspricht. Marmorstatuen schmücken die mit blauem und weißem Marmor ausgelegte Elisabethkapelle, so genannt zu Ehren der ungarischen Königstochter, welche den Landgrafen von Thüringen heirathete und später heilig gesprochen wurde. Von Wolken umgeben und zum Gebete niederkniend, ist die Heilige über dem Altare schwebend und in Nonnentracht gekleidet dargestellt. Dem Altar gegenüber steht der prachtvolle Sarkophag des Stifters. Mit gefalteten Händen kniet er auf einer Urne, unter ihm symbolische Figuren und Engel. Aehnlichen Schmuck zeigt auch die sogenannte kurfürstliche Kapelle, die auf sechs korinthischen Marmorsäulen ruht, und so befindet sich Kapelle neben Kapelle, geschmückt mit Gemälden und Statuen italienischer Meister, worin die Segnungen und Thatsachen des Glaubens mit Monumenten wechseln, welche das Grab vornehmer und berühmter Personen bezeichnen. An den Pfeilern im Schiff des Domes selbst hängen die 12 Apostel, auf der Treppe der marmornen Kanzel befinden sich die Statuen der vier Evangelisten von vergoldetem Alabaster, am Pfeiler rechts vor dem Presbyterium sieht man den heiligen Vincenz auf eisernem Roste, und auf dem Altare links Mariä Himmelfahrt aus getriebenem Silber.

Manches ließe sich noch von den Merkwürdigkeiten Breslau's erzählen, von der unterirdischen Bartholomäuskirche, von der Börse mit dem prachtvollen 64 Fuß langen, 46 Fuß breiten und 32 Fuß hohen Saale, den 18 Säulen tragen, von den reichen wissenschaftlichen Sammlungen, vom Gabeljörgen, wie das Volk den Neptun mit dem Dreizack am Brunnen auf dem Neumarkt nennt, von der schönen Schweidnitzer Vorstadt mit ihren prachtvollen Häusern

und anmuthigen Gärten, von der lieblichen Aussicht auf der Königsbrücke nach dem Stadtgraben und den Vorstädten hin und von der großartigen Rundschau vom Elisabeththurm herab, von dem aus man in weiter Ebene Felder, Dörfer und Büsche sich ausdehnen sieht; — wir würden aber den Leser ermüden, und beschreiben daher auch die einzelnen alten Häuser nicht, die sich mit ihren Wahrzeichen erhalten haben, wie in der Hummerei Garve's Geburtshaus, in der Karlsstraße die Fechtschule, wo die Feder- und Klopffechter sich übten, ehe sie ihre Schaustellungen gaben, u. s. w. Wir gehen auch an Kroll's Wintergarten, dem in der neuesten Zeit beliebt gewordenen „Volksgarten“ und dem schönen Schießwerder-Garten vorüber, wir folgen dem gesang- und tanzlustigen Breslauer nicht nach dem anmuthigen Oswitz am rechten Oderufer, wo die Schwedenschanze eine liebliche Rundschau gewährt, verzichten auf den Spaziergang nach Morgenau am Sonntag Morgen, oder zum Concert nach dem schattigen Garten zu Scheitnig, oder ins Wäldchen zu Pöpelwitz, und lassen uns weder durch das Concert der Bürgerressourcen, noch durch die Conditoreien, Bierhallen und Weinstuben verlocken: unser Interesse wendet sich der Vergangenheit zu, und so werfen wir denn einen Blick in die thatenreiche Geschichte der Stadt, welche uns die früheren Zustände Schlesiens vergegenwärtigt.

Schon vor dem Jahre 1000 wird der alten Slavenstadt Breslau auf den Oderinseln gedacht. Während des folgenden Jahrhunderts bauten polnische Herzöge drei Burgen auf der Dominsel am Oder- und Ohlauufer, zwischen denen nach und nach die Stadt anwuchs. Wiederholte Feuersbrünste zerstörten die hölzernen Häuser der Stadt, die Kriege der Polen und Böhmen, die Einfälle der Hussiten, der dreißig- und der siebenjährige Krieg brachten der Stadt mannichfache Leiden, aber dennoch wuchs sie zu Macht und Reichthum empor; ihre kriegerischen Bürger erwehrten sich oft glücklich der Feinde, führten blutige Fehden mit Raubrittern, lieferten Königen und Fürsten Schlachten, geriethen freilich auch dann und wann unter sich in blutigen Hader, aber der Reichthum des Landes und ihre glückliche Lage ließen sie den hieraus erstandenen Schaden leichter ertragen. Bereits in frühen Zeiten hatten sich deutsche Handwerker in der Slavenstadt niedergelassen, und schon 1327 bildeten die Deutschen die Mehrzahl der Bevölkerung, gaben sich eine reichsstädtische Verfassung und schlossen sich der Hansa an. Unter Kaiser Wenzel empörten sie sich (1418) gegen die Patricier, ließen auch mehrere Rathsherren enthaupten, empfingen aber dafür unter Sigismund harte Züchtigung. Da sie zur Zeit der Hussitenkriege treu zum Kaiser hielten, hatten sie eine sechsjährige Fehde mit dem Polenkönig auszuhalten, bekämpften dann wieder den Böhmenkönig Georg von Podiebrad, und empörten sich später gegen den Ungarnkönig Matthias, der sie mit schweren Abgaben drückte. Als die Reformation von Wittenberg her sich ausbreitete, fand sie auch in Breslau Eingang. Mit Gewalt wurden aus einigen Klöstern die Mönche vertrieben, in anderen traten sie freiwillig zur neuen Lehre über, während der Magistrat keine der strengen Maßregeln ausführte, welche von Wien aus gegen die Evangelischen in Breslau geboten

wurden. Da kam endlich während und nach dem dreißigjährigen Kriege die Strafe; denn die Jesuiten wurden zurückgeführt und die Evangelischen auf harte Weise in ihren Rechten und ihrem Glauben beeinträchtigt, bis die Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. den Leiden ein Ende machte.

In Breslau war es auch, wo Friedrich Wilhelm III. mit dem Kaiser Alexander im März 1813 das Schutz- und Trutzbündniß schloß; von Breslau aus erließ er seinen Aufruf „An mein Volk", und Breslau war der Sammelplatz der Freiwilligen und Landwehren.

Von Breslau aus macht man auf der Schweidnitzer Eisenbahn Ausflüge nach dem Zobtenberg, nach welchem von Zeit zu Zeit die Studenten eine Maskeradenfahrt zu unternehmen pflegen. Dieser bewaldete Basaltkegel von 2170 Fuß Höhe liegt vereinzelt abseits vom Gebirge und gewährt eine prachtvolle Rundschau. Auf sanft gewundenen Wegen steigt man empor, vorüber an einem uralten und kolossalen Steinbilde: eine Jungfrau ohne Kopf mit einem Fisch im Schooße, und daneben einen Bär darstellend, welches die sagenhafte Maria Wlast andeuten soll. Hierauf schreitet man über den Pumperfleckel, unter welchem es hohl klingt, wenn man mit dem Stocke aufstößt, und geht über die Wiese auf der Höhe des Berges bis zur Kapelle auf dem bewaldeten Gipfel, zu welcher alljährlich einmal die Bewohner von Zobten wallfahrten, um droben Messe zu hören. Will man aber die großartige Aussicht genießen, so besteigt man den gegenüberliegenden Gipfel und überschaut die Ebenen bis Neiße hin, die Oderebene bis zu den polnischen Wäldern und nach Norden hin die Senkungen nach der Mark zu.

Weithin dehnen sich die Gebirgskämme aus mit ihren sonnigen Stellen längs den langgestreckten dunkelblauen Waldstreifen. Weiter abwärts aber ziehen Vorberge und niedrige Bergrücken die Flüsse entlang ins Land hinein, schauen rothe Kirchdächer aus Obstgärten, schimmern die weißen Wände der Kapellen droben von belaubten Höhen. Da blitzt der Fluß von Zeit zu Zeit aus grünem Wiesengrunde empor, da ziehen Ackerstreifen in dunklen Farben über sanft sich erhebende Hügel hin, und es steigt in der Ferne ein Gebirgskamm, ein Berggipfel hinter dem andern empor, bis sich die fernsten im Duft des mattblauen Horizontes verlieren. In wunderbaren Gestalten wälzen sich hier dunkle Wolkenzüge über die Bergwälder, schwebt dort grauer Nebel, fliegen hier helle Sonnenstreifen über die schwarzen Berghalden. Siehe, dort im Südosten erhebt sich die Bischofskoppe, da schaut der Geiersberg, der dreigipfelige Altvater, da steigt das Eulen- und Waldenburger Gebirge mit seinen Gipfeln empor, dort zeigt sich der blaue Streifen des Hochwaldes, näher die Koppen des Riesengebirges und daneben dunkle Schluchten und Hänge. Deutlich sind die Bergspitzen der Vorberge zu erkennen, während die Ebene von Schweidnitz bis Liegnitz, Brieg, Breslau, Leubus bis hinüber zu dem Tarnowitzer Höhenzuge in bunter Mannichfaltigkeit mit Dörfern, Städten, blauen Flachs- und gelben Rapsfeldern sich ins Unabsehbare ausbreitet.



Die Mongolenschlacht: der Fall des Herzogs.

5. Die schlesischen Schlachtfelder.

1.
Die Mongolenschlacht bei Wahlstatt.

Schlesien ist der Tummelplatz blutiger Kämpfe europäischer und asiatischer Heerschaaren und endlich das Ehrenfeld der preußischen Armeen geworden; die Rettungsschlachten sind aber fast allesammt in der Nähe von Liegnitz und der Katzbach geschlagen worden. Die älteste von ihnen war die blutige Mongolenschlacht, in welcher das christliche Heer unter Herzog Heinrich sich für Vaterland und Glauben muthig opferte.

Unter der Regierung des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II. (1241) erschienen in Polen und Schlesien die verheerenden Horden der Mongolen, welche von den Steppen Hochasiens als zahllose Reiterschaaren herabgestiegen waren, denen Weiber und Kinder in zweiräderigen Karren folgten. Raubend und verwüstend durchzogen sie Vorderasien. In ihren Tonweisen und Heldenliedern besangen sie zu Ehren ihres berühmten Anführers Dschingischan jene blutigen Heerzüge, in deren Folge 6 Millionen Krieger in Schlachten fielen und des Reiches Grenzen bis auf 1500 Meilen ausgedehnt wurden, während die Reiterheere des Mongolenfürsten so hoch an Zahl gestiegen waren, daß

ihre Peitschenstiele hinreichten, um die tiefen Wallgräben der großen Stadt Samarkand auszufüllen. Des Weltenstürmers Nachfolger unterwarfen Rußland und drangen, Städte verbrennend und Schaaren von Gefangenen mit sich schleppend, gegen Polen und Ungarn vor. Beide Länder waren damals von inneren Unruhen zerrissen und daher bald erobert. Jung und Alt, Mann und Weib fiel unter den Schwertstreichen der Barbaren, deren Sprößlinge sich der gefangenen Ungarnkinder bedienten, um sich im Scheibenschießen und Gliederabhauen zu üben.

Nachdem Polen erobert, Krakau und Lublin verbrannt und das Polenheer erlegen war, flüchteten viele Polen nach Schlesien. Der Schreckensruf: „Die Mongolen kommen! die Mongolen kommen!“ flog von Stadt zu Stadt, von Gau zu Gau, und wohin die Flüchtigen kamen, vermehrten sie die allgemeine Bestürzung durch Erzählungen von den unmenschlichen Grausamkeiten, welche die barbarischen Reiterschaaren in thierischer Wuth verübten. Als daher Herzog Heinrich II., mit dem Beinamen der Fromme, der von Breslau aus fast ganz Schlesien beherrschte, von der nahenden Gefahr hörte, ging er ernstlich mit sich zu Rathe, was er thun, ob er Widerstand leisten, oder fliehen, oder dem Feinde wehrlos sich unterwerfen sollte. Auf die Hülfe der Böhmen und des deutschen Ordens sowie der benachbarten deutschen Reichsfürsten durfte er zwar rechnen, aber es war kaum wahrscheinlich, daß sie noch zur rechten Zeit eintreffen würde. Seine Lage war eine höchst ungünstige; doch konnte der ritterliche Fürst es nicht über sich gewinnen, Land und Leute wehrlos dem grausamen Feinde preiszugeben, die Kirchen zerstören, den Christenglauben ausrotten, Gesittung und Bildung vernichten und Deutschlands Ostgrenze unvertheidigt zu lassen. So entschloß er sich denn, lieber für Glauben und Vaterland zu sterben, als feig zu fliehen.

Daher sandte er nach allen Seiten reitende Boten aus, um die Ritter zum Heerbann aufzurufen und die Bürger zum tapfern Widerstande hinter Wall und Mauer zu ermahnen. Bald erschienen seine Ritter mit ihren Reisigen wohlgepanzert und voll freudiger Kampfeslust; die Bürger aber, welche zur Vertheidigung der Städte untauglich waren, wanderten mit Weib und Kind aus, um den heimgebliebenen Vertheidigern durch ihre Gegenwart nicht hinderlich zu sein. Mit ihren Habseligkeiten auf dem Rücken oder dem Wagen zogen sie zum Thore hinaus.

Still und leer war es nun in den Straßen Breslau's; nur selten hörte man eine Schaar Reisiger klirrend über das Pflaster sprengen, denn alle Ritter hatten die Stadt verlassen und sich mit den Schätzen der Stadt in die Burg zurückgezogen, welche auf der Oderinsel lag. Hierhin flüchteten auch die wehrhaften Bürger, welche ihr Vaterland zu vertheidigen entschlossen waren. Sobald man alles Werthvolle nach der Burg gebracht hatte, zündete man die Stadt an, damit der Feind in ihr kein Obdach und keinen Schutz beim Angriff auf die Burg fände. Mehrere Tage lang brannte die Stadt, und diente des Nachts den Fliehenden auf fernen Wegen als Leuchte. Da wandten sie

sich denn wol um, mit hellen Thränen in den Augen, nach der Stätte ihres Glücks, gedachten all' des Segens, den sie in ihr genossen, der Freuden, die sie in ihr gefunden, und beschleunigten dann ihre Flucht, von Furcht vor den nahen Feinden ergriffen.

Die Mongolen waren inzwischen bereits an der Grenze erschienen, wo ihnen die Herzoge von Sendomir und Oppeln bei Oppeln entschlossen den Weg sperrten. So weit das Auge reichte, wogte es von mongolischen Reitern, die in einzelnen Schaaren heranzogen. Die langgemähnten Pferde trugen untersetzte, gelbbraune Menschen mit schief geschlitzten Augen. Die Gesichter derselben waren voller Narben, das Haupthaar in einen starken Schopf zusammengebunden; an der Seite blitzte das krumme Schwert, auf dem Rücken klirrten Köcher und Bogen, am Handgelenk hing die dickgeflochtene Knute, und in der Hand schimmerte die eisenbeschlagene Lanze. So unansehnlich ihre Pferde auch aussahen, so liefen sie doch fortwährend kurzen Trab, und vermochten dabei schwere Beutelasten zu tragen, zwischen denen der Reiter eingepackt saß. Der heldenmüthige Herzog erlag nach tapferem Widerstande der Ueberzahl der Feinde, welche sich nun gegen Breslau wandten, dessen Burg sie jedoch vergeblich zu erstürmen suchten, so daß sie endlich wieder abzogen, um den Herzog Heinrich anzugreifen, um den sich in der Gegend von Liegnitz, wo später das in neuester Zeit in eine Militärschule umgewandelte Kloster Wahlstatt errichtet wurde, ein Heer von etwa 30,000 Mann gesammelt hatte. Denn auf seinen Nothruf war der Großmeister des deutschen Ordens mit seinen Rittern von der Weichsel herbeigeeilt, um wider den Glaubensfeind kämpfen zu helfen; es hatten sich zahlreiche polnische und deutsche Ritter eingefunden, und es waren die deutschen Bergleute aus ihren Schachten am Riesengebirge heraufgestiegen, hatten die Hacke mit dem Streitkolben, die Kappe mit der schweren Sturmhaube vertauscht und sich ein rothes Kreuz auf die Brust geheftet, da sie den Krieg wider die Mongolen einem Kreuzzuge gleich erachteten. Auch die Herzöge von Mähren und Oppeln waren mit ihren Streitern erschienen, und der Böhmenkönig war im Anmarsch.

Als nun heransprengende Boten meldeten, daß der Feind nahe, bereitete sich das christliche Heer am 9. April 1241 in der Ebene von Wahlstatt auf den Kampf würdig vor. Es ward eine feierliche Messe gelesen und gebeichtet. Die Sonne war blutigroth aufgegangen, die Nebel am Gebirge hatten sich nach und nach verzogen, und das Auge schaute die Natur in ihrem aufbrechenden Frühlingsschmucke. Da hörte man wild verworrenen Gesang in der Ferne, und bald war der Horizont umzogen von dunklen Reiterschaaren, die wie vom Sturmwind getragen, näher und näher kamen. Jetzt machten sie Halt, ordneten sich in große Haufen, entfalteten ihre blutigen Fahnen, erhoben zuerst heulendes Freudengeschrei, um ihre Kampfeslust anzuspornen, dann aber ließen sie den schauerlichen Trauergesang zu Ehren des todten Dschingischan ertönen, durch welchen sie sich zu thierischer Mordlust anfeuerten. Endlich stimmten sie ein Sturmlied an, welches rauh und grell klang wie das Pfeifen und Brausen eines Steppensturmes. Dabei klirrten die Asiaten von Zeit zu Zeit mit Köchern und Schwertern, schwenkten

die Lanzen und fügten jeder Strophe ein wirres Kriegsgeschrei hinzu, so daß selbst die herzhaftesten Ritter des Kreuzheeres ein kaltes Grausen überlief.

Der Kriegsgesang war zu Ende. Haufenweise drängten sich die Mongolen zusammen, indem sie einen weiten Halbbogen bildeten, mit dessen beiden Enden sie das Christenheer überflügelten, um es wie mit einer Zange zu fassen und zu erdrücken. Da ritt der Ordensmeister vor das Kreuzheer, sein blitzendes Schlachtschwert hoch empor haltend, und sprach: „Der dort oben wird uns nicht verlassen, sei es im Siegen, sei es im Sterben! Haltet brav zusammen! Gott mit uns! sei der Schlachtruf!“ — „Gott mit uns!“ rief das Heer wie aus Einem Munde und athmete freier, da es zur Entscheidung kommen sollte und der schöne Schlachtruf den Muth erhöhte. Die Ritter setzten sich noch einmal fest im Sattel, die Bergknappen faßten die wuchtige Streitaxt fester und drückten sich die Sturmhaube tiefer auf's Haupt; Mancher warf noch einen Abschiedsgruß auf die blühende Frühlingswelt hinaus, die vielleicht sein Grab wurde, ehe der Tag sich neigte, empfahl Weib und Kind, Mutter und Schwester Gottes gnädigem Schutz, und harrte gefaßten Muthes auf das Zeichen zur Schlacht.

Da rief eine helle, laute Stimme: „Vorwärts! Gott mit uns!“ und „Gott mit uns!“ brauste die Losung von Haufen zu Haufen über das ganze Heer. Trompeten erklangen, Kreuzesfahnen wehten, Schwerter klirrten, Panzer rasselten, und der Erdboden dröhnte vom Schritt der eisernen Reihen. „Kuruchtli!“ kreischte es von der andern Seite, wobei zugleich ein Hagelschauer spitzer Pfeile gegen das Christenheer flog, der prasselnd an Schild und Panzer schlug, und wie finstere Sturmwolken jagten die Mongolenschaaren gegen das Kreuzheer heran. Vor dem Lanzenwall der Ritter prallten die vordersten Haufen jedoch zurück, oder sanken mit zerschmettertem Schädel unter den Streichen der Bergleute. Da die Mongolen aber an Zahl den Christen weit überlegen waren, so wiederholten sie ihre stürmischen Angriffe, indem ein Haufen den andern ablöste. Staub, Kriegsgeschrei und Leichen füllten die Ebene, Angriff nach Angriff ward zurückgeschlagen; aber das Mißlingen steigerte nur die Wuth der Mongolen. Schon waren lange, heiße Stunden vergangen, doch noch immer wogte die Schlacht die Ebene auf und ab. Mancher edle Ritter lag bereits blutend am Boden, manches treue Kriegerherz ward zertreten von den Hufen der Kriegsrosse, und noch immer schwankte die Entscheidung von einer Seite zur andern. Die Mongolen bemerkten indeß bald, daß sie insofern im Vortheil waren, als ihre Schaaren abwechselnd rasten konnten, um sich zu erholen, wogegen die Christen unausgesetzt kämpfen mußten.

Heiß brannte die Mittagssonne herab auf die blinkenden Panzer und Helme, die Ritter vermochten unter dem geschlossenen Visir kaum noch zu athmen, und auch das Fußvolk war ermüdet von der lastenden und beengenden Eisenrüstung. Ihre Schwertstreiche wurden matter, ihr Zuruf verstummte, die Rosse wankten und stürzten beim Zusammenstoß erschöpft zu Boden. Kaum bemerkte dies Peta, der Feldherr des Mongolenfürsten Batu, so gab er allen Schaaren

das Zeichen, auf einmal und von allen Seiten auf die ermatteten Christen einzubrechen, um sie im Sturmlauf niederzuwerfen. Sein Büffelhorn erklang; mit wüthendem Geschrei stürzten seine Reitermassen heran, so daß im Nu das wankende Christenheer umschlossen, die vordersten Reihen niedergeritten und mit den Uebrigen im blutigen Handgemenge um Leben und Tod gerungen wurde. „Gott mit uns!" scholl es hier und da noch aus dem tosenden Schlachtgetümmel; aber dieser Ruf ward immer schwächer und seltener. Herzog Heinrich war von einer Lanze durchbohrt und tödtlich verwundet niedergesunken; mit ihm erlagen die Christen. Nur Wenige entrannen dem Tode.

Peta übersah nun das Siegesfeld: weit und breit war es bedeckt mit Mongolenleichen, zwischen denen spärlich die deutschen Männer mit Eisenwamms und langem Schlachtschwert lagen. Entsetzen über den ungeheuren Verlust der Seinen ergriff den Asiaten; ihm graute vor neuen Schlachten mit solchen Eisenmännern. Als daher am folgenden Tage die Ankunft eines Böhmenheeres gemeldet wurde, befahl er den Rückzug, nachdem jedem Erschlagenen das linke Ohr abgeschnitten war, damit die Zahl der gebliebenen Feinde könnte gezählt werden. Neun Säcke füllten die Mongolen mit diesen Siegeszeichen; dann aber wandte sich Peta verheerend über Mähren nach Ungarn zum Hauptheere. Doch bald sollten die Mongolen auch an der Donau deutsche Tapferkeit kennen lernen: der Hohenstaufe Enzio vernichtete hier die zurückgebliebenen Schaaren, Friedrich von Oesterreich schlug andere an der ungarischen Grenze, so daß die Mongolen nur mit Schrecken an die Männer im Eisenwamms dachten. Bei Liegnitz waren aber so viele Bergleute gefallen, daß Jahre lang die Gruben nicht konnten bebaut werden.



Kloster Wahlstatt.



Möllendorf's Angriff auf Leuthen.

2. Die Schlacht bei Leuthen in der Nähe von Breslau.

Nach wiederholten harten Kämpfen und Gefechten während der Hussitenkriege und der noch trostlosern Zeit des dreißigjährigen Bruderkampfes wollte es das Schicksal, daß Preußens Heldenkönig in Schlesien seine schönsten Lorbeern pflücken sollte. Oft ward in dieser schönen Provinz zwischen Preußen und Oesterreichern gestritten; bei Molwitz gewann Friedrich II. die erste, bei Burkersdorf die letzte Schlacht; im Lager zu Bunzelwitz und Schweidnitz verlebte er sorgen- und mühevolle Tage; in Schlesien war er wiederholt in Lebensgefahr; um Silberberg, Glatz, Schweidnitz und Glogau ward wiederholt gekämpft, bei Hohenfriedberg traf ihn für seine allzu kühne Sorglosigkeit schwerer Verlust, bei Landeshut erlag der tapfere Fouqué; aber bei Leuthen und Liegnitz gewann endlich das geniale Feldherrntalent des Königs jene glorreichen Siege, durch welche er Schlesien und Preußen in verhängnißvollen Tagen rettete.

Nachdem Friedrich II. in dem schicksalsreichen Jahre 1757 bei Prag Sieger, bei Kollin Besiegter und bei Roßbach wieder Sieger gewesen war, erhielt er die Meldung, daß es in Schlesien gar nicht gut stehe, indem der Herzog von Bevern sich bei Breslau hatte schlagen und gefangen nehmen lassen, so daß Ziethen nur 18,000 Mann nach Glogau zu retten vermochte, Schweidnitz sich ergeben mußte, und der Fürstbischof von Breslau, Graf Schaffgotsch, eine zweifelhafte Haltung annahm. Nur durch einen neuen Sieg konnte er Schlesien retten. Aber sein Heer war gering an Zahl, der Winter hatte bereits angefangen, und der Rest der schlesischen Armee Muth und Vertrauen verloren. Viele zagten, seine Feinde triumphirten; doch der Heldenkönig verlor

den Muth nicht. In Eilmärschen brach er von der Saale nach Schlesien auf, und trotz kalter Regengüsse, rasender Winterstürme und aufgeweichter Straßen war er in wenigen Tagen bei Parchwitz, zwei Meilen von Liegnitz, wo er sich mit Ziethen's Corps vereinigte.

Durch kräftige Anreden und gute Lebensmittel richtete er die verzagten Gemüther dieses geschlagenen Corps wieder auf; seine Soldaten, die Sieger von Roßbach, erweckten unter den Ziethen'schen Truppen das Vertrauen zu des Königs Glück und Kriegskunst, die Gesichter erheiterten sich, Muth strahlte aus jedem Auge, so daß es Friedrich nun wagen konnte, mitten im Winter mit 30,000 Mann den 80,000 Feinden eine Schlacht anzubieten. Er sammelte um sich seine Generale und Obersten, feuerte ihren Muth an, reizte ihr Ehrgefühl und schloß dann seine Rede, als er aus Aller Augen frohe Schlachtenlust leuchten sah, mit den Worten: „Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte. Ich schmeichle mir, Sie werden auch bei neuer Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Wir müssen den Feind schlagen, oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen! So denke ich, so werde ich handeln. Ihren Regimentern aber theilen Sie meinen Willen mit, daß ich das Cavalerie-Regiment, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, bald nach der Schlacht absitzen lasse und es zum Garnison-Regimente mache. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und den Säbel, und ich lasse ihm die Borden von der Montirung abschneiden! Und hiermit Adieu, meine Herren! in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Friedrich hatte seinen Officieren den ganzen Ernst der Lage gezeigt, hatte ihr Ehrgefühl geweckt und sie zur Begeisterung entflammt. Unter stillen Gelöbnissen der Treue bis zum Tode schieden die Officiere und theilten ihren Soldaten mit, daß eine Schlacht bevorstehe und der König auf sichern Sieg rechne, sobald jeder Soldat seine Schuldigkeit thue. „Wie bei Roßbach soll es werden!" riefen die Grenadiere und Reiter, die dort gefochten hatten, und die schlesischen Truppen fügten hinzu: „Und wir werden die Niederlage vor Breslau rächen und den Namen unserer Regimenter wieder zu Ehren bringen!" Jubel verbreitete sich über das ganze preußische Heer, Kriegs- und Siegeslieder klangen aus den Zelten, die Waffen wurden noch einmal genau geprüft, Feinde versöhnten sich, Kameraden gaben sich den Handschlag, einander in Noth und Tod beizustehen; die jungen Leute mußten den alten Kriegern heilig geloben, tapfer zu streiten und der preußischen Uniform keine Schande zu machen. Aus Aller Augen blitzte es kühn, aus Aller Mienen sprach Siegeszuversicht und frohe Kampflust.

Auffallender Weise waren die sonst so vorsichtigen und tüchtigen kaiserlichen Feldherren, Herzog Karl von Lothringen und Daun, sorglos geworden; denn Jener nannte die kleine preußische Armee nur „die Berliner Wachtparade," wie die Franzosen bei Roßbach nur von einer Potsdamer Wachtparade sprachen.

Friedrich freute sich dieser Unterschätzung seiner Macht und sprach, als ihm gemeldet wurde, daß die Oesterreicher ihre feste Stellung verlassen hätten und über das Schweidnitzer Wasser vorrückten, zu seinen Adjutanten: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich auch seinen Uebermuth strafen!“ Schnell ließ er Alles für die Schlacht vorbereiten, und rückte am nächsten Morgen, den 5. Decbr. 1757, dem Feinde entgegen. Noch lag trübe Morgendämmerung über den öden Fluren, der Wind blies den Preußen kalt entgegen, die in unabsehbarer langer Front aufmarschirten, voran die Kanonen und rasche Reiter, hinter her knarrende Gepäckwagen. Ringsum war Alles stumm, nur in der Ferne krähte hier und da ein Hahn, oder bellte ein Hund, und matt schien die strahlenlose Sonnenscheibe durch die grauen Wolken, welche am Himmel dahinjagten wie Gespenster. Noch wußte Friedrich nicht, wo der Feind stand, und spannende Erwartung sprach aus Aller Mienen. Manchen Tapfern überkam wol der Gedanke an den nahen Tod, an die fürchterlichen Schmerzen der Verstümmelung, aber ein stärkender Zug aus wohlgefüllter Flasche, ein Scherz der Kameraden und die besänftigende Gewalt des wachsenden Tageslichts verscheuchten die trüben Gedanken. Friedrich zog seiner Armee voran und rief einen Officier mit 50 Husaren zu sich, dem er anzeigte: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen als sonst; Er mit Seinen funfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind, der wird geschlagen!“ „Zu Befehl, Majestät!“ entgegnete der Officier und hielt sich mit seinen Reitern fortan in des Königs Nähe. Während die Armee vorrückte, stimmten einzelne Krieger ein erbauliches Lied an, in welches nach und nach die Feldmusik mit einstimmte. Und sie sangen sicherlich aus voller Seele:

Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet;
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's soll,
Und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerathe wohl!

Friedrich lauschte dem andächtigen Gesange; auch in sein Herz brachte er Ergebung in das Schicksal und Freudigkeit der Pflichttreue, und als der Oberst dieses Singen verbieten wollte, hielt er ihn davon mit den Worten ab: „Laß Er das! Mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!“

Weiter und immer weiter marschirten die preußischen Schlachtlinien; doch noch ließ sich kein Feind sehen. Endlich traf man vor einem Dorfe feindliche Reiter, warf diese, nahm einen Theil von ihnen gefangen und führte sie die ganze Front der Armee entlang, damit Alle diesen Anfang für ein gutes Zeichen nehmen möchten. Die Preußen wurden durch diesen ersten Erfolg, so gering er auch war, so von Siegesgewißheit erfüllt, daß die Husaren mit

Mühe zurückzuhalten waren, indem sie sich unverzüglich auf die Oesterreicher stürzen wollten. Gegen die Mittagszeit überschritt man den Kamm einer Bodenwelle, und sah vor sich das ganze feindliche Heer in 2 Stunden langer Schlachtlinie. So weit das Auge blickte, überall zogen sich am Horizont lange Reihen blinkender Gewehre, es blitzte nieder von den Metallschildern der Grenadiere, von Schwertern, Lanzen, Bayonnetten und Kanonen. Hier hielten Reitergeschwader, dort langgestreckte Linien von Fußvolk, Adjutanten sprengten hin und her, und Kanoniere mit brennender Lunte standen hinter den zahlreichen Batterien. In der Mitte der Schlachtstellung aber breitete sich das weit ausgedehnte Dorf Leuthen hin, welches die Hinterseiten seiner zahlreichen Bauerhöfe den anrückenden Preußen zuwandte.

Kaum hatte Friedrich einige Augenblicke die feindliche Stellung betrachtet, so war auch deren schwache Seite sofort gefunden und der Schlachtplan demgemäß entworfen. Der König stand dem rechten feindlichen Flügel gegenüber, weshalb der Herzog von Lothringen meinte, dies sei absichtlich geschehen, um diesen Flügel anzugreifen. Um widerstehen zu können, sandte der Herzog zahlreiche Truppen nach dem rechten Flügel vom linken, den er dadurch schwächte, obschon dessen Stellung an sich eine wenig geschützte war. Den linken Flügel wollte Friedrich angreifen und ließ seine Truppen seitwärts ziehen in einem weiten Bogen, so daß die Hügel zum Theil den Marsch verbargen. Die ganze Armee schwenkte, griff dann Leuthen kräftig an und rückte staffelweise gegen den linken feindlichen Flügel vor. Die Gegner ahnten die Kühnheit dieses Vorbeimarsches nicht, sondern meinten, Friedrich wolle eine Schlacht vermeiden. Der bedächtige Daun sagte daher zum Herzog Karl in österreichischer Gutmüthigkeit: „Die Leute gehen; man störe sie nicht!“

Bald aber sollten die beiden Feldherren ihre Unvorsichtigkeit bereuen. Denn die preußischen Truppen hatten um Mittag ihre Bewegung meisterhaft beendet, standen dem feindlichen Flügel sogar in der Flanke, und um 1 Uhr begann der ungestüme Angriff. Die Kanonen donnerten, nachdem sie bis auf 500 Schritt gegen den Feind herangefahren waren; die Infanterielinien rückten in schnurgerader Reihe bis 150 Schritt heran und richteten dann mörderische Salven auf die württembergischen und bayrischen Hülfsvölker, welche den linken Flügel der Oesterreicher bildeten. Rollend folgte Salve auf Salve, schwarze Dampfwolken wälzten sich schwerfällig über die Ebene und verhüllten die Regimenter, so daß man aus ihnen nur das Klirren der eisernen Ladestöcke, das Commando der Officiere, Trommelwirbel und krachendes Bataillonsfeuer hörte. Hui! da jagten plötzlich mit verhängtem Zügel preußische Reiterschaaren durch den Pulverdampf, stoben wie eine schwarze Wolke über den engen dampffreien Zwischenraum und verschwanden im Nu in den Rauchwolken der feindlichen Linien. Bald hörte man wirres Geschrei, rasche Menschentritte, das Gewehrfeuer verstummte und aus dem Pulverdampf stürzten hier und da ungeordnete Haufen fliehender Bayern und Württemberger hervor.

„Sie fliehen! sie fliehen!“ jubelten die Preußen und rückten nun ent-

schlossen den übrigen Truppen des Feindes entgegen, während die Bayern und Württemberger unaufhaltsam nach Leuthen eilten und dort die Kaiserlichen am Feuern hinderten, die ja ihre eigenen Leute nicht niederschießen wollten. Zwar versuchten die Reste des linken österreichischen Flügels Widerstand zu leisten, aber sie waren durch die Flucht ihrer Verbündeten in Unordnung gebracht, dabei von der preußischen Reiterei umschwärmt und von der Infanterie heftig beschossen, so daß ihre Reihen sich immer mehr lichteten, lösten und endlich ganz in Verwirrung geriethen.

Viel heftiger war der Kampf im Mitteltreffen um den Besitz des Dorfes Leuthen; denn dieses Dorf bot keinen Eingang dar, da es den Oesterreichern seine Vorderseite zugekehrt hatte und durch Schießscharten in den Wänden, durch Gräben und Hecken befestigt war. Unter Trommelschlag rückten die preußischen Bataillone in geschlossener Linie heran, aber kaum waren sie in die Schußlinie, so krachte und knallte es hinter allen Hecken und Zäunen hervor; da spieen die Schießscharten und Dachluken Kugeln, welche Lücken in die preußischen Linien rissen, und wenn diese durch den Kugelregen durchdrangen, so standen sie vor Lehmwänden und verrammelten Scheunthoren, so daß sie wieder umkehren mußten, verfolgt von den Kugeln der Feinde. Schon manches Bataillon war in geschlossener Linie zum Sturme herangerückt und mit aufgelösten Reihen eilends zurückgewichen; schon verloren Viele den Muth und hielten jeden Sturm für vergebliches Blutvergießen; schon war selbst ein Gardebataillon unschlüssig, ob es wieder angreifen sollte: — da sprang der Hauptmann v. Möllendorf vor die Linie und rief: „Jetzt, Garde, wollen wir zeigen, was wir können! In 5 Minuten muß das Dorf unser sein! Ein Hundsfott, wer einen Schritt rückwärts thut! Marsch! Marsch!“ Im Trabe ging es durch den Kugelregen, rechts und links fielen Gardisten, aber in wenig Minuten waren die Uebrigen vor einem Scheunthor. Unter Axt- und Kolbenschlägen sanken die Flügel, hundert Hände griffen nun zu, um Eggen, Holzstöße und Wagen fortzuschaffen, die den Eingang sperrten, Andere schossen durch die engen Zwischenräume in die Scheune — und der Eingang ins Dorf war erzwungen. Jubelnd folgten die übrigen Bataillone, stürmten durch das Scheunthor, eilten in dichten Colonnen hinaus nach der Dorfstraße, breiteten sich in Gehöften, hinter Wänden und Häusern aus, eroberten Haus für Haus, drängten den Feind von Graben zu Graben, und trieben ihn nach heftigem Kampfe zum Dorfe hinaus, wo sich die Kaiserlichen auf den Höhen wieder festzusetzen suchten. In dichten Haufen standen sie dort aufgestellt, und richteten ein ununterbrochenes Feuer auf das Dorf. Siehe, da rasselten Batterien heran, protzten vor und neben dem Dorfe ab, und nun begann eine heftige Kanonade. Tiefe Furchen schlug das preußische Geschütz in die dichten Haufen der Feinde, im Dorfe aber schlugen Kanonenkugeln und Granaten prasselnd hier durch die krachenden Sparren der Wohnhäuser, dort in die gefüllten Scheunen, hier in ein Bataillon, dort unter eine Viehherde, daß es ringsum krachte, dröhnte, knatterte und lärmte. Dazwischen wirbelten dicke

Rauchsäulen aus den brennenden Gehöften, züngelten rothe Flammen empor, schrieen die verzagten Einwohner, die nicht wußten, wohin sie fliehen sollten, und während Verwundete nach Hülfe riefen, klang das Signalhorn und der Sturmmarsch. Es war ein wildes Gewirr, ein Chaos von Noth, Gefahr, Schmerzen, Schrecken und Elend!

Der Winterabend war bereits hereingebrochen, das goldgelbe Abendroth war schon zu einem düstern Braunroth verglommen, und die Regimenter waren nur als dunkle Streifen am Horizont zu erkennen, und noch immer tobte die Schlacht. Horch, da rasselt etwas vom rechten österreichischen Flügel heran, die Erde zittert unter dem Hufschlag heransprengender Reitermassen, helle Trompeten klingen scharf herüber durch den hereinbrechenden Abend, und in wenig Minuten braust ein Reitersturm heran gegen die ermüdeten Preußen. Schleunigst bilden diese Vierecke: ein Stachelwall von Bayonnetten ist nach außen gekehrt, die hinteren Glieder liegen im Anschlage; doch der Sturm verzieht sich, der flüchtige Hufschlag zieht abwärts, und bald ist nichts mehr von ihm zu hören. Denn die preußische Reiterei hatte diesen Fall vorausgesehen, hatte sich bereit gehalten und war mit Siegesgeschrei den Kaiserlichen entgegengesprengt. Sie faßte den Feind im Rücken und von der Seite, rannte seine Glieder nieder, zersprengte sie und trieb sie als aufgelöste Haufen in die Flucht. Als der rechte österreichische Flügel die Mitte und den linken Flügel durchbrochen, die Reiter geschlagen sah, hielt auch er nicht länger Stand, sondern floh im Dunkel der Nacht, indem er zahlreiche Gefangene und reiche Beute zurückließ.

Friedrich ernannte noch auf dem Schlachtfelde den tapfern Moritz von Dessau zum Feldmarschall, weil „er ihm bei der Bataille geholfen und Alles vollzogen, wie ihm noch nie Einer geholfen habe.“ Tiefe Nacht sank herab auf das Schlachtfeld und bedeckte die grauenhaften Scenen der Sterbenden und in Schmerzen sich Windenden; das Heer aber stellte sich in Ordnung und lagerte sich. Leise ging der scharfe Abendwind über die Ebene und wehte dann und wann einen verlorenen Laut herüber, den ein Verwundeter ausstieß. Die Sterne stiegen empor und flimmerten kalt herab auf das Leichenfeld, auf welchem die Preußen über 6000 Todte, Vermißte und Verwundete zählten, während die Oesterreicher einen Verlust von 9—10,000 Todten und Verwundeten hatten und den Preußen 21,000 Mann als Gefangene überlassen mußten. Der Ernst des Sterbens und das wandelbare Glück des Krieges trat jedem Krieger im Schweigen der Nacht ergreifend vor die Seele. Da hieß es plötzlich: „Der König ist in Gefahr! Vorwärts! Wir retten ihn!“ Friedrich war nämlich mit wenigen Husaren und Grenadieren und begleitet von einem Führer mit der Laterne nach dem nahen Lissa geritten, welches ganz voll Oesterreicher war, und während auf den Straßen sich ein lebhaftes Gewehrfeuer entspann, war er durch eine Seitengasse nach dem Schlosse geeilt. Eben wollte er die Treppe nach dem Oberstock hinaufsteigen, als eine Menge kaiserlicher Officiere herabkamen, die nicht wenig überrascht waren, den preußischen König vor sich zu

sehen, welcher sie mit den unbefangenen Worten anredete: „Guten Abend, meine Herren! gewiß werden Sie mich hier nicht vermuthen! Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Betroffen standen die Officiere einen Augenblick, dann leuchteten sie dem Könige in die Oberzimmer und unterhielten sich dort mit ihm. — Das Schießen in den Straßen dauerte indeß fort, weshalb Adjutanten nach dem Schlachtfelde sprengten, um Hülfe zu holen. Die Armee war aber so voll Begeisterung, daß es von Bataillon zu Bataillon rief: „Wir gehen Alle! Alle!“ Und in der That brach die ganze Armee in finsterer Nacht nach Lissa auf. Schweigend schritten die Krieger über das Schlachtfeld und nahmen im Herzen Abschied von den Kameraden, die sie hier sterbend verlassen mußten, um sie nie wiederzusehen. Ach, dachte Mancher, wie leicht konnte auch dich die Kugel treffen! Wie gnädig ist Gott heute wieder gegen dich gewesen! Die Stille der Nacht und die glücklich überstandene Gefahr stimmte die Herzen zur Andacht und zum Dankgefühl. Da brummte gar mancher alte Grenadier ein Kirchenlied vor sich hin, sein Kamerad stimmte ein, die Nebenleute auch, das Summen ward zum volltönenden Gesange, welchen ein Regiment nach dem andern mitsang, und endlich fiel die ganze Feldmusik ein, so daß nun die 25,000 Mann wie eine Procession andächtig singend durch die Nacht wanderten, daß es weit hin über die dunklen Fluren schallte. Sie sangen:

Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut,
An uns und aller Enden!

Noch mancher Sterbende erquickte sich an dem frommen Liede und starb getröstet, die Lebenden aber nahmen einen unvergeßlichen Eindruck mit und gewannen erhöhtes Gottvertrauen. Als man nun Lissa näher kam und das Schießen hörte, verstummte der Gesang, die Schritte wurden schneller, und endlich lief Jeder, so schnell er konnte, um dem Könige in seiner Noth beizustehen. Alle Kaiserlichen wurden gefangen genommen, 116 Geschütze, 51 Fahnen, 4000 Wagen wurden gewonnen, dann Breslau mit 14,000 Mann belagert, so daß es sich in wenig Wochen mit sammt den 18,000 Mann Besatzung ergeben mußte, und am Ende des Jahres war ganz Schlesien außer Schweidnitz wieder in preußischen Händen.



Friedrich der Große und das Regiment Bernburg.

3. Die Schlacht bei Liegnitz.

Noch einmal sollte Friedrich II. in der schlachtenberühmten Ebene zwischen Liegnitz und Breslau einen herrlichen Sieg gewinnen. Im Jahre 1760 befand er sich in sehr bedrängter Lage, denn England hatte seine Hülfe versagt, die Feinde aber waren übermüthiger geworden, da sie mannichfache Vortheile aufzählen konnten und dem Heldenkönig an Truppenzahl drei- und vierfach überlegen blieben. Friedrich mußte die Mittel zur Rettung in sich, seinem Genie und seiner Thatkraft suchen.

Während Fouqué Schlesien gegen Böhmen hin deckte, Prinz Heinrich die Russen unter Soltikow an der Oder aufhalten, ein anderes Corps die Schweden in Pommern beobachten, Ferdinand von Braunschweig Westfalen schützen sollte, stand Friedrich bei Dresden Daun gegenüber, den er vergeblich von dieser Stadt wegzulocken suchte. Die Preußen traf aber mancher harte Schlag, denn obschon sich General Golz mit dem Regiment v. Manteufel mit altpreußischer Tapferkeit gegen Laudon's Reiterschaaren wehrte, vor denen er sich unter beständigem Kampfe zurückzog und sich durch keine Drohung zur Uebergabe verleiten ließ, so erlag doch Fouqué mit 14,000 Mann bei Landeshut den 50,000 Feinden, die Laudon über Böhmen und Glatz nach Schlesien führte.

Friedrich konnte trotz des furchtbaren Bombardements Dresden nicht nehmen, nachdem er Daun von dieser Stadt gegen Schlesien gelockt hatte.

Laudon war indessen mit 50,000 Mann vor Breslau gerückt, welches Tauenzien mit 3000 Mann Besatzung nur mit Mühe vertheidigte, indem er gleichzeitig 9000 gefangene Oesterreicher zu bewachen hatte. Laudon forderte nach heftiger Beschießung den Commandanten wiederholt zur Uebergabe auf; Tauenzien aber wies alle Aufforderungen zurück. Zum Glück eilte Prinz Heinrich mit seinem kleinen Heere herbei, so daß Laudon von Breslau abzog, und Soltikow, als er bei Breslau über die Oder gehen wollte, zu seiner Verwunderung Preußen fand, worüber er so ungehalten wurde, daß er nach Polen zurückzugehen drohte, falls die Oesterreicher mit dem Kriegführen nicht mehr Ernst machen würden. Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich Friedrich, Schlesien vom Feinde zu befreien, zog von Dresden ab und marschirte gegen Breslau. Daun war ihm gefolgt, hatte sich mit Laudon vereinigt, so daß nun 95,000 Oesterreicher beisammen waren, denen Friedrich mit 30,000 Mann an der Katzbach gegenüber lagerte, wo sie ihn in der Frühe des 15. Aug. 1760 zu überfallen beschlossen.

Am Tage vorher und die Nacht hindurch rüsteten sich die kaiserlichen Generale: Regimenter marschirten hin und her, Batterien und Reitergeschwader zogen nach den Hügeln und hinter dieselben, so daß der aufmerksame Friedrich bald bemerkte, daß seine Gegner einen Schlag ausführen wollten, so geheim sie auch ihren Plan hielten. Der König beschloß daher, seine Stellung schnell zu ändern, indem er während der Nacht geräuschlos von der einen Seite der Stadt nach der andern hinüberzog. Dann stellte er seine tapferen Regimenter in Schlachtordnung, ließ sie mit dem Gewehr in der Hand schlafen, und legte sich selbst, in seinen Mantel gehüllt, neben einem kleinen Wachtfeuer, welches ein neben ihm sitzender General unterhielt, zur Ruhe nieder. Kaum zeigte sich der erste Morgenschimmer, so kam auch schon der Husarenmajor Hundt mit verhängtem Zügel herangesprengt, um dem Könige eine wichtige Meldung zu bringen. „Der König schläft!“ lispelte ihm der General entgegen; aber Friedrich hatte den Kommenden bereits gehört, stand auf und nahm die Meldung entgegen, daß Laudon's Armee im Anmarsch sei. Sogleich mußten die Preußen unter's Gewehr treten, Ziethen mit einem Theil des rechten Flügels sich fertig halten, Daun zu empfangen, während Friedrich mit dem linken Flügel Laudon schlagen wollte. „Laudon soll sich wundern,“ sagte Friedrich zu Hundt, „wenn er das Nest leer finden wird!“ — „Nun kommt, Kinder,“ fuhr er zu seinen Grenadieren gewendet fort, „wir wollen ihm zeigen, wohin die Vögel geflogen sind!“

Laudon war mit seinen 35,000 Mann auf dem Marsche, hatte jedoch keinen Vortrab vorausgesandt, weil er sich den Preußen, die er plötzlich überfallen wollte, nicht verrathen durfte. Zug hinter Zug marschirten die Oesterreicher mit schnellen Schritten nach der Gegend zu, wo sie das preußische Gepäck zu finden hofften, dazwischen rasselten Batterien oder Reiterhaufen, plau-

derten und lachten die Soldaten und machten sich im Voraus über die Preußen lustig, denen der frühe Besuch gewiß sehr unangenehm sein werde. Doch die Ueberraschung sollte auf Seiten der Oesterreicher sein, denn plötzlich stürmte Prinz Heinrich mit seinen Kürassieren, General v. Krokow mit seinen Dragonern und Zieten mit seinen Husaren auf die marschirenden Kaiserlichen ein. Hell blinkten die geschwungenen Säbel im Frühlicht, muthig schnaubten die Rosse und dumpf dröhnte der Boden, als die flinken Reiter wie eine Hagelwolke über ihn hinjagten. Die überraschten Oesterreicher suchten Vierecke zu bilden, sich zu ordnen, ein geordnetes Flintenfeuer zu unterhalten, aber sie kamen dabei nur aus einander, so daß die Reiter um so leichter in die Reihen eindringen konnten. Im Nu waren die vorderen Reihen überritten und die übrigen als eine wirre Menge aus einander getrieben. Zugleich donnerten die Kanonen von beiden Seiten; sprengten österreichische Reiterregimenter gegen die preußischen heran, so wurden sie von diesen im Sturmlauf zurückgeworfen, und da nun auch das preußische Fußvolk herangekommen war, so mischte sich in den Kanonendonner das Rollen der Salven, Trommelwirbel und das Klirren der Ladestöcke.

Obschon der preußische Flügel um mehr als die Hälfte schwächer war als der österreichische, da er nur 14,000 Mann zählte, so hatte er doch den Vortheil, daß er in wohl überlegter Schlachtordnung stand, während die Feinde sich erst zur Schlacht aufstellen und eine ganz andere Richtung einschlagen mußten. Mit großer Tapferkeit kämpften die Kaiserlichen; das Fußvolk widerstand Anfangs den Bayonnet-Angriffen der Preußen, auch die Reiterei ermannte sich wieder, aber beide waren von vorn herein zu sehr im Nachtheil, als daß sie lange hätten erfolgreichen Widerstand leisten können. Preußische Reiterei brach hier und da durch die Linien, brachte sie in Unordnung, und die Infanterie wurde mit jeder Viertelstunde verwegener und tollkühner, da sie sich im Vortheil wußte. Vor Allen zeichnete sich das Regiment Bernburg aus, welches vor Dresden seine Ehre verloren hatte, so daß ihm Friedrich Säbel, Fahnen und die Borden von der Uniform nahm. Mit gefälltem Bayonnet stürzte es der kaiserlichen Reiterei entgegen, drang in dieselbe ein, stach die Reiter vom Pferde, trieb die Regimenter in die Flucht und arbeitete sich unaufhaltsam tief in die österreichische Schlachtlinie hinein. Vergeblich ließ Laudon immer frische Regimenter gegen die Preußen anrücken: der Sieg war denselben nicht zu entreißen, es geriethen vielmehr nur immer mehr kaiserliche Regimenter in Unordnung, bis endlich Schrecken das ganze Heer ergriff und es gegen 6 Uhr Morgens in wirrer Flucht das Schlachtfeld verließ.

Das Glück wollte es, daß der Morgenwind den Kanonen- und Flintendonner abseits trieb, so daß Daun nichts von der Schlacht merkte, als er zur rechten Zeit auf der Stelle erschien, wo er Friedrich überfallen wollte. Wie groß war sein Erstaunen, als er keine feindliche Armee fand. Sie sind geflohen! dachte er, und nun gilt es, ihnen frisch nachzusetzen, um die ganze Armee aufzureiben. Daher ließ er seine Truppen rasch vorrücken und über

die einzige Brücke gehen, welche über das sumpfige „schwarze Wasser“ führt, das bei Liegnitz in die Katzbach mündet. Ziethen hatte dies vorausgesehen und sich vorbereitet, die Oesterreicher hier zu empfangen. Er hielt sich in seinem Versteck ganz ruhig; als aber ein Theil der Oesterreicher über die Brücke war, donnerten seine Kanonen und überschütteten die Feinde mit einem Kartätschenhagel, der tiefe Furchen in ihre Glieder riß. Die Kaiserlichen stutzten, wollten sich entwickeln, aber nun wurden sie auch von Fußvolk und Reitern angegriffen. Da drängten sie sich in einen wirren Knäuel zusammen, wankten und flohen in Unordnung zur Brücke zurück. Zwar ließ Daun nun auch seinerseits Geschütz auffahren, aber das preußische war besser aufgestellt, so daß das österreichische bald wieder abfahren mußte; und da Daun drüben dicke Wolken von Pulverdampf träge über das Feld ziehen sah und endlich das Victoriaschießen der Preußen hörte, so erkannte er, daß der Ueberfall mißlungen sei, und kehrte schnell über die Katzbach bis zur böhmischen Grenze zurück. Die Schlacht hatte den Kaiserlichen 10,000 Mann, 82 Kanonen und 23 Fahnen gekostet, und Soltikow ging nun in der That nach Polen zurück.

Nach dem Siege ließ Friedrich seine ganze Armee in Reih' und Glied treten und ritt die Front entlang, um zu sehen, wie viel Leute ihm die Schlacht gekostet hatte. Als er an die Spitze des rechten Flügels kam, wo das tapfere Regiment Bernburg stand, hielt er an und sprach: „Kinder, ich danke Euch, Ihr habt Eure Sache brav gemacht, sehr brav! Ihr sollt Alles wieder haben, Alles!“ Da strahlte Freude aus allen Gesichtern; der Flügelmann aber, der lange Fausser, trat vor, präsentirte das Gewehr und sprach: „Ich danke Eurer Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen; Eure Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König!“ Friedrich klopfte dem Graukopf gerührt und mit Thränen in den Augen auf die Schulter, und sprach: „Es ist Alles vergeben und vergessen; aber den heutigen Tag werde ich Euch gewiß nicht vergessen! Er aber ist von jetzt ab Sergeant!“ Da Friedrich so gnädig war, traten auch andere Soldaten herzu und rechtfertigten ihr Regiment wegen des Dresdener Vorfalls, indem sie ihre Unschuld zu beweisen suchten. Der König widerlegte sie, und so entstand eine trauliche Unterredung; denn es traten immer neue Zeugen auf, welche Friedrich endlich mit der wiederholten Versicherung beruhigte, es sei Alles vergessen. Das schallende „Vivat, es lebe König Fritz!“ begleitete den König beim Wegreiten, und über die ganze Armee lief dieser Jubelruf, in welchen Trommeln und Regimentsmusik mit einstimmte, so daß aus der Heerschau ein frohes Soldatenfest wurde.



Schlacht an der Katzbach.

4. Die Schlacht an der Katzbach.

In den eben erzählten Kämpfen standen sich deutsche Heere feindlich gegenüber, und das Herz des Vaterlandsfreundes betrübt sich, daß es nicht anders gekommen war. Die Gegend bei Liegnitz wurde aber auch in dem letzten großen europäischen Kriege gegen den übermüthigen Franzosenkaiser der Schauplatz einer denkwürdigen Schlacht, welche der kühne Marschall Vorwärts mit kaum einexercirter junger Mannschaft gegen die sieggewohnten Schaaren der fränkischen Bedrücker gewann. — Nachdem die verbündeten Russen und Preußen bei Groß-Görschen und Bautzen in Folge mangelhafter Oberleitung durch russische Feldherren unglücklich gefochten hatten und bis tief nach Schlesien zurückgedrängt waren, brachte der Waffenstillstand den großen Gewinn, daß Oesterreich offen den Verbündeten beitrat. Nach Ablauf des Waffenstillstandes (im August 1813) drang Blücher gegen die Elbe vor und trieb die Franzosen über die Katzbach, den Bober und den Queis zurück. Da eilte Napoleon mit starken Heerhaufen seinen bedrängten Generalen zu Hülfe, so daß Blücher der Uebermacht weichen mußte. Unter hartnäckigem Widerstande wich er von Stadt zu Stadt, von Fluß zu Fluß, und hatte dabei viel von dem Widerstreben und der Unlust des russischen Corpsführers Langeron zu leiden; ja, selbst der sonst wackere York gehorchte nur mit Unwillen, da er wenig Gutes von Blücher's

Kampfmuth und Gneisenau's Kühnheit erwartete. Da Blücher nur langsam zurückging, so hatte er fast täglich ernste Gefechte zu bestehen. Bis Jauer zurückgewichen, bemerkte er, daß der Verfolgungseifer der Franzosen merklich nachgelassen hatte. Hieraus folgerte er, daß Napoleon mit seinen Truppen wieder abgezogen sei, weshalb er seinen Truppen befahl, sofort Kehrt zu machen und den Feind anzugreifen.

In der That war Napoleon in Löwenberg umgekehrt und hatte einen Theil seiner Truppen in Eilmärschen nach Dresden gesandt, welches von der böhmischen Hauptarmee angegriffen wurde. Dem andern Theile dagegen befahl er, sich dem Corps anzuschließen, welches Ney von der Elbe gegen Berlin führte, und über den Rest von etwa 80,000 Mann setzte er den Marschall Macdonald als Oberbefehlshaber. Mit Freuden vernahmen die preußischen Truppen Blücher's Befehl, daß sie wieder vorwärts gehen sollten, und das schlechte Wetter hielt sie nicht ab, dem Befehle nachzukommen. Die Beschwerden, mit denen diese Tapferen zu kämpfen hatten, überschritten aber fast das Maß dessen, was der Mensch ertragen kann. Denn die zahlreiche Landwehr war zu zwei Drittheilen nur mit Piken bewaffnet, da bei den gelieferten österreichischen Gewehren in der Eile vergessen worden war, die Zündlöcher einzubohren. Als Schutz gegen Wind und Wetter besaßen die Wehrmänner nur eine Tuchmütze, einen kurzen Tuchrock, der beim Regen stark einlief, leinene Hosen und kurze Schuhe, und diese waren oft im erbärmlichsten Zustande. Mäntel und Tornister fehlten. Bei dieser Kleidung mußten diese wenig geübten Truppen täglich mit dem gut bewaffneten Feinde kämpfen, Tage lang im Regen marschiren und unter freiem Himmel im Schmuz bivouakiren, ja zuweilen fehlte es sogar an Brod, da die Proviantwagen in den aufgeweichten Straßen stecken geblieben waren.

Verdrießlich und bekümmert um das Schicksal des Vaterlandes waren sie zurückgewichen; mit Jubel vernahmen sie daher den Befehl, daß es wieder gegen den Feind gehe. Schon mehrere Tage hatte es heftig geregnet, die Wege waren durchgeweicht und so voll Koth, daß vielen Landwehrmännern die Schuhe stecken blieben. Dabei wehte ihnen ein heftiger Nordwind kalt ins Gesicht und steigerte die Mühe des Vorwärtskommens. Unter Peitschenhieben schleppten die Pferde Kanonen und Wagen hügelauf und hügelab, mühsam arbeitete sich die Reiterei durch den Lehmboden; aber Vaterlandsliebe und Begeisterung für Blücher ließen die Soldaten alle Schwierigkeiten überwinden. York marschirte von Jauer die wüthende Neiße entlang, obschon der Regen in Strömen vom Himmel goß und drei Tage und Nächte ununterbrochen anhielt. Gegen Mittag kam York auf der Hochebene an, die mit steilem schluchtenreichem Rande nach der Neiße abfällt, welche sich hier in die Katzbach ergießt, um mit dieser vereint nach Liegnitz und dann zur Oder zu gehen. Während York mit den Preußen sich also am rechten Ufer der Neiße aufstellte, ordnete Langeron seine Russen auf dem linken Ufer bei Hennersdorf, so daß beide Corps bei Schlaup an der Neiße ihren Berührungspunkt hatten, wogegen Sacken

mit dem rechten Flügel neben York bei Eichholz stand und gegen das rechte Katzbachufer Front machte. Sacken war so erfreut gewesen über Blücher's Entschluß, eine Schlacht zu liefern, daß er dem Adjutanten desselben sagte: „Antworten Sie dem General: Hurrah!"

Blücher wollte über die Katzbach gehen und den Feind auf dem jenseitigen Ufer angreifen; aber Macdonald war gleichfalls im Vorrücken begriffen, indem er glaubte, Blücher stehe noch bei Jauer, gegen welches er daher den Marsch seiner drei Heersäulen richtete. Er hatte den General Puthod mit einer Division durchs Gebirge gesandt, um den preußischen linken Flügel zu umgehen. Er selbst rückte mit dem rechten Flügel gegen Hennersdorf, traf Langeron bei Seichau, und drängte diesen um so leichter zurück, als der Russe nur an den Rückzug dachte und sein schweres Geschütz bis auf 30 Sechspfünder bereits nach Jauer zurückgesandt hatte.

Mittlerweile lagerte York mit seinem Corps um Brechelshof am Rand der Neiße, wo seine Truppen vergebens Feuer anzuzünden versuchten, um sich ihr Mittagbrot zu kochen, wie es Blücher angeordnet hatte, da sie um 2 Uhr schlagfertig sein sollten. Unterdessen waren die Vortruppen unter dem kühnen Oberst Katzeler über die Neiße und die nahe Katzbach gegangen, die beide im Sommer leicht zu durchwaten sind, und hatten jenseit der Katzbach große Haufen von französischen Reitern und Fußvolk angetroffen, von denen sie heftig angegriffen wurden. Die preußischen Plänkler, mit Ungestüm zurückgeworfen, zogen sich auf das Fußvolk zurück, welches sich in den Dörfern an der Katzbach mannhaft wehrte. Doch mußte es endlich über den Fluß gehen, weil bei dem Regen die Flinten nicht losgingen. Mit Granaten und Kartätschen überschütteten die Franzosen die Dörfer, und mehrere Reiter-Regimenter sprengten gegen dieselben, aber die Preußen ließen sie bis auf 50 Schritt heran und streckten ihrer Viele dann um so sicherer zu Boden, so daß die Massen sich in Verwirrung rückwärts wälzten. Doch nun rückten gewaltige Heermassen, wol 40,000 Mann, zum Sturme heran, so daß die Preußen weichen mußten. Die Erbitterung war aber bereits so groß, daß die Plänkler, deren Gewehre durch den Regen unbrauchbar geworden waren, einander mit Schimpfreden angriffen.

Langsam wichen die Preußen über die Katzbach, dann über die nahe Neiße und zogen sich die Hohlwege nach dem Plateau hinauf. Von hundert zu hundert Schritt machten sie Front, hielten den heftig nachdrängenden Feind auf, benutzten jede geeignete Stelle, um ihm Hindernisse zu bereiten, und kamen erst nach mehrstündigem Widerstande oben auf dem Plateau von Brechelshof an, wo York seine Truppen in Colonnen aufgestellt hatte; denn Blücher hatte an York den Befehl gesandt, so viel Feinde auf das Plateau zu lassen, als er schlagen könne. Unter strömendem Regen, welcher kaum 100 Schritt weit zu sehen erlaubte, rückten die preußischen Colonnen gegen 2 Uhr Mittags vor, wobei die Artillerie sich anstrengte, die Kanonen vor die Front zu bringen, um den Feind nachdrücklich zu beschießen, und die Reiterei lustig dem Fußvolk voranzog, um die Feinde zuerst zu empfangen. Da auch das französische Fuß-

volk im Marschiren gehindert war, so zogen ihm große Reitermassen voran, welche stürmisch die Schluchten und Hohlwege empor drangen, um sich dann auf dem Plateau zu entfalten. Blücher und Gneisenau waren indessen weit vorgeritten, um den Gang der Dinge zu übersehen, so weit es möglich war, und hatten Schlauphof stark besetzen lassen, um von Seichau und Hennersdorf her den Feind am Uebergang über die Neiße zu hindern.

Jetzt begann die Schlacht. An 100 Kanonen donnerten gegen die Franzosen, dunkelroth leuchteten ihre Blitze durch den grauen Regenflor, welcher den Horizont umdüsterte, und in das eintönige Rauschen des niedergießenden Regens klangen helle Trompetensignale, dumpfe Trommelwirbel und halb verwehte Commandorufe. Blücher aber ritt von Regiment zu Regiment, befeuerte jedes mit kurzer, kräftiger Anrede, verhieß einen gewissen Sieg, rieth dabei dem Feinde mit dem Bayonnet auf den Leib zu gehen, und befahl endlich: „Nun vorwärts, Kinder, jetzt sind genug Franzosen herüber! Vorwärts!“ Ein lautes Hurrah war die Antwort. „Marsch!“ lautete das Commando, und die Bataillone rückten bedächtig vor, trotz des Regenflors, durch den man des Feindes lange Linien nur in undeutlich verschwimmenden Umrissen sah. York's linker Flügel kam zuerst an den Feind und sah 3 Bataillone im Viereck und 4 Geschütze vor sich. Da durchzuckte Alle heiße Kampflust: sie fühlten keine Müdigkeit, keinen Regen, keinen Frost, denn sie hatten ja nun den Feind dicht vor sich, und Vater Blücher hatte den Sieg verheißen! Jubelnd stürmte das Brandenburger Bataillon Othegraven durch den Kartätschenhagel hindurch, fällte das Gewehr und stürzte sich mit fürchterlichem Hurrah auf die feindlichen Grenadiere. Diese standen wie eingemauert, kein Schuß fiel, aber einen starren Wall von Bayonnetten streckten sie den Brandenburgern entgegen. Auf zwei Schritt waren diese herangestürmt; dann standen sie einen Augenblick und sahen dem Feinde Auge in Auge. Plötzlich rief ein Officier: „Drauf! drauf! Nehmt die Kolben!“ und im Nu waren die Gewehre herumgekehrt, die Bataillone umzingelt, und ein grauenhaftes Handgemenge mit Kolben und Bayonnet begann. Einige Minuten dröhnte und rasselte es, stöhnte es und schrie es mitunter grell auf, dann war die Arbeit gethan: die Vierecke in einen wirren Haufen niedergeschlagener, schwer verwundeter Krieger umgewandelt, aus deren Wunden dunkle Blutbäche hervorrieselten.

„Hurrah! Hurrah!“ scholl es rechts und links, denn immer neue Bataillone stürzten sich auf den Feind, Landwehr und Linie drang unaufhaltsam vor, nahm hier Kanonen, schlug dort ein Quarré nieder. Die Bunzlauer Landwehr rannte sogar mit gefälltem Bayonnet den Chasseurs entgegen, die gegen sie heransprengten, und trieb sie in die Flucht. Das war ein erbittertes Würgen, Niederschlagen und Niederstechen, und die Kanonen dienten bei dem Sterben nur als Grabgeläute. Aber Keiner dachte jetzt an den Tod, sondern nur an den Sieg. Bei dem allgemeinen Vorrücken konnte Jürgaß seine Reiterschwadronen nicht mehr zurückhalten: sie spornten ihre Rosse und sprengten verwegen in die dichtesten Feindeshaufen hinein. Mit hochgeschwungenen Säbeln

und Piken jagte die National-Cavalerie, westpreußische und litthauische Dragoner, durch den aufspritzenden Koth und durch die Regengüsse auf die feindlichen Geschütze, hieb deren Bedienung nieder, jagte tiefer in die feindlichen Linien hinein, ritt Schwadronen und Quarrés nieder, und so ungestüm, daß sie bei dem siegestrunkenen Dahinjagen aus einander kam. Da aber indessen neue Massen von Fußvolk und Reitern die Hohlwege herauf gekommen waren, so mußten die kühnen Reiter zurückweichen. Ihnen folgten rasselnd französische Schaaren, die sich wüthend auf das preußische Fußvolk und Geschütz warfen und großen Schaden anzurichten drohten; denn bereits umschwärmten sie die Quarrés und hatten eine halbe Batterie genommen.

Kaum bemerkte Blücher die Gefahr, so sammelte er rasch die Schwadronen, die zur Hand waren, stellte sich an ihre Spitze, zog den Degen und commandirte: „Vorwärts!“ „Vorwärts! Hurrah!“ rief es aus Hunderten von Kehlen. Eingehauen! schmetterten nach wenigen Minuten die Trompeten, und im Nu war der Feind zurückgeworfen. Doch dieser sammelte und verstärkte sich durch frische Schwadronen, machte Kehrt und trieb die Preußen zurück hinter das Fußvolk. Jetzt waren aber auch Katzeler und Jürgaß mit 20 Schwadronen Landwehrreitern, Husaren und Ulanen da, an deren Spitze Blücher sich stellte, und mit lautem Hurrah! ging es von Neuem auf den Feind, der zugleich von Sacken's Kosaken und Husaren im Rücken und von der Seite angegriffen ward. Dem ungestümen Angriffe mußte er weichen; in Unordnung eilte er die Schluchten hinab, wobei er die eigene Infanterie in Verwirrung brachte, die Wege sperrte und Schrecken unter den Seinen verbreitete. An 8000 Reiter hatten sich bisher auf dem weichen Boden hin und her getrieben; gestürzte Pferde und Reiter, umgeworfene Kanonen und zerschlagene Pulverwagen bedeckten denselben. Hier wälzte sich ein Roß in Todesschmerzen, dort stöhnte ein Reiter, der mit gespaltenem Haupte am Boden lag, oder es suchte ein Verwundeter aus dem Getümmel bei Seite zu kriechen.

Jetzt befahl Blücher ein allgemeines Vorrücken. In dichten Colonnen warfen sich die Preußen auf das wankende feindliche Fußvolk, schlugen nieder, was ihnen widerstehen wollte, und trieben die Uebrigen in wilder Hast die Hohlwege und Schluchten hinab. Da polterten Haubitzen und Kanonen, Wagen und Schwadronen, Fußvolk und Pulverkarren die bodenlosen Wege hinab. Mit jeder Minute ward die Unordnung größer, denn von den Höhen herab sausten preußische Kanonenkugeln und Kartätschen in die wirren Massen. Hier stürzte eine Kanone, dort sperrte ein Wagen den Marsch; fluchend und schreiend suchte das Fußvolk einen Weg. Bestürzt sprangen die Reiter von den nutzlosen Pferden, so daß ein grauenvolles Chaos von Leichen, zerquetschten Menschen und Thieren, umgestürzten Wagen und aufgelösten Soldatenhaufen die Schluchten füllte. Die endlich glücklich bis zur Neiße gelangten, fanden den Fluß vom Regen angeschwollen, versuchten ihn zu durchwaten oder zu durchschwimmen, wurden aber von den wild rauschenden Fluthen fortgerissen und sanken mit furchtbarem Todesschrei unter. Andere drängten in dichten Schaaren über die Brücke mit solcher Eile, daß Viele in den Fluß hinab

gestoßen wurden, so daß seine Wellen an den sterbenden Menschen und Pferden sich brachen und, diese in sein Bett begrabend, noch ungestümer dahinbrausten.

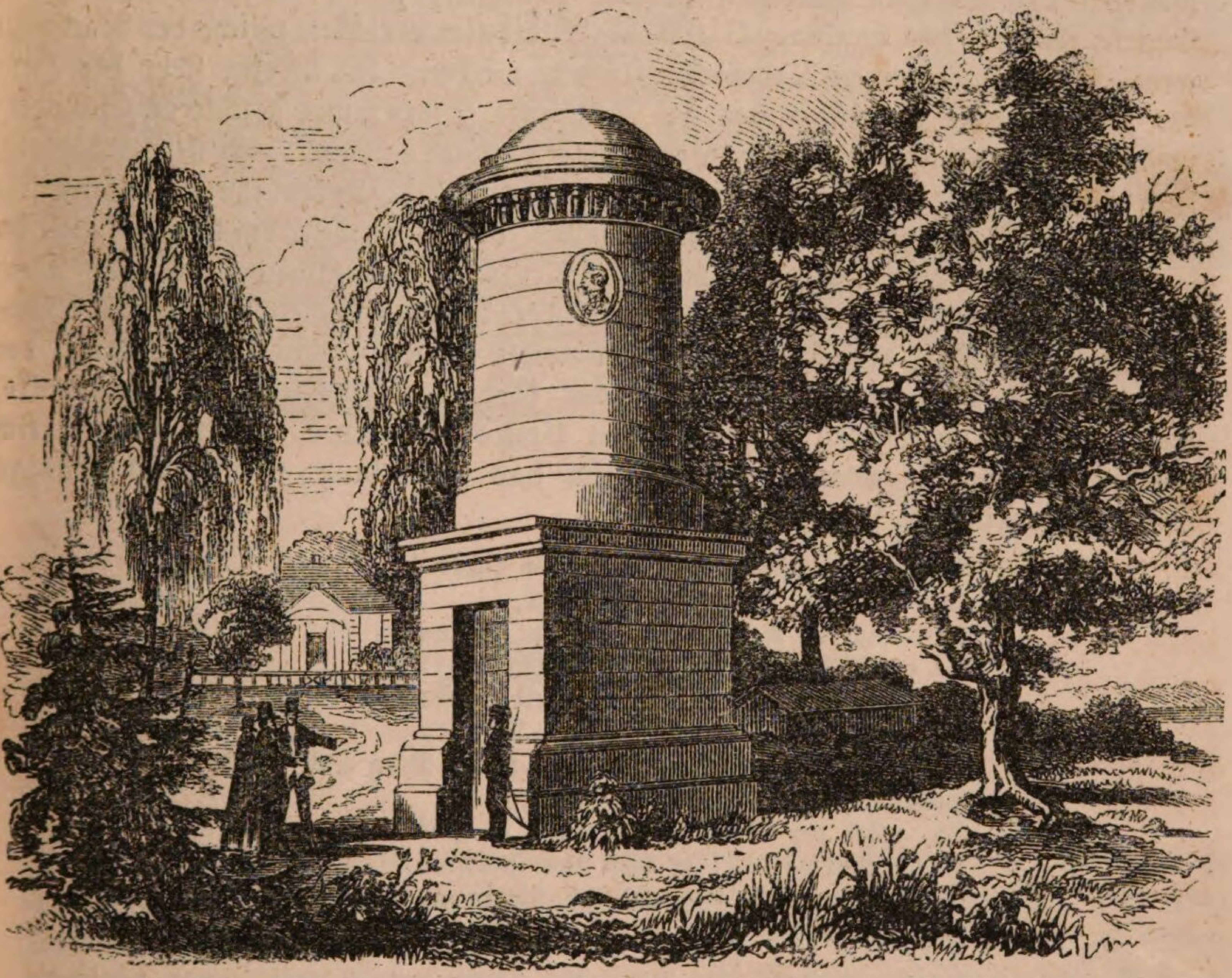
Schon brach der Abend herein, da erschienen auf Sacken's rechtem Flügel an der Katzbach zwei französische Divisionen, wateten durch den Fluß und wollten die Höhen erstürmen, wurden aber nach kurzem Gefechte im Abenddunkel über den Fluß gejagt. Zugleich hatte sich Langeron, beschämt durch den Sieg Yorks und Sacken's, endlich ermannt, rückte nun auch spät gegen Abend vor, und drängte mit Hülfe der Preußen unter Steinmetz die Franzosen zurück, so daß diese sich in der Nacht zurückziehen mußten.

Es war also ein vollständiger Sieg errungen (26. Aug. 1813), der nur 2500 Mann gekostet hatte. Unter strömendem Regen legten sich die ermüdeten Preußen nieder, aber Unwetter und Ermüdung erlaubten ihnen wenig Erholung. Nach den furchtbaren Anstrengungen trat große Ermattung ein, und die Bataillone schmolzen fast auf die Hälfte zusammen. Dennoch gönnte ihnen der ungestüme Blücher wenig Rast, da er wohl wußte, daß man den Sieg auch benutzen müsse, wenn er von bleibendem Vortheile sein sollte. Schon Nachts 2 Uhr sollte York über die Katzbach gehen, welche unterdessen zum reißenden Strome geworden war. Aber York wagte nicht, in der Dunkelheit einen hoch angeschwollenen Fluß zu überschreiten; dazu hielt der Regen noch zwei Tage an, erschwerte das Fortkommen und ermattete die Soldaten, die nun bereits mehrere Tage lang in durchnäßten, beschmuzten Kleidern gingen. Da weder York noch Sacken über die Katzbach kommen konnten, so mußte Letzterer einen Umweg über Liegnitz nehmen und dann Bunzlau erst durch einen blutigen Kampf den Franzosen entreißen, welche die Stadt besetzt hielten. York konnte erst den folgenden Tag spät über die Neiße gehen, wobei einige Brigaden bis an die Brust durch's Wasser waten mußten, so daß sie erst tief in der Nacht in Goldberg anlangen konnten. Obschon man den Feind nicht heftig zu verfolgen vermochte, so machte man doch noch reiche Beute, denn die ermüdeten Franzosen wurden oft zu Tausenden gefangen genommen, Geschütz, Wagen und selbst Kassen waren von ihnen im Koth stehen gelassen, und vor Allem waren sie durch die Niederlage muthlos geworden. Die schönste Beute machte Langeron, obschon auch er erst am 28. Aug. zur Verfolgung ernstlich aufbrach.

Der französische General Puthod, der ins Gebirge gesandt war, hatte dort mit angeschwollenen Bächen und grundlosen Wegen so schwer zu kämpfen, daß seine Division sich verzettelte und ein Zusammenhalt unmöglich wurde. Als er nun von der verlorenen Schlacht hörte, wußte er nicht, wohin er seinen Rückzug nehmen sollte, da die Flußübergänge gesperrt waren und er von russischen Reitern angegriffen wurde. Er irrte hin und her, und beschloß endlich über Hirschberg den Rückweg einzuschlagen. Kaum war er aber bis Plagwitz bei Löwenberg gekommen (am 29. Aug. früh 8 Uhr), so fand er die Flußufer überschwemmt. Um sich einen Weg zur Brücke zu bahnen, ließ er etliche Häuser niederreißen, damit deren Balken zu einem Steg nach der Brücke benutzt würden; der Bober riß aber Balken und Breter wieder weg, und

zugleich rückte Langeron heran, umzingelte ihn und zwang ihn nach kurzer heftiger Gegenwehr, sich mit seinem ganzen Corps zu ergeben. Die Niederlage kostete den Franzosen 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 18,000 Gefangene und 12,000 Todte und Verwundete.

Die Schlacht an der Katzbach war nächst jener bei Groß=Beeren der erste große Sieg, welchen die Verbündeten gewannen. Die Nachricht von demselben begeisterte Bülow's Truppen bekanntlich zum Siege bei Dennewitz; im ganzen Volke wuchs das Vertrauen zur gerechten Sache, in der Armee aber das Gefühl

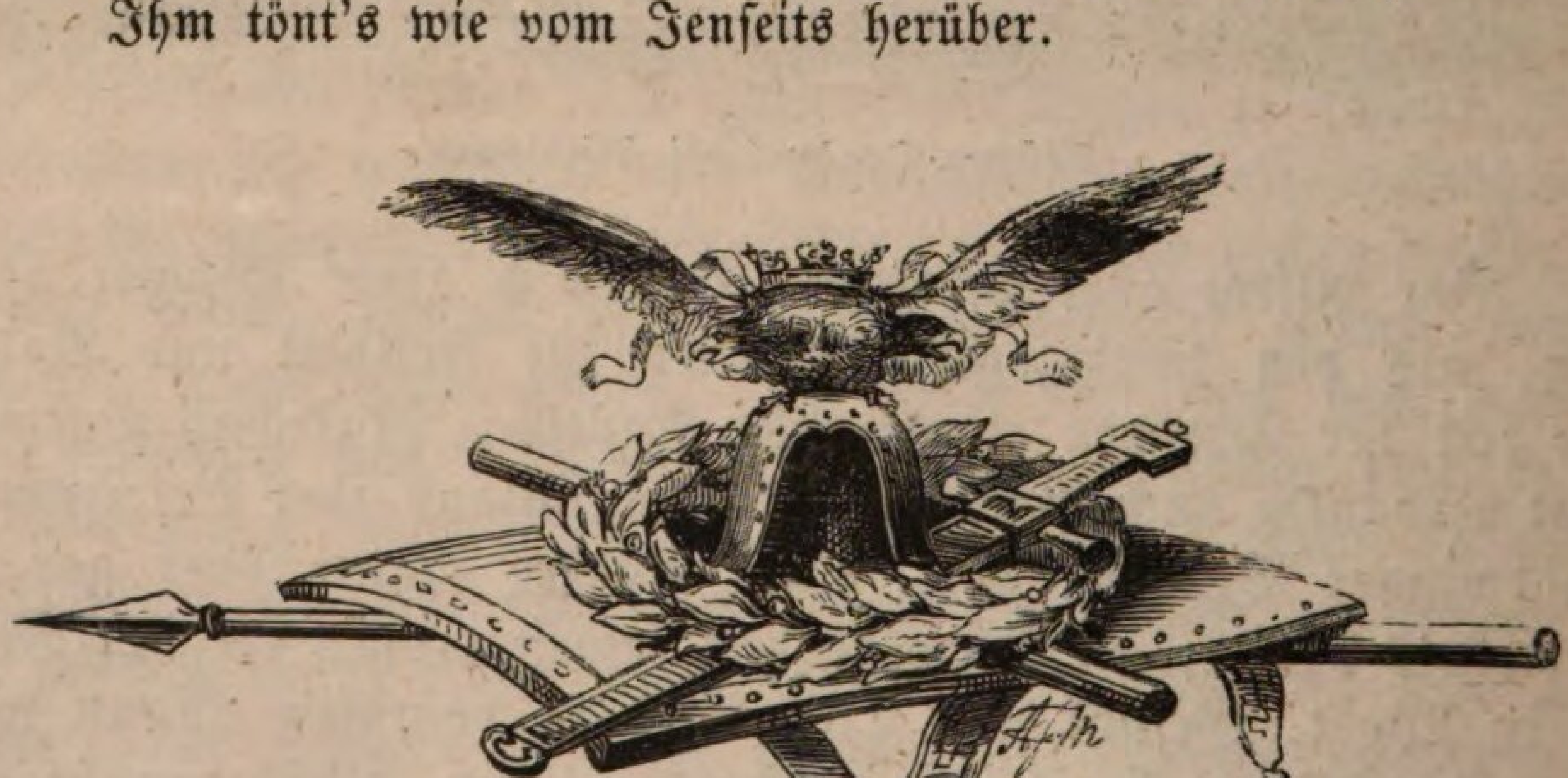


Blücher=Denkmal bei Krieblowitz.

der Kraft. Vor Allem aber verehrten Volk und Heer Blücher als den echten Volksmann, als den unverzagten Streiter für Freiheit und Vaterland, und gaben ihm seit der Zeit den ehrenvollen Namen „Marschall Vorwärts!“ Und in der That verdanken auch Preußen und Deutschland ihre Befreiung dem kühnen Schlachtengewinner Blücher, der, wenn Andere zagten oder gar zurückwichen, muthig vorwärts drang, an Verwegenheit seinen großen Gegner Napoleon übertraf, und in Wort, Gefühl und That ein echt deutscher Mann war. Blücher war es, der den Kronprinzen von Schweden zum Elbübergange nöthigte, der

zur Schlacht bei Leipzig drängte, dort den Sieg durch die Erstürmung von Möckern herbeiführte, der zuerst über den Rhein ging und Napoleon zwei Mal auf französischem Boden besiegte, der den kühnen Zug auf Paris durchsetzte und diese Stadt stürmte, der endlich bei Waterloo Wellington zum Siege verhalf und es erzwang, daß die geraubten Kunstschätze bei der zweiten Einnahme von Paris herausgegeben wurden. Auf den Helden Blücher kann das deutsche Volk mit Stolz verweisen, denn er hat deutschen Kriegsruhm, deutsche Ehre und Freiheit gerettet; ihn haben daher Dichter in frischen Liedern gefeiert, von ihm hat das Volk in schlichten Weisen gesungen, wie vor Zeiten von Prinz Eugen; ihm hat das dankbare Vaterland Bildsäulen errichtet, welche der Nachwelt seine Thaten und seinen Namen überliefern werden. In Berlin steht der Held der Königswache gegenüber als 12 Fuß hohe Statue mit gezücktem Schwert; in Breslau errichtete ihm die dankbare Stadt ein Monument, und in Krieblowitz, seinem Landgute, wo er am 12. März 1819 verschied, weihte ihm die preußische Armee ein Denkmal. Unter dem Schatten dreier Linden ruht der Held im einfachen Grabmale, welches ihm aus schlesischem Marmor erbauet ist. Dort steht der Löwe wie eine Schildwacht an der Ruhestätte, ein würdiges Sinnbild des Helden; der Wanderer aber weilt gern daselbst und gedenkt der großen ehren- und ruhmreichen Zeit, der Großthaten des preußischen Volks, und beschließt im Herzen, eines solchen Volkes und eines solchen Helden sich würdig zu zeigen, wenn einst auch ihn das Vaterland und seines Königs Stimme heranrufen sollte.

Sattelt ein Reiter sein muthiges Pferd
Und hört die Trompete erklingen,
Und reißt er heraus das blitzende Schwert,
Es gegen die Feinde zu schwingen:
Dann sieht er im Geiste die Heldengestalt,
Der Schlachtruf erfüllt ihn mit Freuden.
Denn „Vorwärts!“ erschallt es durch Berg und Wald
Hinaus über Stoppel und Haiden!
Ja, wäre der Graben auch noch so breit,
Das „Vorwärts!“ es hilft ihm hinüber,
Das „Vorwärts!“ treibt ihn hinein in den Streit,
Ihm tönt's wie vom Jenseits herüber.





Der Dom von Gnesen.

IV.

Die Provinz Posen.

1. Land und Leute.

Das 536 □Meilen umfassende Großherzogthum Posen ist das westliche Ende der großen Ebene, die sich nördlich vom Aral- und Kaspischen See über Südrußland bis an die Elbe herüberzieht. Auf jener sarmatischen Ebene wechseln gras- und blumenreiche Steppen mit Eichen-, Buchen- und Kiefernwaldungen, üppige Weizenfelder mit leichten Sandstrichen, tief eingeschnittene Flußthäler mit schilf- und binsenreichen Brüchen und Moräften. Ueber diese weiten Flächen, die bald ein langer Winter unter Eis und Schnee begräbt, bald Frühlings- und Herbstregen überschwemmen, bald der heiße Sommer mit unabsehbaren Weiden und wogenden Getreidefelderu schmückt, haben sich vorzugsweise die zahlreichen Völker des slavischen Stammes angesiedelt, als sie den westwärts ziehenden Germanen von Asien herüber nach Europa folgten. Das Schicksal dieser Slaven ist in mancher Beziehung sehr lehrreich; denn sie sind nicht nur das Mittelglied zwischen Europa und Asien, sondern sie zeigen

auch recht deutlich, welche Wandelungen im Leben großer Völker vor sich gehen, und welche Bestimmung gerade dem deutschen Stamme von der Weltregierung zugewiesen ward.

Germanische Stämme mögen in den Urzeiten als Jäger die große sarmatische Tiefebene vom schwarzen Meere bis zur Ostsee durchstreift haben, bis sie nach und nach gegen den Westen vordrangen, von wo ein Theil von der Elbe und Oder auf Umwegen nach Italien zog, während andere Stämme Frankreich, Spanien und England eroberten. Slaven rückten nun bis an die Elbe vor, siedelten sich sogar jenseits derselben an der Saale und Eger an, bis ein großer Rückschlag erfolgte, als in Frankreich und Spanien wie in Italien das germanische Element der romanischen Bildung erlag und die deutsche Sprach- und Reichsgrenze im Laufe der Jahrhunderte aus Frankreich bis in die Rheingegenden und in Italien bis auf die Kammlinie der Alpen zurückgedrängt wurde. Zu dieser Zeit aber machte sich wieder die deutsche Thatlust im Osten geltend: es ward Pommern, Brandenburg, Schlesien und Böhmen germanisirt, Preußen, Liv- und Kurland wurden deutsche Gebiete, in Ungarn erhoben sich inselartig deutsche Gebiete, und bis auf den heutigen Tag geht dieser Proceß geräuschlos, aber unaufhaltsam seinen Weg, indem die slavischen Stämme zerbröckelt und von deutscher Bildung so gewaltig umgeformt worden, daß sie Sprache und Nationalität aufgeben. Preußens und Oesterreichs weltgeschichtliche Aufgabe ist es, deutsche Bildung nach Osten zu verbreiten, und bereits sind sie nicht nur nach Großpolen und bis an die türkische Grenze vorgedrungen, selbst die stolzen Russen können der deutschen Intelligenz nicht entbehren, welche in den Ostseeprovinzen sich kräftig erhält. Aber nicht allein durch die Schärfe des Schwertes und kriegerische Tüchtigkeit unterwarfen sich die Deutschen nach und nach große Gebiete slavischen Landes, sondern noch mehr durch Rührigkeit in Handel und Gewerbe, durch Unternehmungsgeist, ausdauernde Arbeitskraft, durch Fleiß und Ordnung. Wohnliche Häuser, gut bestellte Aecker, gepflegte Gärten und reinliche Dörfer sind die Fußstapfen, welche die Pfade der deutschen Colonisten bezeichnen. Dazu kommt noch, daß viel arbeitsame Schlesier, Böhmen und Mähren zu Anfange des dreißigjährigen Krieges in jene Gebiete einwanderten, um den Verfolgungen zu entgehen, mit denen die Jesuiten unter kaiserlichem Schutz und durch kaiserliche Soldaten die Protestanten heimsuchten.

Posen gehörte früher als Theil Großpolens zum polnischen Reiche, welches vom Riesengebirge und der Ostsee bis in die Ukräne und ans schwarze Meer sich ausdehnte. So talentvoll auch sonst die polnische Nation, so ritterlich tapfer und patriotisch sie auch sonst ist, so vermochte sie doch nicht, eine Staatsverfassung sich zu schaffen, durch welche das Volk entwickelungsfähig geworden wäre. Zwischen Adel und Bauer bestand eine so große Verschiedenheit der Bildung und Lebensweise, es war eine so ungezügelte Freiheit unter dem Adel zum Staatsgrundgesetz geworden, daß Eitelkeit, Eigennutz, Ehrgeiz und andere Leidenschaften das Königreich in Verwirrung stürzten und Partei-

wesen es endlich vollständig zerrüttete. Ein solcher Staat paßte nicht in das europäische Staatensystem, um so weniger als seine Erschütterungen auch die Nachbarstaaten zu benachtheiligen drohten. Wenn daher die dreimalige Theilung Polens sich vom Rechtsstandpunkte aus nicht vertheidigen läßt, da sie für einen Gewaltstreich gelten muß: so muß man von der andern Seite aber auch zugestehen, daß die Polen ihr Unglück selbst verschuldeten, indem sie sich durch leidenschaftliche Parteiungen selbst verrathen, geschwächt und die Nachbarn zum Einschreiten gezwungen haben. So schmerzlich es den Polen auch sein mag, wenn sie sich aus der Reihe der Völker gestrichen sehen, so zeigt doch der Zustand in preußisch Polen so wie in österreichisch Polen, daß die Unterordnung unter deutsche Herrschaft für das Volk eine Wohlthat geworden ist. Der polnische Bauer und Bürger war bis zur polnischen Constitution leibeigen; eine ländliche Wohnung war nicht selten ein Aufenthaltsort, der wenig von menschlichem Haushalte zeigte: unreinlich und unwohnlich. Ohne Bildung wuchs der Bauer auf; Armuth, Entbehrung, rohe Behandlung waren sein Loos, Trägheit und Trunkenheit die natürlichen Folgen seines elenden Sclavenlebens. Im Schmuz wurde er geboren, Schmuz umgab ihn Zeit seines Lebens in Kleid und Wohnung, und im Schmuz starb er.

Ganz anders wurde dies unter deutscher Herrschaft, denn die kurze französische Herrschaft hatte das Uebel nur größer, das Land zur Wüste gemacht, in welcher der Ansiedler nur von der Landplage, der Wölfe, zu leiden hatte. Seitdem sind Schulen und Bildungsanstalten aller Art gegründet, so daß Posen gegenwärtig 7 Gymnasien, 5 Realschulen, 32 Mittelschulen, 2000 Elementarschulen und 3 Lehrerseminare hat. Straßen und Canäle fördern den Handel und eine geordnete Verwaltung und strenge Rechtspflege bringen Sicherheit ins Land; vor Allem aber pflegt man den Ackerbau, lehrt bessere Benutzung des Bodens, errichtet Musterwirthschaften und Creditanstalten, regt zu Chausseebauten an, so daß der Werth der Güter sich verdoppelt hat. Früher konnte nur der herrschaftliche Polizeiverwalter schreiben, jetzt sind niedere und höhere Schulen überfüllt. Heute sind große Capitalien in großen Gütern angelegt, und durch dies Alles hat sich die Physiognomie des Landes fast durchweg verändert. Bereits ist fast die Hälfte der $1\frac{1}{3}$ Mill. Einwohner deutsch, und es nimmt der Wohlstand mit jedem Jahre zu. Bei der ersten Theilung kam nur der Netzdistrict nebst Westpreußen an Preußen, bei der zweiten das übrige Posen und bei der dritten der Weichseldistrict unter dem Namen Südpreußen. Zwar vereinigte Napoleon 1807 diese Landestheile wieder zum Herzogthum Warschau, aber der Wiener Frieden brachte Posen wieder an Preußen, welches dieses Großherzogthum in die Regierungsbezirke Bromberg und Posen theilte.

Die Zustände des polnischen Volkes sind als „polnische Wirthschaft“ bei uns längst sprichwörtlich geworden; aber bereits läßt sich eine Besserung derselben deutlich erkennen, und die Fortschritte zum Bessern würden noch bedeutender sein, wenn der Pole nicht den Fortschritt mißtrauisch ablehnte, sobald

er vom Deutschen angeregt wird. Einem polnischen Dorfe fehlt die Anmuth des deutschen Dorfes: die grünen Gärten, die Blumenbeete vor dem Fenster, der weiße Kalkanstrich der äußeren und inneren Wände oder wenigstens die weiße Einfassung der Fenster, der geräumige Hofraum mit seiner Ordnung, der zu Folge jedes Ding seinen angewiesenen Platz hat; — kurz, es fehlt das Behäbige, Wohlgeordnete und Trauliche, welches das deutsche Haus hat. Da findet man kaum hier und da einmal einen Rasenplatz im Dorfe, auf welchem unter Linden- oder Kastanienbäumen frohe Kinder sich tummeln, einen Stein- oder Rasensitz vor dem Hause, Bilder und Sprüche, Namen und Jahrzahlen über dem Hauseingange, oder ein stattliches Haus mit hellen Fenstern und sauberen Vorhängen. Erst in neuester Zeit ist mit der Wohlhabenheit auch der Luxus der Sophas, Gardinen und Bilder unter die rothen Ziegeldächer der polnischen Bauernhöfe eingezogen; um die großen Güter breiten sich bereits Obstgärten aus, deren Cultur namentlich von den Lehrern gepflegt und verbreitet wird. So sind denn nach und nach auch die einstöckigen Lehm- oder Blockhäuser von wettergebräunter Farbe früherer Zeit fast ganz verschwunden. In den wohlhabenderen Districten umgeben Ställe und Scheunen, so wie geräumige Wohnungen für die Instleute den großen Bauern- oder Herrenhof. Nur selten sieht man noch eine altpolnische Hütte, deren Schindel- oder Strohdach durch Lücken Wind und Regen Eingang gewährt, deren Schornstein zerfallen ist, deren kleine Schiebefenster zum Theil mit Papier verklebt sind. In den armen Sandgegenden bekommt man freilich hier und da noch Ackergeräthe zu sehen, die bei uns für veraltet gelten, die mit Nägeln und Stricken nothdürftig ausgebessert sind, so daß man ihnen ansieht, daß sie zu derber Arbeit nicht bestimmt sein können.

Es ist kaum ein Menschenalter her, daß man selten einen gepflasterten Weg fand, der bei Regenwetter den Zugang zum Hause erleichterte; durch den aufgeweichten Boden mußte man sich durcharbeiten, und da vor der Hausthür der Dünger aufgehäuft zu sein pflegte, so hatte man bei Thauwetter erst einen Morast zu durchwaden, wenn man von der Straße ins Haus gelangen wollte. Unfreundlich wie das Aeußere des Hauses war auch sein Inneres: durch eine niedrige Thür, die durch Stricke und Ruthen in den Angeln erhalten wurde, trat man in einen finstern Raum voll entsetzlicher Gerüche, daß der Ungewohnte zu ersticken fürchtete. Da man sich statt der Lampe qualmender Kienspäne bediente, welche die Hausfrau unermüdlich in eine Spalte der Decke einklemmte, so hatten die Bretterwände einen Ueberzug von stark riechendem Ruß erhalten. Der Boden entbehrte der Dielen und bestand aus fest geschlagenem Lehm, der nicht selten voll Schmuzpfützen war, wenn bei Regenwetter die Bewohner der Rauchhütte häufig aus- und eingingen, wodurch sie Schmuz in die Stube schleppten. Hölzerne Bänke standen hier und da an den Wänden, besonders aber vor dem gewaltigen Ofen, der oft den dritten Theil des Stubenraumes einnahm und dessen obere Platte für die Familie als Schlaf- und Ruheplatz diente. Ein hölzerner Tisch, ein Paar Stühle, ein

Wandschrank oder einige hölzerne Nägel zum Aufhängen von Kleidungsstücken und ein hölzernes Gesims für Geschirr vollendeten das Haus- und Wirthschaftsgeräth. Wie ganz anders ist dies aber jetzt: meistens saubere Häuser, bequeme Geräthschaften, Ordnung und Sauberkeit, Wohlstand und Behaglichkeit zeigen die Fortschritte des polnischen Volkes unter der deutschen vorsorglichen Herrschaft.

Verschieden wie die Wohnung ist auch die Kleidung des polnischen Tagelöhners und Bauern. Ein derber Filzhut oder eine Pelzmütze, ein langer weißer Leinwandrock, der im Winter mit einem Schafpelze vertauscht wird, leinene Beinkleider, Holzpantoffeln oder plumpe Stiefeln machen die Kleidung der Armen aus, und der Pelz dient zugleich als Bett. Der wohlhabendere Bauer dagegen trägt an Festtagen seinen schönen dunkelfarbenen Tuchrock, den junge Leute mit aufgenähten Schnüren und Bändern verzieren lassen; die Frauen ihrerseits schmücken den Kopf mit einer goldgestickten Mütze und einem seidenen Tuche, tragen rothe Mieder, faltenreiche grellbunte Röcke und tuchene oder Kattunjacken. Ebenso gekleidet gehen die Kinder, die also ein Miniaturbild der Aeltern sind.

Weniger nachlässig wird jetzt der Ackerbau getrieben; Fleiß und Fruchtbarkeit des Bodens verschaffen dem Bauer gute Ernten an Weizen, Roggen, Buchweizen, Tabak und Hopfen, welche freilich der Pole nicht immer vortheilhaft zu verwerthen weiß. So kommt es denn manchmal vor, insbesondere in den sandigen Gegenden, daß der Bauer erst dann sich dazu herbeiläßt, einige Säcke Getreide zu dreschen, wenn er höchst nöthig baar Geld zur Steuer braucht, wobei er mitunter aber in der Schenke vertrinkt, was er gelöst hat. Verschwenderische Gutsherren verkaufen allerdings auch wol die Ernte schon im Voraus an den Juden, welcher Schenkwirth, Kaufmann und Wucherer zugleich ist; doch verschwinden diese altpolnischen Untugenden mit jedem Jahre mehr, obgleich dem Edelmann es schwer fällt, ein guter Haushalter zu werden; und wie der Herr so der Diener.

Die Juden, deren es 80,000 in Posen giebt, sind über Dörfer und Städte verbreitet und machen an einigen Orten den dritten Theil der Bevölkerung aus. In ihren Händen ist vorzugsweise der Handel und das einträglichste Gewerbe: die Schenkwirthschaft. Sie wußten früher und wissen wol heut zu Tage noch die Trägheit und die Leidenschaften des Bauern und des Adels auszubeuten, machten gegen hohe Zinsen Vorschüsse, kauften auf Jahre voraus Ernten, Wolle und andere ländliche Erzeugnisse, so daß der größte Theil der polnischen Grundbesitzer in die Gewalt der Juden gerieth, welche ein adeliges Gut nach dem andern unter den Hammer des Auctionators brachten. Bei allem Reichthume des Landes an Weiden, Wiesen und Waldungen wurden diese Schätze mehr vergeudet und ausgebeutet als wirthschaftlich benutzt. Das Rindvieh blieb noch jetzt klein und mager, gab wenig Milch und Dünger und unterlag bei der schlechten Pflege sehr leicht ansteckenden Krankheiten. Klein aber behend und ausdauernd sind die Pferde,

die sich indessen nicht selten überarbeiten müssen. An den Grenzen verursachen Wölfe den Schafherden großen Schaden, da sie in den dicken sumpfigen Waldungen sichere Verstecke haben und sie mehr des Vergnügens als der Ausrottung wegen gejagt werden.

Aus alter Gewohnheit ist der gemeine Pole überaus höflich, dabei aber auch trotzig und eigensinnig. Es ist jedoch ein weit verbreiteter Irrthum, von dem knechtischen Sinn des Polen zu reden, daß er, die Hände kreuzweis über den Magen gelegt, sich tief bis fast an den Boden verneige, indem er mit kläglichen Blicken nach dem Gegrüßten hinüber schaue und tausend Versicherungen kriechender Ergebenheit ausspreche; er grüßt wie jeder andere Mann nur durch Abnehmen der Kopfbedeckung mit der bekannten katholischen Formel: „Gelobt sei Jesus Christus!“ worauf der Andere entgegnet: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!“ Nur gegen Geistliche macht er eine tiefere Verbeugung und sagt — ohne es zu thun: — „Ich fall zu Füßen.“ Schläge erträgt nur der Knecht, und es ist eine arge Uebertreibung, wenn man erzählt, daß der Mann seine Frau schlage und schlechter behandle, als es in den unteren Schichten der deutschen Volksklassen vorkommt.

Der Pole kann sich nach gethaner Arbeit des Sonntags in der Schenke einen Tanz und ein Glas Branntwein selten versagen. Volksfeste kennt er nicht; bei ihm dreht sich Alles um das Erntefest und die Kirchenfesttage. Der Glanzpunkt seines Lebens aber ist die Hochzeit, zu welcher er Freunde und Nachbarn durch den Hochzeitbitter einladen läßt. Dann werden die Braunen reichlich gefüttert, damit sie lustig wiehern und in wildem Jagen den Hochzeitwagen über's Feld und durch die Dörfer ziehen. Ein Blumenstrauß ziert die ungeduldigen Rosse wie die Festgesellschaft; die Musikanten leisten mit Trompete und Geige ihr Möglichstes, um Neugierige heranzulocken, wenn sie vorn auf dem Wagen stehend durch's Dorf fahren. Die Branntweinflasche macht während der Zeit die Runde, und heitere Lebenslust bricht wiederholt in lauten Jubelruf aus, wobei die Hüte geschwenkt werden, was die herbeigeeilten Zuschauer jauchzend erwiedern. Während die mit Blumen, Stickereien und bunten Bändern geschmückte Braut mit ihren Brautjungfern scherzt und lacht, versuchen die übermüthigen Burschen ein Volkslied zu singen, spielen die Musikanten ein feuriges Tanzlied oder eine lebhafte Masurka, wobei sie sich anstrengen, bei den Stößen und dem Rütteln des Leiterwagens einigermaßen im Tacte zu bleiben. Klingen von Zeit zu Zeit einige grelle Mißtöne dazwischen, nun so schadet dies auch nichts, sondern giebt vielmehr Stoff zum Lachen. Da stehen die Bauernjungen und gaffen verdutzt den bunten Festzug an; die kleinen Mädchen fangen an sich nach dem Tacte zu drehen, während die erwachsenen Mädchen heimlich hinter Fenstern und Luken hervor der glücklichen Braut nachsehen, und die jungen Burschen mit Scherzreden das Brautpaar empfangen. Noch weithin hört man die schneidenden Trompetenklänge und das jauchzende Aufkreischen der Festburschen, wenn sie aus dem Dorfe über die grünen Felder und durch die dunklen Wälder auf klappernden Wagen dahinfliegen. Im Dorfe aber



Polnische Bauernhochzeit.

Vaterl. Bilder aus Posen. I. Cap.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

stehen die zusammengelaufenen Gruppen noch lange bei einander, unterhalten sich vom Brautpaare, rühmen dessen Freigebigkeit, wenn es fleißig das Branntweinglas hat herumgeben lassen, und malen sich die Lust aus, die es beim Hochzeitschmause geben wird, wenn die Gesellschaft bei Tanz und Branntwein die Nacht verjubelt. Denn lobenswerthe Eigenschaften der Polen sind Gastfreundschaft, religiöser Sinn, unverdrossenes Wesen und Gutmüthigkeit. Ist der Deutsche betrunken, so giebt es eine Schlägerei; der betrunkene Pole dagegen nennt Jeden Herzensbruder, umarmt, herzt und küßt ihn.

Einen schneidenden Gegensatz zu dem unwissenden polnischen Bauer bildet der feingebildete Adel, von welchem ein kleiner Theil sehr reich, die große Mehrzahl aber tief in Schulden gerathen ist, so daß ein Gut nach dem andern öffentlich versteigert zu werden pflegt. Von den 145 Städten des Großherzogthums, von denen freilich manche nur einige hundert Einwohner haben, gehören 96 verschiedenen Grundherrschaften und an 55 Procent Culturbodens müssen auf die 1435 Rittergüter gerechnet werden, neben denen es noch an 57,000 Anspänner (mit 2 Pferden) und 114,000 kleinere Landbauern giebt. Der reiche Adel wohnt in weitläufigen Schlössern von fürstlicher Pracht; der ärmere dagegen muß sich mit einem zweistöckigen Herrenhaus begnügen, das nicht selten zum Theil aus Holz erbaut und mit Schindeln gedeckt ist. Eine Treppe mit einer Auffahrt führt in den weitläufigen Hausflur, und während man in den Besuchszimmern die feinsten Mahagonimöbel findet, haben die Wände zum Theil den Kalkbewurf verloren, das Dach ist voll Lücken, in Küche und Stuben herrscht Unreinlichkeit. Die Gastfreundschaft hat für den Polen keine Grenzen; der Hauptstrom der Gäste und Besucher erschien vor einigen Jahrzehenden besonders zur Faschingszeit. Nur selten geschieht es noch heute, daß ein Freund den andern mitnimmt, der Wirth seine Gäste zum nächsten Gute überführt, so daß der Festzug lawinenartig anschwillt. Man ist indeß auch hierin heut zu Tage etwas solider geworden.

Durch übertriebenen Luxus ruinirt sich der polnische Adel, der es für unwürdig hält, sich um seine Oekonomie zu kümmern. Der Herr unterläßt nie, den Bedienten zu klingeln, wenn er einen Fidibus verlangt; Frauen und Töchter gehen stets in schwarzer Seide; Ungarwein muß stets vorhanden sein; dabei werden Jagden gehalten, es wird gespielt, man weiß sich französich zu unterhalten, bemerkt aber nicht, daß die Aecker schlecht bestellt, Rinder und Pferde schlecht gehalten sind, und daß die Beamten Unterschleif aller Art treiben. Kommt Geldnoth, so leiht der Jude gegen Wucherzinsen, und man setzt das Genußleben leichtsinnig fort, bis der Jude endlich das Gut verkaufen läßt. Auf so leichtfertige Weise ruinirt sich der arbeitsscheue Adel und verarmt der Bauer.

Werfen wir nun auch einen Blick auf die Gestaltung der Oberfläche des Großherzogthums. Posen ist flach und eben, doch steigt es von der Netzeniederung nach Gnesen und Posen hin, von wo aus sich Ebenen von fast wagerechter Oberfläche ausbreiten. Im Ganzen betrachtet, bietet die Provinz einen reichen Wechsel von sanften Bodenanschwellungen, Kesseln, Brüchen, Wald

und Feld. In den Niederungen schleichen die Flüsse langsam vorwärts, haben auch wol ihren ursprünglichen Lauf verändert, denn zwischen den nahen Flußbetten liegen oft nur unbedeutende Bodenwellen. Doch hat die Warthe einen schnellern Lauf, oft 60—80 Fuß hoch ansteigende Thalränder, wogegen die Netze und Obra in einem brucherfüllten Thale langsam dahinziehen. Aus den flachgewölbten Bodenwellen, in deren Kesseln blanke Seen zu liegen pflegen, an denen Posen reich ist, brechen helle Bächlein oft mit Ungestüm hervor, und diese Seen zwischen grünen sanft abgedachten Hügeln, umkränzt von Buschwerk und Gehöften, die schmalen Seitenthäler und die sanft in einander geschlungenen Umrisse dieser Hügellandschaften mit dem dunklen Wald am Horizonte bilden liebliche Landschaften, die man hier am wenigsten suchte. Berühmt ist die Umgegend von Gorczyn durch diese Miniaturbilder seiner Hügel mit reizenden Fernsichten über Seen, Feld und Wald. Der Boden besteht aus wechselnden Schichten von Sand, Lehm und buntem Thon; an der Mark hin waltet der Sand vor, in den Bruchgegenden und Kujawien dagegen fetter Weizenboden. In diesem Sand und Lehm finden sich häufig Steintrümmer von Zollgröße oder in dem Umfange von mehreren Fuß, die theilweise aus Norwegen, theilweise aus Finnland, theilweise aber auch von den Karpathen und dem Riesengebirge stammen, und da die häufig vorkommende Braunkohle sammt Kalkschichten sehr verschoben und zertrümmert erscheint, so kann der kundige Naturforscher aus diesen Erscheinungen die Entstehungsgeschichte dieser Gegenden herauslesen.

In den Urzeiten wogte und brauste hier ein gewaltiges Meer, auf welchem Eisberge von Norwegen herab schwammen, strandeten und ihre Last von Steinblöcken in die Fluth warfen. Dann hob sich das Plateau von Pommern, und die hierdurch veränderte Strömung trug Kalk, Diorit und Dolomit von den Karpathen in den Kessel des Meerbusens im urweltlichen Posen, bis auch im Süden das Land aus dem Meeresgrunde emporstieg und von Finnland herüber Steinbrocken an den Strand gewälzt wurden, während zwei große Dünen sich 30—40 Fuß hoch aufthürmten, nach Süden steil abfielen, nach Norden zu aber sich abflachten. Noch heute erkennt man sie, da die eine westlich von Thorn bis südlich von Bromberg reicht und bei Czarnikow endigt, die andere von Obornik bis Schwerin und Sonnenburg geht als uralte Ostseeküste. Jener Thorn-Bromberger Höhenzug ist die Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel; über sie geht der Bromberger Canal, dessen Wasser Schleußen 18 Fuß hoch über die Brahe und 13 Fuß hoch über die Netze heben.

An Mineralien ist die Provinz sehr arm, denn selbst die Braunkohlen, die man an vielen Orten erbohrt hat, liegen entweder sehr tief, oder treten in Flötzen von nur geringer Mächtigkeit und verschobener Lagerung auf. Nur bei Wronko werden sie in größerer Ausbeute gewonnen. Thonlager sind zwar reichlich vorhanden, aber meist ist die Masse zu stark mit Sand vermischt, so daß sie zum Brennen von Gefäßen sich wenig eignet, und ihr Verbrauch auf die Verfertigung von Ziegelsteinen beschränkt ist. Die Alaunerde, von der sich zahlreiche Spuren vorfinden, konnte noch nicht bergmännisch bebaut werden,

und auch von den wenigen flachen Salzquellen ist man noch ungewiß, ob sie von einem tiefer liegenden Steinsalzflötz herstammen, oder ob sie nicht Reste des alten Meeres sind, welches Jahrtausende hier mag gestanden haben. Gyps wird zwar in Wazno durch eine Dampfmaschine gewonnen, aber er kann nur als Stuck und Dungmittel benutzt werden. Bernstein gräbt man dagegen in neuerer Zeit besonders im blauen Thon bei Rogasen und im Walde bei Karge; doch findet man auch anderwärts einzelne Stücken.

Die Hauptproducte bleiben daher Getreide, welches in dem Lehmboden trefflich gedeiht; doch steht die Viehzucht trotz der trefflichen Wiesen und Weiden noch zurück, weil es an billigem Salze fehlt. Nur die Schafzucht liefert feine Wolle, so daß Proben sogar nach London zur Industrieausstellung geschickt wurden. Uebrigens ist das Land reich an Waldungen, besonders an prachtvollen Eichen und Buchen, zwischen die sich auch die Birke mischt, wogegen die sandigen Striche Nadelwaldungen tragen und Erlengebüsche die Moore und Brüche umsäumen. Das blaue Ländchen oder Knödelland, östlich von Frankfurt, hat von seinen dunkelblauen Wäldern den Namen erhalten, wie der Strich südlich von Bromberg nach seinen Bewohnern Land der Pfeilträger (Palluken) heißt.

Drei schiffbare Flüsse bewässern das Land und dienen als Handelsstraßen. Die Weichsel fließt in einem breiten, tiefen Thale an der Ostgrenze Brombergs hin, wogegen die Netze, die aus vielen Seen Posens und Polens mit ihren Quellen zusammenfließt und dazu viel Bäche von der pommer'schen Seenplatte herab aufnimmt, die Provinz im nördlichen Theile in einem meilenbreiten, bruch- und moorreichen Thale quer durchfließt. Seit Friedrich II. diese Brüche entwässern und in Wiesen und Aecker verwandeln, seit er den 4 Meilen langen Bromberger Canal graben ließ, dessen Wasserstand 10 Schleußen regeln, um die Netze mit der Brahe zu verbinden, welche in die Weichsel mündet, haben nicht nur die Handelsverbindungen und der Wohlstand zugenommen, sondern dieser Theil der Provinz hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Zwar erscheinen südlich von der Netze einige kiefernbewachsene Sandstriche, welche mit ihrem eintönigen Dunkelblau, mit ihrer feierlichen Stille und dem tiefen Ernste, der unter den braunrothen Säulen des Kieferndomes ruht, an die Mark erinnern, aber die üppigen Wiesen und freundlichen Dorfschaften, die aufblühenden Städte, in denen vorzugsweise Deutsche wohnen, und die Eisenbahn, welche von Kreuz nach Königsberg hier ihren Weg genommen hat, beleben diese sonst so stillen Gegenden ländlicher Einsamkeit. Wo früher Sumpf und Moor sich ausbreitete, duften Kleefelder; wo kalte Ausdünstungen die Umgebung umbewohnbar machten, wehen die belebenden Düfte reifender Getreidefelder; wo Wasservögel in zahlloser Menge nisteten, da zieht der Pflug seine segensreichen Furchen, hat sich der Mensch angesiedelt, und wo Mooreinöden sich in schweigender Einförmigkeit stundenlang dahinzogen, tummelt sich eine lebensfrohe Jugend und schallen die hellen Stimmen der Kinder aus hellen Schulstuben. Deutscher Fleiß hat sich diese fruchtbaren Striche erobert, und

voll Dankbarkeit hängt die Bevölkerung auch am deutschen Gesammtvaterlande, so daß selbst die polnische Sprache mit jedem Jahre an Boden verliert.

Die Hauptquelle der Netze rinnt aus dem großen Goplosee ab, dessen schillernde Gewässer sich zwischen feuchtem Bruch, ungeheuren Schilfwaldungen und Erlenbuschwerk ausdehnen. Die meisten der Netzequellen richten ihren Lauf nach Norden, bis die Netze selbst bei Nakel, in der Gegend von Bromberg, sich nach Westen wendet, um vor Landsberg mit der Warthe zusammenzufließen. Von Nakel bis Bromberg zieht sich der tief gegrabene Canal hin, der eine mäßige Bodenwelle durchschneidet, stellenweise aber auch durch Moore gegraben ist, besonders als „langer Trödel" durch den weiten Moor von Prondy, der zum Theil aus Infusorien besteht, die mit Pflanzenresten gemengt sind. Durch die Schleußen wird das Wasser auf die Höhe der Bodenanschwellung langsam hinauf und herunter gehoben, so daß die Schiffe in der That über einen Hügel fahren.

Weithin dehnen sich die frischgrünen Wiesen aus, zwischen denen hier und da eine helle Wasserstraße aufblitzt, oder eine Schilfinsel sich erhebt, oder ein Erlengebüsch sich an feuchten Stellen entlang zieht. Da schreitet der Storch bedächtig die Wiesen entlang, oder umkreist in stolz geschwungenem Halbkreise sein Nest, welches auf dem Dach des Bauernhauses steht; Wasservögel rudern behaglich auf der Wasserfläche, Kiebitze schreien über den Wiesen, Wachteln schlagen im Weizenfelde, Rebhühner fliegen schnurrend vom Kleefelde nach dem Rapsfelde, Staare schwärmen um die Schilfinseln, stille Blumen stehen am Rande der Gräben und Fließadern, Binsen und Ginster wuchern an moorigen Stellen, schmucke Häuser schauen hier und da zwischen Obstbäumen oder Linden hervor, graue Schiffssegel schweben leise auf und ab die blanke Wasserstraße, braune Wege schlängeln sich zwischen mannshohen Getreidehalmen hin, und mitunter klingt der Ton einer Abendglocke über die grüne Ebene, um die Arbeiter heim zu rufen, so daß diese Bruchgegenden Scenen ländlichen Stilllebens in reicher Fülle darbieten.

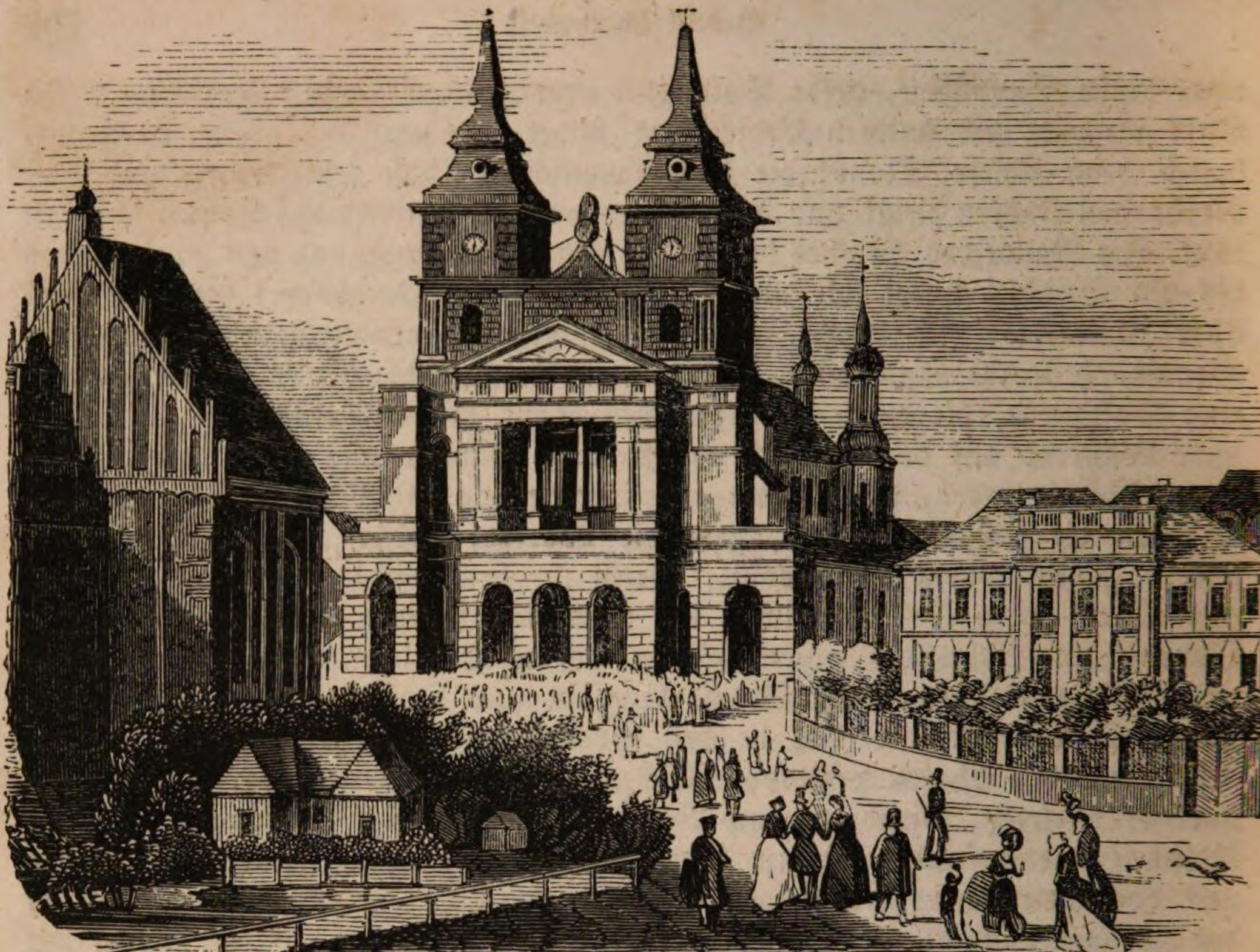
Wiesen, Moore und fetter Weizenboden ziehen sich zwischen Netze und Weichsel in den seenreichen Niederungen nach Mogilo und Inowraclaw hinauf, denn das Fürstenthum Kujawien, welches diese Niederungen umfaßt, gehört zu den fruchtbarsten in Preußen, wogegen westlich davon auf dem Plateau, welches als Südrand das Netzebruchland einfaßt, bei Exin ein Hügel von auffallender Erhebung aufsteigt: eine Merkwürdigkeit in diesem flachwelligen Lande. Unter dem nordischen Sande steht eine mächtige Schicht braungelben Lehmes und darunter bunter Septarienthon, der in zahlreichen Ziegeleien verarbeitet wird. Zwischen Exin und Schubin bedeckt der Lassowinybruch 1 □ Stunde, an dessen Nordwestende man früher Salz gradirte. Der schwarze oder ledergelbe Boden Kujawiens, der 1½—3 Fuß hoch über dem Lehme steht, ist so arm an Geschieben, daß man die Chausséesteine weit her holen mußte. Die wenigen, die man fand, stammen von den südlichen Gebirgen; es sind grobkörniger Diorit mit schwarzgrüner Hornblende und weißem Albit,

oder rothe Sandsteine, gelbe Dolomiten oder grüngesprenkelte Kalksteine. Da Kalk vielleicht die unteren Erdschichten bildet, so zeigt der große Parchaniebruch beim Dorfe Slonsk die Eigenthümlichkeit, daß sein Wasserstand eine Reihe von Jahren steigt und dann fällt, was auf unterirdische Höhlen schließen läßt. Am Rande des Bruches breiten sich Sandstriche aus, und von Inowraclaw bis zur Weichsel findet sich nur Sand, der hinter Jacobsdorf 60—80 Fuß über Gnieskowo sich erhebt, und im Flußsande entdeckt man karpathischen Granit, hellrothe Sandsteine, graubraune Kalksandsteine und in Chernewice eine Salzquelle, die durch den nordischen Sand hindurchbricht.

Während auf der Westseite der Provinz Sümpfe und Seen in der Obra ihren Abfluß finden, die Prosna eine Strecke von 20 Meilen lang mit ihren Brüchen die Ostgrenze bildet, geht die Warthe, welche aus Polen herüberkommt, mitten durch die Provinz, indem ihr bruchreiches Thal bis Schrimm von Osten gegen Westen gerichtet ist, dann nach Norden hinabsteigt und über Obornik und Obersitzko gegen Westen sich wendet, um von Birnbaum bis zur Westgrenze durch breite Brüche langsam zum Oderthale abzufließen. Ergiebige Futterkräuter werden in den Bruchniederungen gebaut, wogegen die höher liegenden Ebenen prachtvolle Eichenwälder und Weizenfelder tragen, und nur bei Meseritz, Birnbaum und Bomst Sandstriche sich eindrängen. An der südlichen und westlichen Grenze beutet deutscher Fleiß den fruchtbaren Boden aus oder betreibt in den kleinen Städten ergiebige Handwerke, während in den übrigen Landestheilen polnische Bevölkerung überwiegt, so daß Posen mit jedem Jahre mehr deutsch wird.

Den zahlreichen Brüchen, von denen der Oder- und Warthebruch (ersterer freilich nicht zur Provinz gehörig) 25 □Meilen einnimmt, wird immer mehr fruchtbarer Boden abgewonnen, da man sie durch Gräben, Canäle und Flußregulirungen immer mehr entwässert. Zwischen Schwerin, wo die Obra einmündet, und Obornik hat das rechte Wartheufer sandige Waldstrecken, das linke Getreidefelder, dann folgen bei Birnbaum langgezogene Seen und große Gneisblöcke von 100 Kubikfuß und kleinere von 2—3 Fuß Durchmesser, doch liegen hier und weiter das Thal hinauf die zahlreichen Seen höher als das Warthethal, so daß ihre Abflüsse in raschem Gefälle in den Fluß stürzen.

Oberhalb Wronke wird das linke Wartheufer ebener und sandig; auf dem rechten strecken sich die flachen Hügelwellen zu einer ebenen Fläche aus, und von Bomblin ab gräbt man klaren weißen Quarzsand für die Glashütten, bei Radzim Mergelkalk, der unter einigen Rasenhügeln steht, wogegen man bei Storchnest, dessen Seen von malerischen Hügeln umgeben sind, den einzigen brennbaren Lehm der Provinz gräbt. Nach Schlesien zu dehnt sich unabsehbar eine Fläche gelbbraunen Lehmes mit schlesischen Steintrümmern aus, wogegen um Pleschen herum die meisten nordischen Steinbrocken liegen, die sorgfältig aus den Aeckern ausgelesen und am Wege aufgeschichtet werden; denn die Warthe ging früher durch den Obrabruch.



Der Dom von Posen.

2. Städte und Merkwürdigkeiten Posens.

Posen ist vorzugsweise eine ackerbauende Provinz; daher ist die gewerbliche Thätigkeit eine beschränkte, und es treiben nur die an der Warthe und Netze gelegenen Städte Handel. Wollen- und Leinenweberei findet man in dem westlichen Theile des Großherzogthums, wo es an das gewerbthätige Schlesien angrenzt; rechnet man hierzu die 5 Eisenwerke, etliche Rübenzuckerfabriken, Glashütten, Brauereien und Brennereien, so hat man so ziemlich die ganze Industrie des Posener Regierungsbezirkes erschöpft. Große Getreidemassen gehen nach Danzig, Stettin und Berlin, Weizen nach England, Oelsamen nach Pommern und der Mark, um als Oel zurückgebracht zu werden; mächtige Flöße von Eichen- und Kiefernholz gleiten langsam die Warthe, faule Obra, Welna und andere Flüßchen nach Stettin hinab; der Wollmarkt zu Posen sammelt dieses Erzeugniß in großen Massen an, wogegen Tabakbauer nur die Provinz versorgen, während der Hopfen von Neutomysl bis Memel und Königsberg verladen wird. Noch geringer ist die Betriebsamkeit im Bromberger Regierungsbezirk, so daß sich für das ganze Großherzogthum nur einige wenige

Bemerkungen über Besonderheiten hinzufügen lassen, um ein Bild von der Cultur dieses preußischen Landestheiles zu winnen.

Das Städtchen Grätz rühmt sich seines bittern Bieres. Der Weinbau nimmt in diesen Gegenden mit jedem Jahre zu, besonders bei Bonist, Wollstein und Karge. Um Schenegel und das gewerbfleißige Fraustadt sieht man zahlreiche Windmühlen in Thätigkeit, auf den Aengern große Herden borstigen Rüsselviehs den Boden aufwühlen und in den sumpfigen Niederungen sich abkühlen, wie auch Kozmin aus dem Verkauf dieser schmeerreichen Grunzer einen beträchtlichen Vortheil zieht, wogegen in Rackwitz der Blutegel Handelsartikel ist, Meseritz sich eines schönen Altarbildes rühmt, Lissa Weinhandel treibt, Nakel Eisenwerke und Getreidehandel besitzt, Uschtz Glashüttenbetrieb hat, Pakosć als Wallfahrtsort viel besucht wird, und das Städtchen Kruschwitz stolz darauf ist, der Stammort der Piasten und der Bischofsitz von Kujawien gewesen zu sein, wodurch sich mancherlei Erinnerungen an Polens Urgeschichte an dieses Städtchen mit seinen 506 Einwohnern knüpfen.

So zahlreich auch die polnischen Städte sind, so haben doch die meisten weniger als 2000 Einwohner und dürften daher nur für große Dörfer gelten. Die Häuser sind meist klein, aus Lehm und Holz gebaut, die Straßen enge und schlecht gepflastert, und da ein Theil der Bewohner Ackerbau treibt, so treten dem Fremden überall Spuren ländlicher Beschäftigung entgegen. Da der polnische Bauer wenig Geld und Bedürfnisse hat, der Adel aber Möbel und Kleider aus dem Auslande oder aus der Hauptstadt sich besorgt, so lebt auch der Handwerker in beengten dürftigen Verhältnissen.

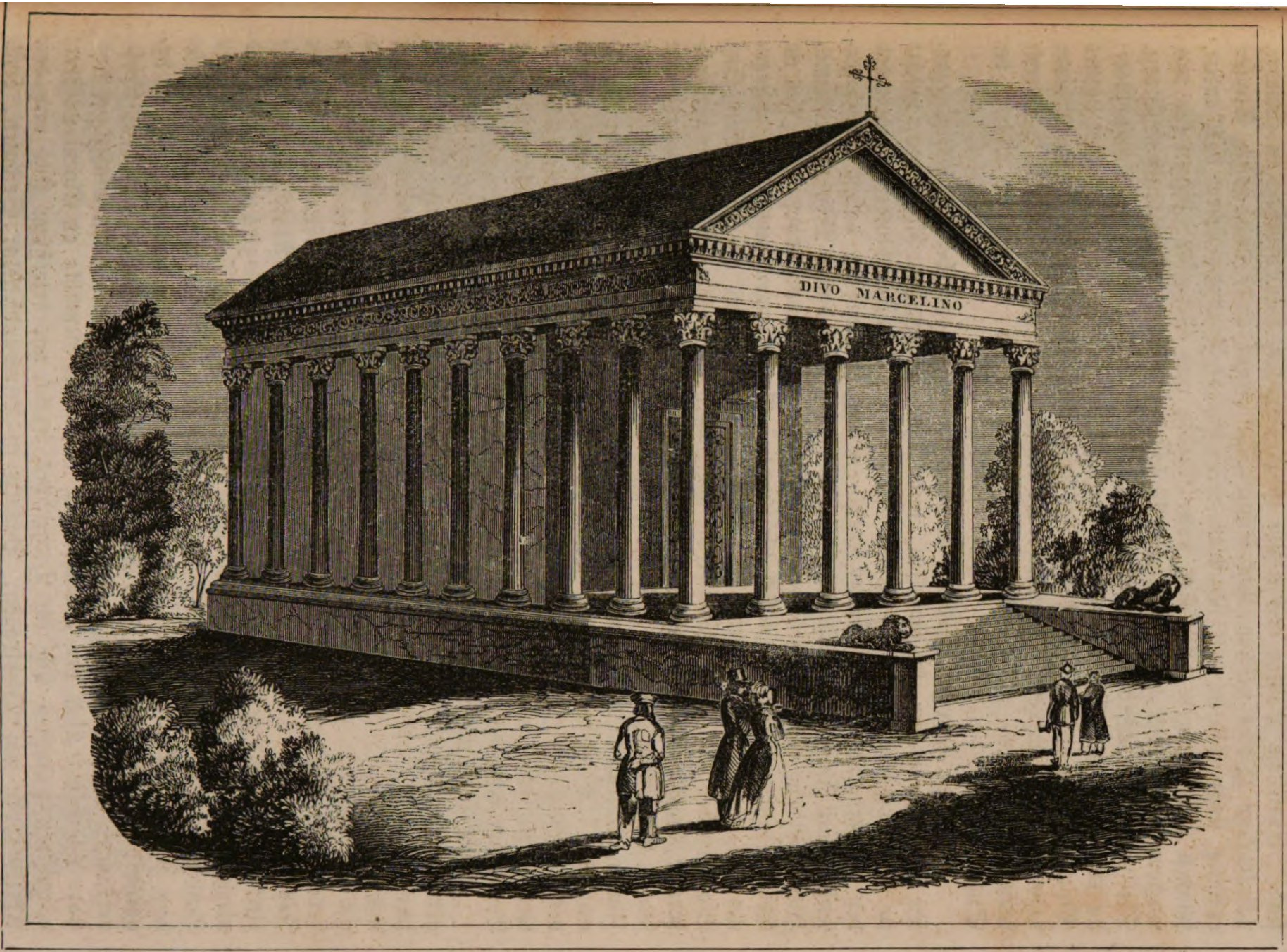
Hier und da findet man ein prächtiges Grafenschloß oder eine Ruine mit sagenhafter Erinnerung. Die interessanteste ist der Mäusethurm (man vergleiche unsere Schlußvignette), der malerisch im sagenreichen Goplosee liegt. Auf einsamer Anhöhe erhebt sich der altersgraue achteckige Thurm, an dessen Seite die Bogenreste deutlich beweisen, daß er nur ein Theil einer stattlichen Burg war. Denn aus der Umgegend des Sees stammt die uralte sagenreiche Königsfamilie Lech's und der Popiels. Einer dieses Geschlechts, der — so erzählt die Sage — seine Unterthanen hart und grausam behandelte, soll vor Mäusen, welche ihm Gott zur Strafe für seine erbarmungslose Härte sandte, auf die Seeburg geflüchtet sein, wo er von ihnen aufgezehrt wurde. Finster und unheimlich schaut der graue Thurm auf den schimmernden See, düstere Wolken fliegen über ihn hin, graue Nebel hüllen ihn bei feuchtem Frühlings- und Herbstmorgen ein, daß seine verfallene Gestalt gespensterhaft in verschwimmenden Umrissen von Zeit zu Zeit hindurchschimmert. Eine eigenthümliche Scenerie entfaltet sich aber in stürmischen Herbsttagen, wenn der Seespiegel sich verdunkelt, dichte Regenschauer oder verworrenes Schneegestöber um die Ruine zieht, wenn mächtige Wellen auf- und niederschaukeln, in wilder Brandung gegen den Thurm heranstürzen, den sie aber nicht erreichen können, weil der See hier so schmal ist, daß eine Brücke über ihn nach Kruschwitz am andern Ufer führt. Bald decken Eis und Schnee den See, die dunklen Wälder umher

liegen in tiefem Schweigen, Schnee schimmert von den Zinnen und aus den öden Fenstern, lange Eiszacken hängen herab von den Kragsteinen und Warten, Dohlen und Krähen ziehen in trägem Fluge ein und aus.

Versetzen wir uns von hier nach einigen neueren fürstlichen Schlössern reicher Grafen und gedenken wir jener zum Theil nahe noch vor uns liegenden Zeiten, in welchen der Adel seine feine Bildung durch prachtvolle Bauten bekundete, als u. a. Fürst Radziwill (1821—26) sein herrliches Jagdschloß Antoni, in dessen Nähe eine einfache Kapelle die Asche der fürstlichen Familie birgt, aufbauen ließ; versetzen wir uns von da auf das großartige Schloß zu Reisen, welches Fürst Sulkowski vor etwa 100 Jahren schuf, ein gewaltiges Viereck, nach Art großer Königsschlösser, wo sich Fenster an Fenster reiht, wo prachtvolle Säulen die Eingänge schmücken, künstliche Verzierungen Fronten, Dachzinnen und Fenstergesimse umsäumen, wo Springbrunnen im Park rauschen, Palmen und Orchideen in Gewächshäusern grünen, buntfarbige Vögel in zierlichen Vogelhäusern nisten, und im Innern fürstlicher Luxus von goldumrahmten Spiegeln und Gemälden, kostbaren Sophas und Tischen strahlt. Wie mächtige Riesen stehen an den vier Ecken des umfangreichen dreistöckigen Schlosses viereckige Thürme, ein tiefer Wassergraben aber zieht sich wie ein Silberreif um die Gebäude.

Von Kunstbauten höherer Art gedenken wir hier der im edlen griechischen Style durch den patriotischen Grafen Raczynsky 1820 erbauten Kirche zu Rogalin. Sechs hohe korinthische Säulen fassen die Frontseite ein, neun stehen auf jeder Seite und tragen das flache Dach über der 70 Fuß langen und 42 Fuß breiten Colonnade, die nach dem Muster der Kirche zu Nismes construirt ist. Feierlicher Ernst und erhabene Ruhe spricht aus diesem säulenreichen Kunstbau, vor welchem zwei Löwen Wache halten. Edel und einfach gehalten ist das Innere der Kirche, erhaben die Krypta unter dem Boden der Kirche. Kurze, stämmige Pfeiler tragen das Kreuzgewölbe, welches sich in kurzen, kräftigen Spitzbogen über den dämmerigen Räumen schließt, wie wenn sie die Banden der Leiblichkeit versinnlichen wollten, welche die Seele des Menschen im vergänglichen Leibe gefesselt halten. Dumpf hallen die Schritte der Beschauer in den Gängen der Kapelle wieder, dem Begräbnißorte der Raczynsky'schen Familie, grabartiges Schweigen umfängt das Ohr, unheimliche Schatten ruhen hinter den Pfeilern und in den Vertiefungen der Gewölbe, und nur das seitwärts einfallende matte Licht erinnert an die Oberwelt und an den Himmel, von dem Licht und Leben stammen.

Ein reiches Bild großstädtischen Lebens entfaltet sich in Posen, der alten Hauptstadt der Herzöge Großpolens, die aber jetzt zum großen Theil eine deutsche Stadt ist. Zu beiden Seiten der Warthe breitet sie sich mit ihren langen Straßen, zahlreichen Thürmen, hohen Häusern und Volksgetümmel aus; von den Anhöhen neben der Stadt schauen die Schießscharten und Kanonenmündungen der Forts herunter, welche die Stadt umgeben und im Bau ziemlich vollendet

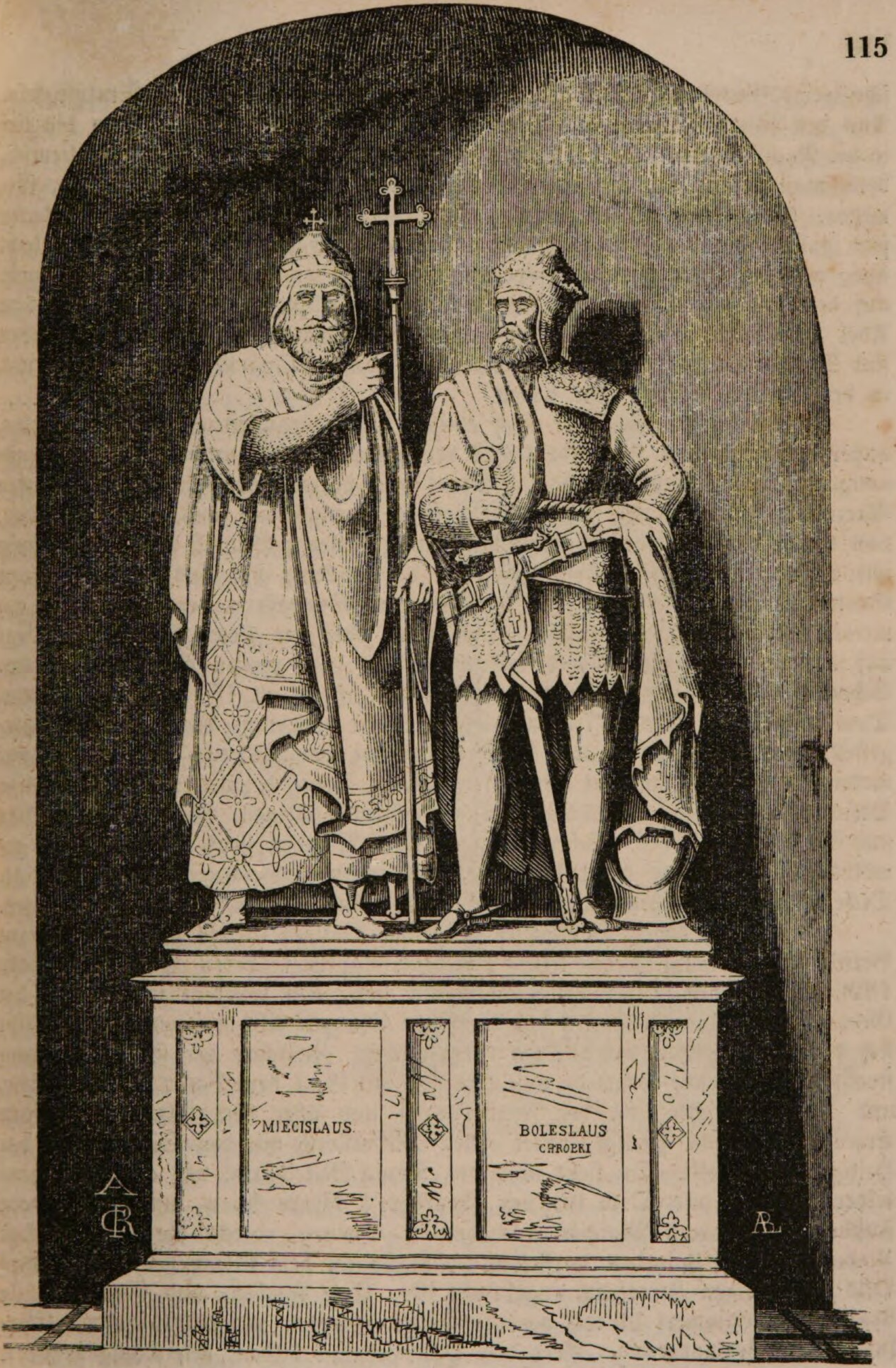


Kirche zu Rogalin.

sind. Stattliche Häuser reihen sich in den breiten Hauptstraßen an einander, palastartige Hôtels dehnen ihre fensterreiche Front aus, und ganze Straßen entlang stellt sich in der Neustadt ein schönes Gebäude neben das andere, schauen Verzierungen aller Art von Giebeln und Gesimsen, öffnen sich reich verzierte Einfahrten und zeigen von Wohlhabenheit und großstädtischem Glanze. Die prachtvolle Wilhelmsstraße versetzt uns in das Treiben einer Hauptstadt: da rollen elegante Carrossen von und nach dem neuen Bazar, dessen unteres Stockwerk von prachtvollen Kaufhallen mit hohen Spiegelfenstern glänzt, hinter denen kostbare Luxusstoffe ausgebreitet liegen, während die oberen Stockwerke früher dem Adel als Einkehr dienten, wenn er die großen Märkte der Stadt besuchte.

Auf dem „großen Markte“ verweilt das Auge gern bei den hohen eleganten Häusern, welche ihn einfassen, und es bewundert das Rathhaus, welches in schönem gothischem Style gebaut ist, aus dem 16. Jahrhundert stammt und den höchsten Thurm der Stadt trägt. Ernst schauen die hohen Spitzbogenfenster aus der grauen Mauer hernieder auf das bunte Menschengetümmel. Hier tritt ein Eckthürmchen aus der Mauerzinne hervor, dort zeigt sich ein Erkerthürmchen, hier recken sich pfeilerartige Verzierungen aus, dort schlingen sich Bogen rankenartig durch einander. Wer dagegen an griechischem Styl Wohlgefallen hat, der betrachtet die Raczynsky'sche Bibliothek, welche der hochherzige Graf sammt 20,000 Büchern und 22,000 Thlr. als Stiftungssumme seiner Vaterstadt schenkte. Korinthische Säulen zieren die Front, zierliche Zinnen umkränzen das Dach, und eine prachtvolle Treppe führt zum Haupteingange. Groß und stattlich dehnt sich das prächtige Gebäude aus, würdig des erhabenen Zweckes, Sammelplatz und Mittelpunkt der heimathlichen Literatur zu sein, denn die Polen nehmen unter den slavischen Völkern in dieser Beziehung eine ehrenvolle Stellung ein.

Wir schildern nicht weiter die geräumigen Regierungsgebäude, die großartigen Lehranstalten einer Stadt, die über 44,000 Einwohner hat, in der schon im 10. Jahrhundert mit der Einführung des Christenthums ein Bischof und seit dem 13. Jahrhundert ein Herzog seinen Sitz hatte, welche der Hansa sich anschloß und viel Verkehr mit englischen Kaufleuten unterhielt. Welch ein Leben und Treiben zeigte sich aber ehemals in den Straßen zur Zeit der Johannismesse! Da rasselten die Carrossen des polnischen Adels, der um diese Zeit gesellige und geschäftliche Zusammenkünfte zu halten pflegte; zwei-, drei- und vierspännig flogen seine Kutschen über das Pflaster, vorüber an schwerfälligen Landkutschen, Leiterwagen und Karren aller Art. Prachtpferde und abgetriebene Klepper, Hunderte schmuziger Schacherjuden, in langem Kaftan, das unvermeidliche Löckchen vor dem Ohr und die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe, verkauften auf der Judengasse; polnische Bettler aus der alten winkeligen Vorstadt Wallischei über der Warthebrücke eilten im Gewühle an Einem vorüber; dazwischen drängten sich die Diener des Adels mit betreßtem Hut und dem Adelswappen am Stehkragen, Bauern in Leinwandkitteln, Soldaten, breit-



Standbilder der heiligen Könige Miecislaw und Boleslaw in der „goldenen Kapelle" zu Posen.

schulterige Gutsbesitzer mit gebräuntem Gesicht und gelbbraunen Stulpstiefeln. Aus den Wirthshäusern, aus Bier- und Schnapsschenken ertönte Lärm bis tief in die Nacht hinein. Da hörte man deutsch, polnisch, französisch und italienisch, denn man befand sich auf einer Völkerscheide, auf welcher Wolle, Leder, Gewehre, Gold- und Silberwaaren eingetauscht wurden. Diese Herrlichkeiten sind dahin; die Messe ist zu einem Jahrmarkte herabgesunken, der Adel bleibt aus, und der Jude hat sich modernisirt. Kein Dienstsuchender zeigt sich mehr auf dem „Sclavenmarkte" an der Ecke der Breslauer Straße, um sich dem Adel anzubieten, kein Künstler lockt nach dem Theater, und die jungen Juden sind Pariser Stutzer geworden, welche die schönsten Quartiere am Markte und in der Breiten Straße inne haben.

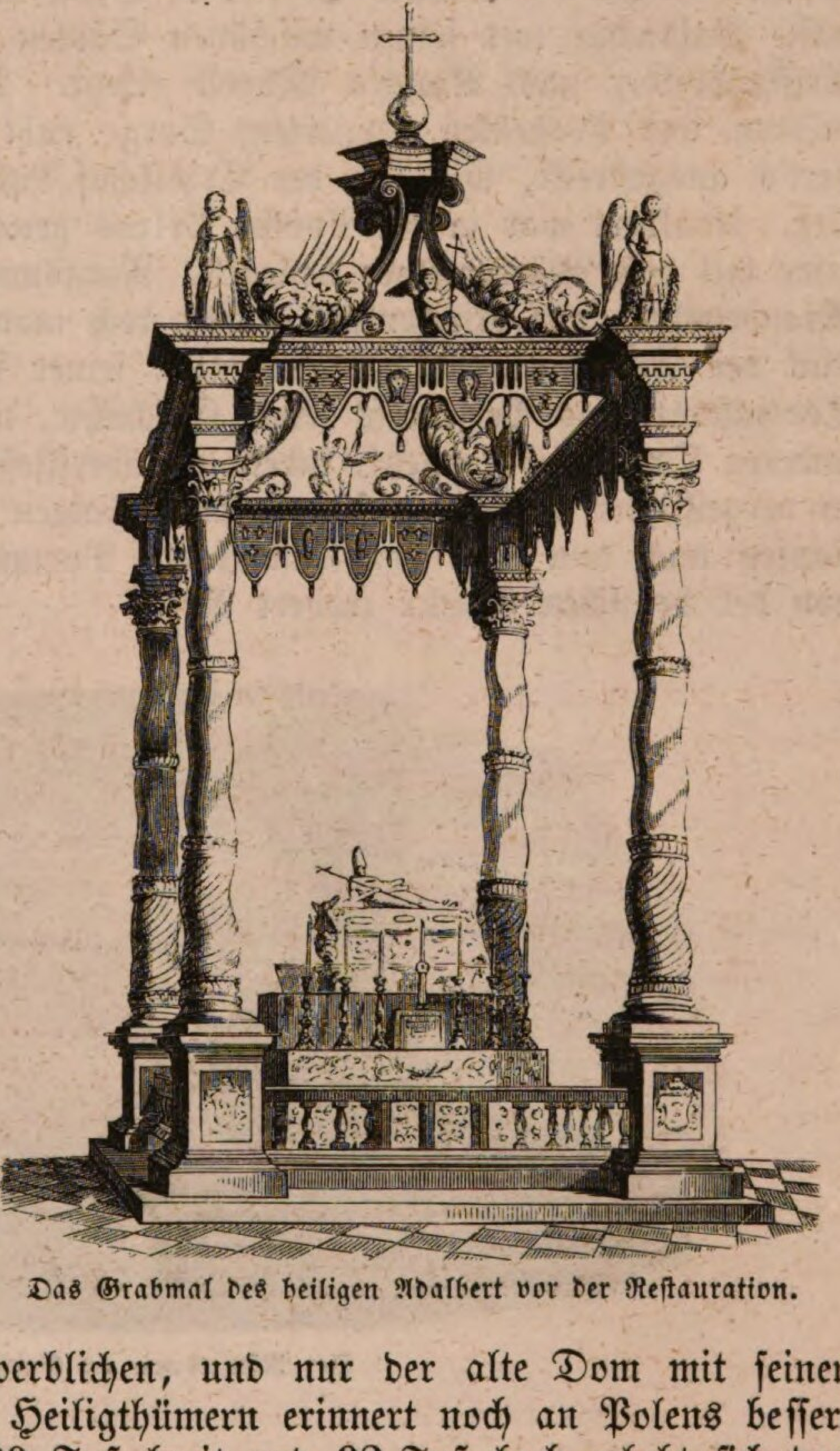
Zum Schluß wollen wir noch einiger Merkwürdigkeiten Posens gedenken, außer der durch ihren Marmorschmuck berühmten Stadtpfarrkirche und der großartigen Wasserleitung, welche die Stadt dem patriotischen Sinne des Grafen Raczynsky zu verdanken hat. Sie besteht vorzugsweise aus zwei Brunnen, von denen der eine vor der Landschaft das gußeiserne Bildniß des V. Prießnitz mit einer griechischen Unterschrift zeigt, der andere, der aus der steinernen Grotte neben dem Kloster der barmherzigen Schwestern hervorsprudelt, ein metallenes Madonnabild besitzt. Der Dom oder die Peter-Paulskirche liegt auf der rechten Flußseite und hat wiederholt von großen Bränden gelitten. Schon 966 vom König Mieciślaw gegründet, ist er im 13. Jahrhundert zum Dom umgestaltet und 1775 zum letzten Male nach dem Brande wieder hergestellt worden. Der Brand 1853 vernichtete vorzugsweise nur die Wandmalereien. Der Dom hat seine alte einfache Form behalten: eine gewaltige Steinmasse mit fensterarmen Wänden, viereckigen Thürmen, die statt der Fenster nur Schalllöcher haben. Ueber den gewaltigen Wänden liegt ein schildartig gewölbter Oberbau, der die hohe eckige, nach innen ausgeschweifte Kuppel trägt. Diese Mauermassen geben dem Ganzen etwas Unbeholfenes und Schwerfälliges.

So einfach dieser Dom auch in seiner Bauart ist, so hat er doch eine Berühmtheit erlangt durch seine „goldene Kapelle", deren Bau Raczynsky 1826 anregte und durch Lanci ausführen ließ, eine würdige Gruft für die Gebeine zweier hochberühmten und verehrten Könige. Als mäßige Kuppel wölbt sich die Kapelle über die heiligen Grabstätten. Zwischen der Goldauslegung strahlen farbenreiche Gemälde von Heiligen mit Gott dem Vater in der Mitte, und in den Nischen, an den Fensterbogen und über dem Altar sind Gott, Erzengel, polnische Heilige, unter ihnen Medaillons mit den Sinnbildern der Heiligen dargestellt. Da sieht man den König Mieciślaw, wie er die Götzenbilder zerstört, und Otto III. vor Adalbert's Grabe knien, und selbst vom Fußboden schimmern Mosaiks aus bunten Steinen, welche die Namenszüge Mieczyslaw und Boleslaw darstellen, während an dem Altare der Kapelle das Bild der heiligen Jungfrau angebracht ist. Eine Farben- und Gestaltenfülle strahlt und schimmert überall dem Beschauer entgegen und erfüllt ihn mit Ehrfurcht und Bewunderung. Aber den Hauptschmuck bilden, den Königsgräbern

gegenüber, die beiden vergoldeten Erzstandbilder (s. Abbild. S. 115), welche Rauch's Meisterhand schuf. Da steht die kühne Heldengestalt Mieczislaw's I. mit dem Helm auf dem lockigen Haupt, gehüllt in ein langes togaartiges, gesticktes Gewand und ein hohes Kreuz in der Hand, wogegen Boleslaw I. in herausfordernder Stellung, den Mantel nachlässig um die Schulter geschlagen, die eine Hand auf dem Schwertgriff ruhen läßt, die andere in die Seite gestemmt hat und voll kühnen Selbstvertrauens mit festem Blicke unter der Helmkappe hervorschaut.

Nur im Vorbeigehen gedenken wir des afrikanischen zoologischen Museums im Mariengymnasium, Grollmann's Grabmals auf dem Garnisonkirchhofe, des altpolnischen „finstern Thores“, dessen niedrige und 14 Ellen lange Wölbung Reiter nur mit Gefahr passiren, so daß 1807, als Napoleon hindurch ritt, ihn sein Gefolge aus dem Gesicht verlor, ihn für heimlich gefangen hielt und die Garnison Generalmarsch schlug.

Wir verlassen nun Posen und wenden uns nach der alten polnischen Krönungs- und Hauptstadt mit ihrem uralten Dome. Gnesen, das etwa 8000 Einwohner hat, ist die älteste Stadt Polens, denn Lech selbst soll sie gegründet haben. Seit dem Jahre 1000 war sie Sitz des Erzbischofs und Primas von Polen und bis 1320 Krönungsstadt und königliche Residenz. Doch ihr Glanz ist verblichen, und nur der alte Dom mit seinen fensterlosen Mauern und seinen Heiligthümern erinnert noch an Polens bessere Zeiten. An 200 Fuß lang, 80 Fuß breit und 92 Fuß hoch erhebt sich das altersgraue Gebäude, dessen Dach noch 70 Fuß höher steigt, während die beiden viereckigen, fensterlosen Eckthürme 180 Fuß sich erheben, ehe sie die flach einwärts gebogene Kuppel erreichen. Eine figurenreiche metallene Thür mit zwei Flügeln von 10 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite führt in das Innere. Jeder

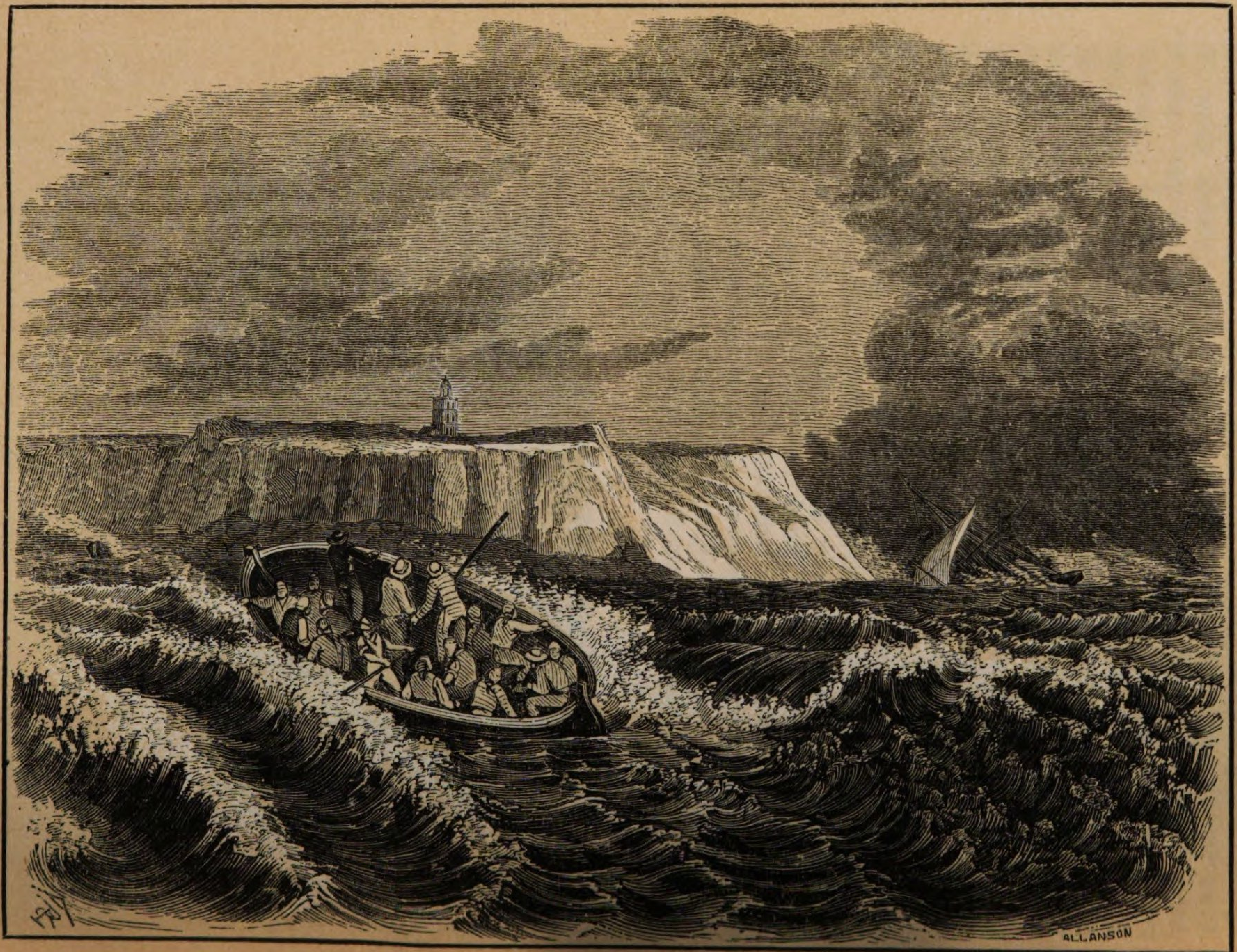


Das Grabmal des heiligen Adalbert vor der Restauration.

dieser Thürflügel ist in 9 Felder getheilt, deren jedes mit Reliefiguren bedeckt ist, welche Scenen aus der uralten Heiligen- und Bekehrungsgeschichte durch Adalbert darstellen. Ein breiter Rand mit Arabesken, Löwen, Pfauen, Blumen, Schlangen, Centauren, Wölfen und Blättern faßt die Flügel ein, welche der Sage nach aus Kiew von Boleslaw I. als Siegsbeute heimgeführt wurden. In der Kirche selbst steht das Nationalheiligthum der Polen, der Sarg des heiligen Adalbert, unter einem reich verzierten Baldachin, den vier gewundene Säulen trugen (s. Abbild. S. 117). Denn in neuester Zeit ist der schnörkelhafte Baldachin mit seinen unschönen Säulen weggenommen und durch vier Erzstandbilder nach Rauch's Modell ersetzt. Auf reich mit Wappen, Sinnbildern und Arabesken verziertem Sarge ruht die lebensgroße Gestalt Adalbert's ausgestreckt, wie ihn der Erzbischof Lubienski 1117—1130 darstellen ließ. Adalbert war ja der Apostel Polens gewesen und hatte seinen Glaubenseifer mit dem Märtyrertode besiegelt. Ringsum in den Kapellen ruht mancher Glaubensheld und Kirchenfürst, steht noch manches Grabmal, bei dessen Anblick der Pole trauernd der Heldenzeit seiner Ahnen gedenkt. Gnesen ist die Todtenstadt, das Persepolis seiner Geschichte, welche in Posen, Bromberg und anderen Orten sich fortsetzt, indem sie überfließt in die preußische, um in ihr in vergeistigter Gestalt aufzuerstehen. Folgen wir diesen geschichtlichen Fußstapfen nach dem slavischen Küstenlande Pommern, welches bereits vollständig von der deutschen Cultur erobert ist!



Der Mäusethurm am Goplosee.


ALLANSON



Pommer'scher Erntezug.

IV.

Bilder aus Pommern.

---

1. Land und Leute.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß denselben nichts mehr erfreut, als der Wechsel im Schauen. Deswegen giebt es auch für den Freund der Natur Zeiten, in welchen er den Blick von den großartigen Scenen der südlichen Gebirgsländer nach dem Norden und seinen eigenthümlichen Reizen richtet. Landschaften eigenthümlicher Art geben die Staffage zu den farbenreichen Gemälden des deutschen Flachlandes: bald zeigen sich dunkle Wälder, bald lachende Getreidefluren zwischen hell schimmernden Dorfschaften und alterthümlichen Städten,

bald felsige Küsten mit entzückenden Fernsichten, düsteren Schluchten und kühn geformten Kreidefelsen, an welche schäumend die brandende Woge anschlägt, bald langgedehnte Landzungen, umgürtet von dunkelblauen Nadelwaldungen, bald das unabsehbar sich ausspannende blaue Himmelsdach, von dem sich die weißen Felsen, Segel und Schaumwellen scharf abheben, bald endlich das Treiben und die Mühseligkeiten der Küstenbewohner gegenüber den weniger gefahrvollen Beschäftigungen der Bewohner des Flachlandes.

Nirgends wiederholt sich die Natur, und selbst die Einförmigkeit des pommer'schen Flachlandes, das nächste Ziel unserer Wanderung, wird gehoben durch das wechselreiche Bild des vielseitig beschäftigten Volkslebens dieser Provinz, welche Preußen mit dem Weltmeer und Weltverkehr in Verbindung bringt. Stehen wir an der Meeresküste, so wird der Eindruck, den die Unendlichkeit des Meeres auf jeden für erhabene Scenen Empfänglichen macht, nicht weniger tief sein, als die Erinnerung, welche die Gebirgswelt mit ihrer Pracht und ihrem Wechsel in unserer Seele zurückläßt.

Also nach Norden! und zwar diesmal nach dem Pommerlande! Schauen wir uns aber zuvor ein wenig auf dem Terrain um, das wir im Begriffe sind zu betreten.

Diese Provinz der preußischen Monarchie besteht aus den alten Landestheilen Hinter-, Vor- und Schwedisch-Pommern und umfaßt einen Flächenraum von 574 □Meilen mit nur 1,016,500 Einwohnern; denn sie ist von der Natur kärglich ausgestattet. Im Kösliner Bezirk wohnen auf der Quadratmeile gar nur 1680 Menschen. Ursprünglich war das 60 Meilen lange und etwa 20 Meilen breite Küstenland von Slaven bewohnt, welche dieser ihrer „am Meere gelegenen" Heimath den Namen Pomorze gaben und davon selbst Pommern genannt wurden. Sie gehörten dem uralten Wendenreiche an, welches bis an die Elbe reichte und mit den sächsischen Grenzherzögen lange blutige National- und Religionskriege zu führen hatte. Schon im 11. Jahrhundert (1062) hatten die Pommern eigene Herzöge, deren Ahnherr Suantibor war. Sie waren geschickte Weber und Handwerker, trieben bedeutenden Fischfang, und besaßen in den Seestädten der Odermündung viel besuchte Handels- und Meßplätze, zu denen vom Rhein, von der Donau, von Gnesen, Krakau, Kiew und sogar von Konstantinopel Großhändler kamen, um hier Waaren ein- und auszutauschen. Als jedoch 1124 der Bischof Otto von Bamberg bei Pyritz am Ottobrunnen 7000 Pommern zum Christenthum bekehrt hatte, und später durch einen Volksbeschluß auf Usedom die Einführung des Christenthums genehmigt war, als sich bald darauf die Herzöge des Landes in ihrer Bedrängniß um Schutz an Kaiser Friedrich I. wandten, der Pommern als Reichslehn unter die Aufsicht des Markgrafen Otto I. von Brandenburg stellte: siedelten sich Deutsche zahlreich in den Städten an und gewannen einen solchen Einfluß auf die Bevölkerung, daß diese nach und nach deutsche Sprache und Sitte annahm. Die Reformation, welche Dr. Bugenhagen besonders beförderte, ward 1534 auf dem Landtage zu Treptow an der Rega als Landesconfession an-

genommen, und seitdem haben die Pommern sich stets als gute glaubensfeste Protestanten erwiesen. Nach dem Aussterben der pommer'schen Herzöge (1637) mußte das Land eigentlich an Brandenburg fallen; der große Kurfürst konnte aber nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges nur Hinterpommern erhalten, wogegen der übrige Theil des Landes an Schweden kam. Erst der große nordische Krieg und die unbesonnene Kriegslust Karl's XII. gaben dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. Gelegenheit, sich im Stockholmer Frieden 1720 Vorpommern sammt der Inseln Usedom und Wollin abtreten zu lassen, und im Pariser Frieden 1815 erst bekam Preußen gegen Tausch und Geldzahlung auch Schwedisch= oder Neu=Vorpommern. Zu diesen einzelnen Theilen wurde ein Stück der alten Neumark und Westpreußens hinzugefügt, die Provinz aber, der alten Eintheilung folgend, in drei Regierungsbezirke getheilt, und den 72 Städten, 7 Marktflecken und 2676 Dörfern die Pflege zugewandt, welche die durch ihre treue Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus rühmlichst bekannten Pommern verdienen.

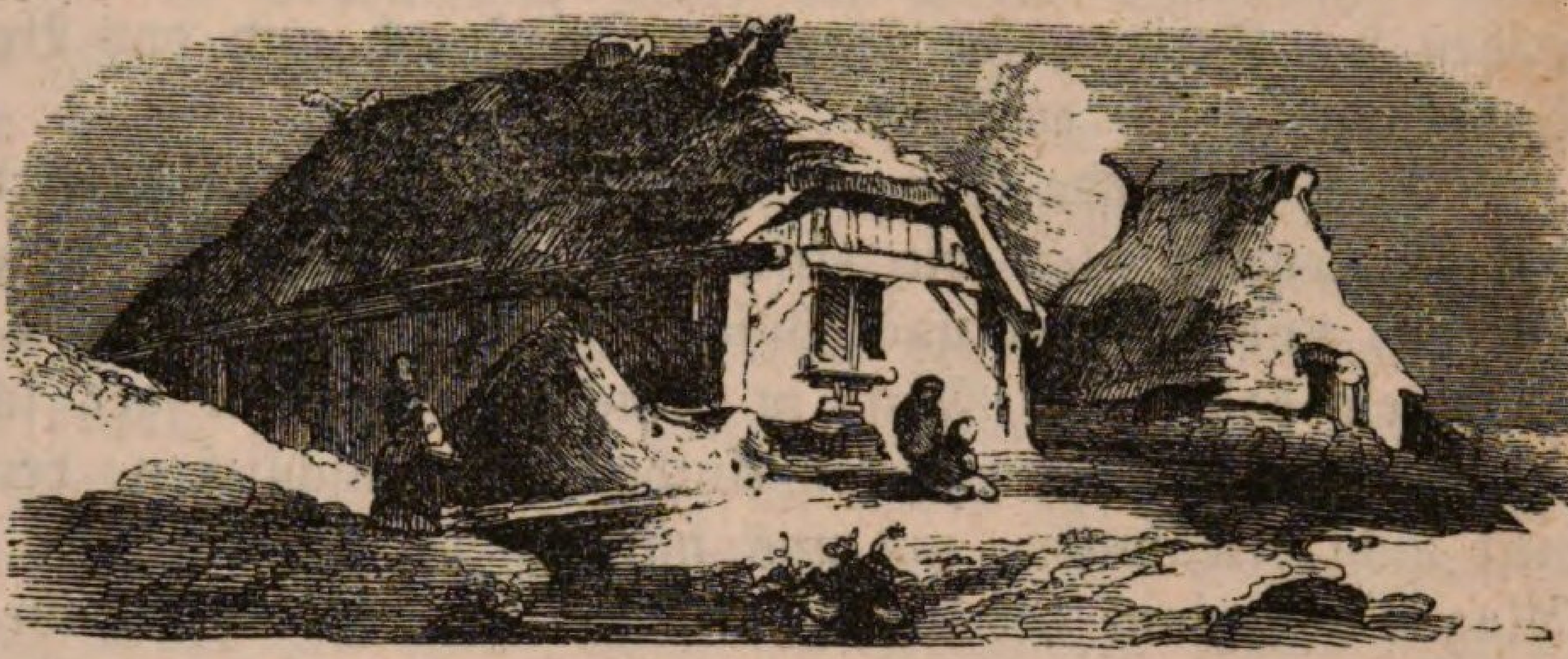
Mit landschaftlichen Reizen und Schönheiten ist Pommern, als das höchste Bergland zwischen Harz und Ural, nicht gesegnet, durch welches die sogenante Seenplatte, die wir in Preußen bereits kennen lernten, mit ihren Nadelwäldern, braunen Seen, Torfmooren, Sandstrichen und feuchten Schluchten nach der Oder zu zieht, um jenseits derselben die mecklenburgische Höhenplatte und die malerische Ostküste Holsteins zu bilden. Dieser Höhenzug steigt nach Süden zu, hat nach der Warthe= und Netzeebene eine starke Böschung und trägt hier und da Lehmhügel, die von Küstenflüssen mit breitem Wiesen= oder Moorthale durchbrochen sind. Hier und da ragt über die einförmige Bodenwelle ein Hügel empor, oder macht ein Fluß einen tiefen Einschnitt, so daß die Ufer wand= und bergartig aussehen. Von diesen Höhen mißt der heilige Berg bei Pollnow 792 Fuß, der steile Revekohl am 3 Meilen langen Lebasee 480 Fuß und dient Seefahrern als Merkmal, der Muttrinberg 615 Fuß, der Birkhöfer 792 Fuß, und der Gollenberg bei Köslin trägt auf dem 442 Fuß hohen Gipfel, dem Kreuzberge, seit 1829 das Denkmal für die im Befreiungskriege gefallenen Pommern. Ein achteckiger Unterbau von Granit, mit einem Gesims von gebrannten Steinen, trägt einen 100 Ctr. schweren Eichstamm von $47^1/_2$ Fuß Höhe, den ein hohles Kreuz von Gußeisen und mit Bronzeanstrich ziert. Eine Wendeltreppe befindet sich am Mauerwerk und unter dem Gesimse die Aufschrift von metallenen Buchstaben: „Denkmal, gewidmet den gebliebenen tapferen Pommern; sie kämpften in Preußens Heere mit Gott für König und Vaterland.“ Vor Zeiten trug der Berggipfel einen Tempel des Belbog, dann eine Wallfahrtskapelle, deren erleuchtete Fenster des Nachts den Schiffern als Richtziel dienten; in seinen Schluchten aber hausten wiederholt Räuberbanden, so daß er die Mördergrube hieß. Kieferwaldungen bedecken einen großen Theil dieser welligen Bodenerhebung, die zuweilen von Wiesen oder mageren Getreidefeldern und ärmlichen Dörfern unterbrochen ist, welche sich gewöhnlich um ein stattliches Herrenhaus gruppiren; denn in Pommern giebt es wol die

meisten Rittergüter. — Anmuthige Hügellandschaften bilden sich jedoch auch in Pommern, besonders in dem höhern Theile des Höhenzuges, wo in tief eingeschnittenem Thale die Küstenflüsse aus den Seen abfließen und in schnellem Laufe rauschend über den Kiesgrund der flachen Küste zueilen. Da wechseln bewaldete Hügel mit grünen Wiesen, sonnige Hänge mit engen, steilwändigen Schluchten, und gewähren die Hügel anmuthige Fernsichten über Seespiegel, dunkelblaue Waldstreifen, Wiesen und Felder, wie dies bei Polzin, Pollnow, im Lauenburgischen, Bütowschen und Rummelburgischen besonders der Fall ist. Die Gegend um Polzin heißt daher auch die pommersche Schweiz.

Im Ganzen liegt Ernst über den pommer'schen Landschaften, wie wenn sie ein Abbild des in sich verkommenen slavischen Stammes wären. Weithin dehnen sich die dunklen Eichen- und Nadelforsten aus, welche aber der Gesang der Vögel belebt; heimlich summt und rauscht es in den Wipfeln wie Geisterwehen; rauhe Winde streichen über den grasarmen Waldboden, schwerfällige Wolkenklumpen ziehen in grauen, ungestalteten Formen am Himmel hin, und die zahlreichen Küsten- wie Binnenseen schauen unheimlich aus den kahlen oder bewaldeten Kesseln empor, in denen sie versenkt liegen. Doch hört man hier den Schrei der wilden Gänse und anderer Wasservögel, im Schilfe und Ufergebüsch lärmen zahme Gänse, Staare und Schilfsänger, und idyllisch am Ufer stehen die grauen Fischerdörfer mit moosgrünem Stroh- oder Schilfdach, während die Jugend auf dem angebundenen Kahne sich schaukelt oder sich in lauter Lust auf grünem Anger tummelt. Da, wo sich große Weiden und Wiesen ausbreiten, grast die blökende Rinderherde, tummelt sich ein Haufen Rosse, weiden Merinos, schnattern kleinere Schaaren schneeweißer Gänse, oder sammelt das Tagelöhnermädchen Disteln und Quecken für das Schweinchen im väterlichen Stalle. Nur etwa ein Drittel des Landes kann als Acker benutzt werden, ein zweites Drittel besteht aus Wald, und das letzte Drittel aus Weide und Wiese.

Anders sind die Landschaften die Küste und Flüsse entlang gestaltet. Denn nicht nur ist hinter den grauen Dünen strichweise das ganze flache Meeresufer von einem Saume fetten Weizenbodens eingefaßt, sondern auch die Flußthäler besitzen fruchtbare Ebenen, die aber in den höheren Gegenden nicht selten in schwammige Moore übergehen, in denen Binsen und Sumpfkräuter wuchern, und über denen ödes Schweigen lagert. Im breiten Oderthale, besonders im „Waitzacker" bei Pyritz, bei Stargardt, an der Madue und Plöne, westlich von Stettin und fast in ganz Schwedisch-Vorpommern wogen in den Ebenen braungelbe Weizenfelder, schlägt der hochgeschossene Roggen breite Wellen, dehnen sich Flachs- und Rapsfelder mit ihren blauen und gelben Blüthen aus, und verleihen reiche Obstgärten der Ebene den Reiz trauter Einfachheit und freundlichen Daseins. Diese Thal- und Ebenenbilder gleichen denen „des güldenen Bodens" bei Elbing und „des Fetry" bei Dirschau auch in der Weise, daß ihnen stattliche Dörfer mit den schmucken Häusern nicht fehlen, denn früher waren die Bauernhäuser meistentheils schlechte Lehmgebäude mit

kleinen schmuzigen Fenstern, krümelnden Wänden und altersgrauen Strohdächern. Thor, Hof, Stall und Stube erinnern selten noch an Zeiten, in denen der Bauer noch Leibeigener war, und in den Stranddörfern hat sich sogar der uralte Baustyl der Rauchkathen noch erhalten, die keinen Schornstein und oft nur ölgetränkte Papierfenster haben, so daß sich der Rauch durch Luken und Ritzen, oder durch die Thür einen Ausweg suchen muß.



Bauernhaus in Hiddensen.

Vor die flache Meeresküste endlich, die nur in Hinterpommern und an einzelnen Stellen in steilen Lehmwänden das Meer umgiebt, haben sich zahlreiche Sandhügel (ein Höhenzug der Küste heißt Wollsäcke) oder Dünen aufgehäuft, die spärlich mit Strandhafer, Weiden und einigen Schlingpflanzen bewachsen sind und den Kampf gegen die heranrollenden Meereswogen zu führen haben. Da sie besonders in der Nähe der Flußmündungen vom Meere angespült werden, so pflegen sie einen Theil des Meeres durch ihren Wall abzuschließen oder das Flußwasser in der Bucht aufzusammeln, so daß eine Reihe von flachen Strandseen die Küste bedeckt. Diese Dünenwälle, die oft 1000 Schritt breit sind und deren gelber nordischer Sand an manchen Stellen tief ins Land geführt wird, wo er dann den fruchtbaren Lehmboden bedeckt, und jene gewaltigen, im seichten Wasser liegenden Steinblöcke, welche in den Urzeiten von den skandinavischen Gebirgen durch Gletscher herübergetragen sind und zahlreich auch an dem Strande liegen, verleihen der pommer'schen Küste nicht nur große Einförmigkeit, sondern bewirken auch ihre Untauglichkeit für den Seeverkehr. Die Küstenstädte liegen, mit Ausnahme von Stralsund und Greifswalde, an Flußmündungen, welche wegen ihrer Seichtigkeit und Sandbarren für größere Schiffe unzugänglich bleiben. Schöne Küstenlandschaften werden wir daher nur auf der Insel Rügen und etwa auf Usedom kennen lernen.

Von Köslin bis nördlich über die Leba hinaus zieht sich die Seeplatte bis nahe an die seen- und buchtenreiche Küste, tritt dann in südwestlicher Richtung tiefer ins Land zurück, und erreicht bei Damm, gegenüber Stettin, die Oder, deren rechtes Ufer sie bis zum Warthethale einfaßt, wo sie mit dem von Schlesien herunter kommenden Höhenzuge zusammentrifft. Jenseits der Oder bildet die Fortsetzung dieses pommer'schen Höhenzuges die malerische Seeplatte Mecklenburgs und die fruchtbaren Gelände der Uckermark, während der schlesische Höhenzug mit seinen Hügeln und Bergrücken das linke Oderufer begleitet. Die schönste Partie dieses südlichen Zuges findet sich in der

Kurmark bei Buckow und heißt die märkische Schweiz. Ihre malerischen Landschaften verdankt sie den tiefen Senkungen des Schermitzer Sees und seinen schroffen Wänden, so wie den schluchtenartigen Spalten der anmuthigen Seitenthäler und bewaldeten Hügeln, von denen herab liebliche Fernsichten auf die Höhen von Freienwalde über den Oderbruch und das Brunnenthal im breiten Papengrunde sich eröffnen.

Das belebende Element der Provinz Pommern ist die Oder, zu welcher erst in neuester Zeit die Eisenbahn gekommen ist, welche von Berlin nach Stettin, und von da nach Posen und nach Königsberg in Preußen führt. Wir verfolgen daher den Fluß in seinem Laufe von der schlesischen Grenze ab, indem wir den kurmärkischen Antheil mit einschließen, den wir bei dieser Provinz nicht erwähnten, um uns nicht so oft unterbrechen zu müssen. Unterhalb Glogau's beginnt der Unterlauf der Oder, indem sich ihre Thalsohle dergestalt erweitert, daß sie zuweilen 1—2 Stunden in der Breite mißt, und durch sumpfige, mit todten Armen und Gebüsch bedeckte Niederungen fließt. Am linken Ufer sieht man nur an einzelnen Stellen eine bewaldete schroffe Thalwand, wie das rechte Ufer sie besitzt, da gegenüber Rothenburg bis zum breiten Warthethale ein hoher Thalrand die Flußebene begrenzt. Weiter den Strom hinab dehnt sich von Lebus bis über Wriezen nach Oderberg der Oderbruch in einer Länge von $7^1/_2$ Meilen und einer Breite von $1^1/_2$—3 Meilen aus, so daß er einen Flächenraum von 12 □Meilen einnimmt. Vor Zeiten war dieser Raum eine wüste Fläche, die, von zahllosen Oderarmen durchflossen, jährlich zwei Mal überschwemmt wurde und zum großen Theil eine unzugängliche Einöde bildete, in welcher offene Seen und Lachen mit Moorflächen voll sauren Grases und Binsen wechselten. Nur hier und da lagen einzelne Striche hoch genug, um nur bei hohem Stromgange vom Wasser erreicht zu werden. Hier befanden sich in alter Zeit kleine Ortschaften mit eng zusammengedrängten Häusern, um welche herum ein Düngerwall als Schutz gegen etwaige Ueberschwemmung aufgehäuft war, und den man im Sommer mit Kürbissen bepflanzte. Die Bewohner lebten nur vom Fischfang, da Fluß und Lachen von Fischen, Aalen und Krebsen wimmelten. Diese Weiler und Dörfer konnten unter sich und mit der Umgegend nur mittelst der Kähne in Verkehr treten, ja, in Kähnen versammelte sich auch die Gemeinde um den vom Kahne predigenden Geistlichen. Im Rohr und Gebüsch rauschte es von Geflügel und Wild aller Art, und die einzelnen trockneren Stellen lieferten im Herbst hinreichenden Heuvorrath. Da begann der große Kurfürst die Einfassung der Oder durch Deiche, Friedrich Wilhelm I. setzte das Werk fort, und Friedrich II. vollendete die Entwässerung und Urbarmachung des Morastes, so daß jetzt 24,000 Menschen Wohnung und Unterhalt auf einer Fläche finden, wo früher kaum 170 Familien existiren konnten.

In vielen Armen strömt die Oder von der Grenze der Kurmark bis Stettin zwischen Thalrändern, die 300—400 Fuß hoch ansteigen, theilt sich aber nach ihrem Eintritt in Pommern in zwei Hauptarme, von denen der

östliche bis Greiffenhagen Kranichstrom, von da ab die große Reglitz heißt und bei Damm in die Flußerweiterung des Damm'schen Sees mündet, wogegen der westliche Hauptarm Oder heißt, die durch viele Nebenarme mit dem östlichen Hauptarme in Verbindung steht, bei Pölitz Damansch, dann Papenwasser und als große Erweiterung südlich von den Inseln großes und kleines Haff genannt wird. Nochmals erweitern sich die Odermündungen nach einer kurzen Einschnürung, indem die Divenow zwischen Wollin und Kammin den Kamminer Bodden und Fritzowsee, die Peene zwischen Usedom und Neu-Vorpommern das Achterwasser, die Swine aber die tiefe Durchfahrt zwischen beiden Inseln bildet. Diese letztere Mündung allein ist für Seeschiffe, die nicht über 16 Fuß Tiefgang haben, fahrbar, die beiden anderen sind seichter, und selbst die Swine muß fleißig ausgebaggert werden. Die Eigenthümlichkeiten dieser Gegenden, welche mit ihren Seen die Stelle des Delta ersetzen, welches sich bei großen Flußmündungen zu bilden pflegt, und deren Inseln für durchbrochene Nehrungen gelten können, werden wir im folgenden Capitel näher kennen lernen.

Die rauhe Luft und die Unergiebigkeit des Bodens, welche zu angestrengter Arbeit zwingt, die Gefahren der Meerfischerei, so wie der lange Kampf der Nationalitäten haben den Pommern einen ernsten Charakter, zähe Ausdauer und einen kräftigen Körperbau verliehen; aber die Armuth des Leibeigenen war ein Hinderniß für seine geistige Entwickelung, und so steht denn diese Provinz den übrigen in mancher Hinsicht nach. Die Masse des Volks hängt heute noch sehr an dem Althergebrachten. Dort aber, wo für unser Fortschrittsleben die alte Weise nicht mehr ausreicht, oder wo die zum Berufe nothwenthigste Bildung fehlt, da werden gemeinlich auch Industrie und veredelnde Beschäftigungen wenig gepflegt, zumal hier, wo der Städte wenige sind und der Adel auf seinen abgeschiedenen Dörfern und Herrenhäusern nicht selten einseitig blieb, so daß er die ihm ungewohnten Verhältnisse der Gegenwart verkennt. Bei alledem aber haben die Pommern den ehrenvollen Ruf sich erhalten, wehrhaft für ihr Recht zu streiten, treu zum Könige in Gefahr und Noth zu halten, und mit ihren Zuständen zufrieden zu sein. Es sind dies uralte Charakterzüge der Pommern; denn die alten Rugier gingen stets bewaffnet, sogar in die Kirche, und pflegten zu sagen: „Dat walte Got un en kolt Isen!" und ein Sprichwort lautet: „Es ist kein Edelmann oder Bauer so schlecht, daß er sein Wort nicht selbst redete, und daß er nicht sein Landrecht wissen sollte." Die blauen Augen und blonden Haare, die breitschulterige Gestalt und die scharfen Züge lassen auf Entschlossenheit, festen Willen und ruhiges Selbstvertrauen schließen.

Es werden im Lande zwei plattdeutsche Dialekte geredet; in Sitte und Tracht herrscht aber große Mannichfaltigkeit, die zum Theil von der Verschiedenheit der Lebensweise bedingt ist, zum Theil aber auch von der gesellschaftlichen Stellung der Stände; denn die Dorfbewohner scheiden sich streng in Doppelhüfner, Vollbauern, Halbbauern, Käther oder Kossathen und in besitzlose Instleute oder Insten oder Einlieger. Auf Rügen wiederholt sich

dies im Kleinen. Der Rugier ist untersetzt und stämmig, der Hiddenser Fischer schlank und hellblond, dem die Seemannskleidung wohl ansteht, der ackerbauende Ummanzer ist hoch geschossen; der Mönch- oder Mönkguter aber hat seine Eigenthümlichkeiten am treuesten bewahrt, da er nur aus seinem Stamme zu heirathen und am Alten fest zu halten gewohnt ist: er ist hoch und kräftig gewachsen, hat scharf gezeichnete Züge, eine gebogene Nase, gelbe Gesichtsfarbe, ist fromm und fleißig, und lebt mit seinen Genossen in herzlichster Eintracht.

Die Männer auf Mönchgut bekleiden sich mit einer weiten schwarzen Jacke aus selbstgewebtem Drillich, die mit schwarzen Hornknöpfen oder mit Knöpfen aus Kokosnußschale besetzt ist. Zum Schutz der Füße zieht man zwei Paar Hosen über einander, und trägt über diesen noch eine weite weißlinnene Fischerhose, die nur bis auf die Wade reicht und gewissermaßen die Arbeitsschürze vertritt. Bei festlichen Gelegenheiten vertauscht man diese weiße Ueberhose mit einer flatternden schwarzen, wogegen man bei der Feldarbeit und im Sommer eine weiße Linnenjacke und noch ein weißlinnenes Ueberhemd über die übrige Kleidung zieht, die Füße in braun- oder schwarzwollene Strümpfe und Senkelschuhe steckt, und den Kopf mit einem runden Hute bedeckt, dessen breiter Rand niederhängt.

Viel reicher ist die Kleidung der Frauen. „Den Kopf bedeckt ein weißes leinenes Mützchen, darüber erhebt sich eine schwarze, kegelförmig zulaufende Mütze, die dick mit Wolle gefüttert wird und tief bis auf die Stirn reicht; doch tragen Ehefrauen von vorn nach hinten über die Mützenspitze ein breites schwarzseidenes Band als Abzeichen ihres Standes. Auf dieser Kegelmütze sitzt nun noch ein Strohhut. Das Hemd der Mönchguterin hat keine Aermel, deshalb zieht sie über dasselbe ein kurzes Ueberhemd mit Aermeln von feinerer Leinwand; wogegen der Brustlatz aus selbstverfertigtem buntgestreiftem Wollenzeug besteht, oben mit einem blauen oder grünen Bande besetzt und mit gleichfarbigem schmalem Bande kreuzweise zugeschnürt ist. Bei feierlichen Gelegenheiten ist der Brustlatz nie sichtbar, und wenn die Mönchguterin sich putzen will, so macht sie den Brustlatz aus rothem Seidenzeug und besetzt ihn mit breiten Gold- oder Silberspitzen. Die Braut trägt als Abzeichen eine blauleinene Schürze mit blauen Bändern, außerdem einen bunten Hochzeitslatz vor der Brust, der über dem zusammengehakten Kamisol an seinen vier Ecken befestigt ist. Doch auch hier werden die Kleidungsstücke doppelt und dreifach getragen, denn unter dem dichten weißen, gestreiften Halstuche trägt die Braut noch ein buntes Busentuch, welches am Halse ein wenig unter dem Halstuche hervorsieht, worauf über Tücher und Brustlatz das schwarze Kamisol gelegt, oder die Jope, die oben herum mit breitem schwarzseidenem Bande eingefaßt ist, über der Brust zugehakt und die weiße gestärkte Schürze darüber vorgebunden wird. Geht die Mönchguterin zum Abendmahl, zur Trauung oder Taufe, so trägt sie eine schwarzwollene Schürze, die mit schwarzen Seidenbändern besetzt ist, und hüllt sich in ein faltenreiches schwarzes Mäntelchen, dem aber die Aermel fehlen, und welches nur bis knapp über die Taille reicht, jedoch mit schweren Atlasbändern mehrfach besetzt wird.

„Um den Leib herum läuft am schwarzen Mieder eine dicke, mit Heu ausgestopfte Wulst von Leinwand, welche den vielgefalteten schwarzen Rock trägt und ihn vom Leibe abstehen macht. Die Strümpfe sehen hochroth oder blau aus; die Schuhe sind plump, haben hohe Absätze und werden mit ledernen Riemen (Senkeln) fest geschnürt. Bei Trauer tragen die Frauen schwarze Strümpfe, ziehen über die Mütze ein weißes gestreiftes Tuch, welches im Nacken mit vielen Falten zusammengesteckt wird. Die beiden Enden desselben, die im Kreuz mit schwarzer Seide benäht sind, liegen in Fächergestalt über dem Rücken, und dabei ist noch ein bunt ausgenähter Streif von dichter, feiner, weißer, gestreifter und geplätteter Leinwand bemerkbar, der von der schwarzen Mütze vorsteht und das Gesicht so umschließt, daß nichts vom Haupthaar sichtbar ist."

Absonderlich wie diese steifen Trachten sind auch die Wohnungen der Mönchguter; denn die ungedielten, engen Wohnstuben („Dünsen") sind so niedrig, daß der hochgewachsene Mann kaum aufrecht zwischen den Balken stehen kann. Einen Theil der Stube nimmt das hochgepolsterte Ehebett ein, zu dessen Ende die Betten der Kinder befindlich sind, und außerdem stehen in der Dünse noch der unentbehrliche Milchschrank, der Eßtisch, Bänke und der altväterliche Webstuhl, auf welchem sich der Hausvater seinen Bedarf an Leinwand aus dem Gespinnst der Frau und Töchter selbst verfertigt. Jedes Haus hat ein besonderes Wahrzeichen, welches zugleich als Handzeichen statt Namensunterschrift und Bezeichnung des Eigenthums vom Hausvater benutzt wird und die Gestalt eines Kreuzes, Dreiecks, eines Ankers u. s. w. hat.


Mönchguter Familie am Strande.

„Außer der germanisirten Bevölkerung lebt in dem Ostzipfel der Provinz Pommern im Regierungs-Bezirk Köslin bei Stolpe eine kleine Anzahl slavischer Kassuben, welche viel von ihrer uralten Stammeigenthümlichkeit bewahrt haben. Sie wohnen in dem nördlichen Theile von Pomerellen, jenem lieblichen Berglande zwischen der Weichsel, Brahe, Kamionka und Ostsee, dessen wir schon bei Danzig gedachten. Die Kassuben sprechen einen polnischen Dialekt, und sind in Pommern Protestanten, in Westpreußen Katholiken. Sie

sind zwar nicht sehr groß, aber muskulös, kräftig, voll Ausdauer, jedoch ungeschickt und plump. Geistig gelten sie für wenig entwickelt, halten daher am Hergebrachten fest und haben für Kenntnisse wenig Sinn. Der Kassube kleidet sich noch streng nach der alten Vorfahren Weise; denn er trägt weite, weiße Linnenhosen und eine kurze, eng zugeknöpfte Jacke, über die er im Winter und bei Regenwetter einen blauen Mantel aus selbstgewebtem Wollenzeug zieht, der ihm bis an die Waden hinab reicht. Die derben Stiefeln sind mit weiten Schäften versehen und die Sohlen mit Eisennägeln dicht beschlagen. Eine runde oder viereckige Mütze aus Schafspelz bedeckt den Kopf, wird aber nicht blos im Winter, sondern auch in den heißen Sommermonaten getragen. Hat der Kassube einen Feiertag zu feiern, so holt er den Feststaat aus der hölzernen Lade oder Truhe, die er, gleich dem mitteldeutschen Bauer, mit buntfarbigen Blumen und Vögeln bemalen läßt, und die als Familienerbstück von Geschlecht auf Geschlecht übergeht. Seine Schenkel und Beine kleidet er in ein schwarzsammetnes weites Beinkleid, welches an den Schenkeln und der Außenseite des Beines mit weißen knöchernen oder silbernen Knöpfen besetzt ist, bis ans Knie reicht und über den Hüften durch einen Gürtel oder durch einen großen Knopf zusammengehalten wird. Am Knie hängt diese weite Hose oft in großen Bauschen herunter, wie etwa beim Altenburger, wogegen weiße Strümpfe und leichte Schuhe mit silbernen Schnallen den Fuß vom Knie ab schmücken. Den obern Körpertheil birgt ein weites Wamms, das bis auf die Hüften reicht, von blauem Tuche gemacht und an den Seiten mit Taschen und Klappen darüber versehen ist. Zu beiden Seiten von der Achsel bis zu unten an das Hüftende blitzt der Wamms von Metallknöpfen, die in dichter Reihe neben einander aufgenäht wurden. Reiche Kassuben lassen sich diese Knöpfe sogar aus Silber machen. Den ganzen Festanzug vollendet das bunte wollene oder schwarze seidene Halstuch und der spitze schwarze Filzhut mit der silbernen Schnalle am breiten schwarzen Rande."

„Der Frauenanzug ist an Fest- und Werktagen von demselben Schnitt, und unterscheidet sich nur durch die Wahl der Stoffe. Der rothe Alltagsrock reicht bis zur Wade und ist von einer blauen, ausgezackten, handbreiten Borde eingefaßt; eine Jacke mit weiten Aermeln, eine Schürze aus buntem oder rothem Kattun, die bis auf die Füße reicht und mit den beiden Enden hinten über einander geschlagen wird, eine reichlich ausgestopfte, spitzenlose Sammetmütze über dem schön glänzenden schwarzen Haare, Strümpfe und Schuhe vollenden den Anzug. Die westpreußischen Kassubinnen tragen eine rothe, auf Pappe geklebte Mütze mit golddurchwirkten Bändern und einem darum geschlungenen buntseidenen Tuche, dessen Schleife auf der Stirn liegt, und außerdem eine noch längere rothe Schürze."

Der Kassube wohnt ärmlich in einem kleinen Hause mit Lehmwänden, kleinen Fenstern, trüben Scheiben und einem Strohdach, dessen Lücken mit Tannenzweigen gefüllt werden. Ist dem Kassuben dieser Bau zu theuer, so gräbt er sich am Abhange eines Hügels einige Räume aus, zimmert sie mit

Brettern und Balken aus, bedeckt sie statt des Daches mit Baumstämmen, über die er Fichtenzweige, Erde und Rasen legt, und benutzt diese Erdhöhle als Wohnung. Behaglich grast auf dem Dache, welches Stube und Stall bedeckt, die eben nur einen einzigen Raum bilden, die unruhige Ziege, die auch wol in den Stubenraum dringt, dessen Boden aus festgeschlagenem Lehm besteht und dessen ganzes Hausgeräth ein unangestrichener Holztisch, weiße Stühle, eine Ofenbank und einige buntgemalte Kisten bilden. Vornehmere besitzen einen Spind mit einigen bunten irdenen Gefäßen, während grell bunte Töpfe und anderes Geschirr an den Nägeln unter der niedrigen Decke hängen, bunte Bilderbogen mit Portraits, Heiligenbildern oder Kriegsscenen die Wände schmücken, und ein Myrthenbäumchen und eine Monatsrose im Fenster grünen. Hinter dem gewaltigen Ofen aus Ziegeln oder ungebrannten Lehmstücken befindet sich ein stilles Plätzchen zum träumerischen Nichtsthun, und das Kinderbett wird so geräumig eingerichtet, daß sechs Kinder darin Platz haben. Freilich müssen sie sich dann mit möglichster Raumersparniß einrichten, indem an jedem Bettende drei Kinder mit dem Kopfe liegen, so daß in der Mitte die zwölf Beine der sechs kassubischen Sprößlinge sich zu einem Rendezvous zusammenfinden.

In seinen Bedürfnissen ist der Kassube sehr bescheiden: ein dicker Erbsenbrei geht ihm über Alles; außerdem genießt er seine Graupen (Pitschke genannt), Kartoffeln, Wrucken mit Heringen und Mus aus Roggen, welcher auf der Handmühle zu grobem Schrote gemahlen wird. Fleisch gehört zu den hohen Festtagsgerichten; doch pflegt der Kassube dann auch seinen Vorrath an Schweinefleisch mit einem Male aufzuzehren, wobei er sich, um auszuruhen, inzwischen einige Male schlafen legt. Im Winter ißt der Kassube nur zwei Mal, früh 10 Uhr und Abends 7 Uhr. Jedes Familienmitglied hat seinen eigenen hölzernen Löffel, den es sich selbst schnitzt, stets in der Tasche bei sich trägt und selbst zum Schmause mitbringen muß. Schöne Löffel sind Familienstücke. Wie leicht zu vermuthen ist, erhalten diese Löffel fast die Größe einer Kelle; dagegen entbehrt der Kassube des Messers und der Gabel, da im Nothfall Finger und Zähne deren Stelle ersetzen. Für Sparsamkeit hat er wenig Sinn; so lange er besitzt, lebt er herrlich und in Freuden; ist der Vorrath aufgezehrt, so darbt er mit tapferem Gleichmuth. Waschen und Kleiderausziehen beim Zubettlegen sind dem Kassuben widerwärtige Neuerungen, so daß Manche zeitlebens den Jugendschmuz am Körper tragen. Kinder gehen mehr oder minder nackt, und in der selten ausgekehrten und mit Tannenzweigen bestreuten Stube leben Menschen, Schweine, Hühner und Gänse in traulicher Gemeinschaft. Der Hahn hat seinen Prophetensitz nicht selten über dem Bett des Kassuben genommen, der sich aber dadurch nicht zu früh aus den Federn treiben läßt, sondern noch eine Zeit lang gähnend und des Nachbars Wand durch's Fenster gedankenlos anstarrend im warmen Bette sich streckt und dehnt, ehe er aufsteht und an die Tagesarbeit geht. Auf ähnliche Weise beschließt er den Tag; denn wenn das Abendbrod verzehrt und der Löffel geputzt ist, sitzt er eine Zeit lang mit bedecktem Haupt auf der Ofenbank, schaut den

Frauen und Mädchen zu, die beim qualmenden Kienspan plaudernd und singend die Spindel drehen, worauf er langsam sich erhebt und ins Bett kriecht. Nur bei Festlichkeiten legt der Kassube sein Phlegma ab: dann tanzt und jubelt er bis tief in die Nacht hinein, stürzt ein Branntweinglas nach dem andern hinter und entbehrt das Hauptvergnügen einer tüchtigen Prügelei nur ungern. Bei Hochzeiten ladet der Platzmeister, der hoch auf reich bebändertem Pferde sitzt, die Gäste ein, wobei er in die Stube hineinreitet und bei der Trauung mit der Branntweinflasche dem Zuge jubelnd voranjagt. Nach dem Brauttanze, den er auch zu leiten hat, setzt er die Braut, deren Kopf mit Myrthen und Rosen besteckt ist, mit verbundenen Augen auf einen Stuhl, giebt ihr in die eine Hand einen Teller, in die andere eine Branntweinflasche, damit die Gäste der Reihe nach herantreten, einen Schluck aus der Flasche thun und ein Geldstück mit den Worten: „Das ist meine!" auf den Teller werfen. Haben Alle getrunken und bezahlt, so fallen die Weiber über die Braut her, schleppen sie mit dem Teller in eine Kammer und zählen das Gesammelte. — Bei Begräbnissen versammeln sich die Verwandten am Abend vor dem Begräbnißtage, singen bis in die Nacht geistliche Lieder, erscheinen beim Todten früh 7 Uhr wieder, und singen unermüdlich bis 2 Uhr Nachmittag, worauf sie Erbsenbrei essen und Branntwein trinken, um unter Gesang endlich die Leiche zu Grabe zu geleiten. Denn je mehr sie singen, um so seliger wird der Verstorbene nach ihrer Meinung.

Uraltes hat sich noch in den Dörfern Jamund und Labus bei Köslin erhalten, so daß die Bewohner derselben wie uniformirt aussehen, da sie einerlei Tracht tragen, besonders des Sonntags. Die Ueberröcke der Männer reichen bis ans Knie, sind von schwarzem Tuch, ohne Kragen und Knöpfe, dafür mit einer Reihe Haken und Oesen versehen; darunter tragen sie eine Weste (Brustlatz) von buntgestreiftem Zeug mit Knöpfen und blauer Bandeinfassung. Sie geht bis über die Hüften, hat Schöße mit Taschen und darüber einen dreieckigen Aufschlag. Bei kalter Witterung zieht man unter diese Weste eine weiße Tuchjacke. Die Beinkleider sind unter dem Knie mit buntem Band festgebunden, so daß man zwischen ihnen und den hohen Stiefeln einen Streifen der schwarzwollenen Strümpfe sieht. Die Stiefeln krempelt man oben um, und vertauscht sie an Festtagen mit Schuhen. Eine schwarze Pudelmütze oder ein runder, bei alten Leuten ein dreieckiger Hut bedeckt den Kopf, an Arbeitstagen eine rothe Scharlachmütze mit schwarzem Pelzbesatz (bei Kindern eine buntgestreifte Mütze mit einer Einfassung von rothem oder blauem Band). Ein dunkelblaues Futterhemd ohne Kragen, Taschen und Falten, aber mit Knöpfen oder Nesteln und mit rothem Fries gefüttert, vollendet den Anzug. Die Frauen schmücken den Kopf mit einer schwarzen, achteckigen Mütze mit tief herabhängenden Backenstreifen. Sie ist mit Grauwerk verbrämt, und darunter schimmert die leinene weiße Haube und Stirnbinde, wogegen die dreisträhligen Haarzöpfe bis auf die Hüften herabhängen. Ein steifer Hemdkragen dagegen legt sich um den Hals, und ein schwarzes Mäntelchen deckt das Kamisol von schwarzem Zeug

und mit abstehenden Schößen. Das weite Sommerkamisol ist weiß und ohne Schöße. Mädchen tragen keine Mütze, sondern über der Binde ein Gestell von weißer Leinwand, Plünden genannt, kleine Mädchen bunte Tressenmützen oder breite, über die Zöpfe herabhängende schwarze Bänder, einen buntgestreiften Schnürleib, einen Brustlatz mit Goldtressen, braunrothe Strümpfe, Schuhe mit hohen Hacken und 5—6 bunte Röcke über einander, von denen der oberste der kürzeste ist, und die an einer Wulst um die Hüften befestigt sind. Leidtragende verhüllen fast ihre ganze Gestalt bis unter die Hüften in einen schwarzen Ueberwurf (Heuken). Eine Braut schmückt sich dagegen mit einem Leibgürtel, der mit Gold- und Silbertressen besetzt ist, mit einem schimmernden Halsband, mit steifem, faltigem Halskragen, kurzem Tuchmantel, gestickten Lederhandschuhen, einer goldenen Kette (Geschenk der verwittweten Kaiserin von Rußland) und der Brautkrone (Peil), d. h. einem Metallbügel von Handbreite, über den sich andere Bügel erheben, die alle mit Flittern und Zierrath bedeckt sind.

In Jamund haben sich außer Hochzeitsgebräuchen auch noch die Gilden erhalten, welche im Frühjahr nach beendeter Saatzeit von Männern gefeiert werden. Sie werden in drei Höfen, die alljährlich wechseln, gefeiert und beginnen Mittwochs Nachmittag 2 Uhr, indem sich in jedem Hofe 12 Familien versammeln. Im Vorhause tanzen Knechte und Mägde, drinnen aber plaudern die Hausväter, und essen Weizenbrod und Butter. Der Tanz dauert bis in die Nacht; am folgenden Tag früh erhält die Gesellschaft ein reichliches Frühstück, und Nachmittags ein starkes Bier. Die Schmauserei wird bis Sonnabend Abend fortgesetzt, doch darf der Gildenwirth dafür auch 3 Fuder Heu von der Gildenwiese heimfahren. Die Jamunder halten aber nicht blos bei Festen nachbarlich zusammen, sondern helfen einander auch bei der Arbeit; denn will Jemand bauen, so stellt jeder Hauswirth einen Arbeiter, fährt zwei Stücken Bauholz und giebt 25 Dachschöfe dazu, wofür die jungen Leute zwei Abende freien Tanz und Bier erhalten.

Noch manche alterthümliche Sitten und Gebräuche haben sich in Pommern erhalten. In Vorpommern schenken sich die Verlobten gegenseitig ein Gesangbuch. Hochzeitbitter sind bei großen Hochzeiten noch immer unentbehrlich, da sie mit Reimsprüchen die Gäste einladen und beim Feste unterhalten müssen. Bei den Wittowern sitzt der Bräutigam am Frauentisch, die Braut dagegen unter den Männern, und der Festgeber erhält von der Braut das Brautfaß, welches sie selbst aus Tannenzweigen flocht, mit Fähnchen, vergoldeten Aepfeln und Lichtern schmückte und dem sie die Gestalt einer Krone oder eines Schiffes gab. In Mönchgut richten die beiden Schwiegerväter die Hochzeit auf gemeinsame Kosten aus, jeder Schwiegervater geht mit seinen Gästen in geordnetem Zuge nach dem Kirchhofe, wo beide Parteien sich vereinigen, um nach der Trauung den Hochzeitschmaus zu feiern. Die Männer begeben sich in das Festhaus, die Braut mit den Frauen in das „Warmbierhaus", wo sie Warmbier trinken, bis man gegen Abend vor der Thür einen Pistolenknall hört, und der „Schenker" mit einer Kanne Bier („Krooß") eintritt, sie zum Trunke

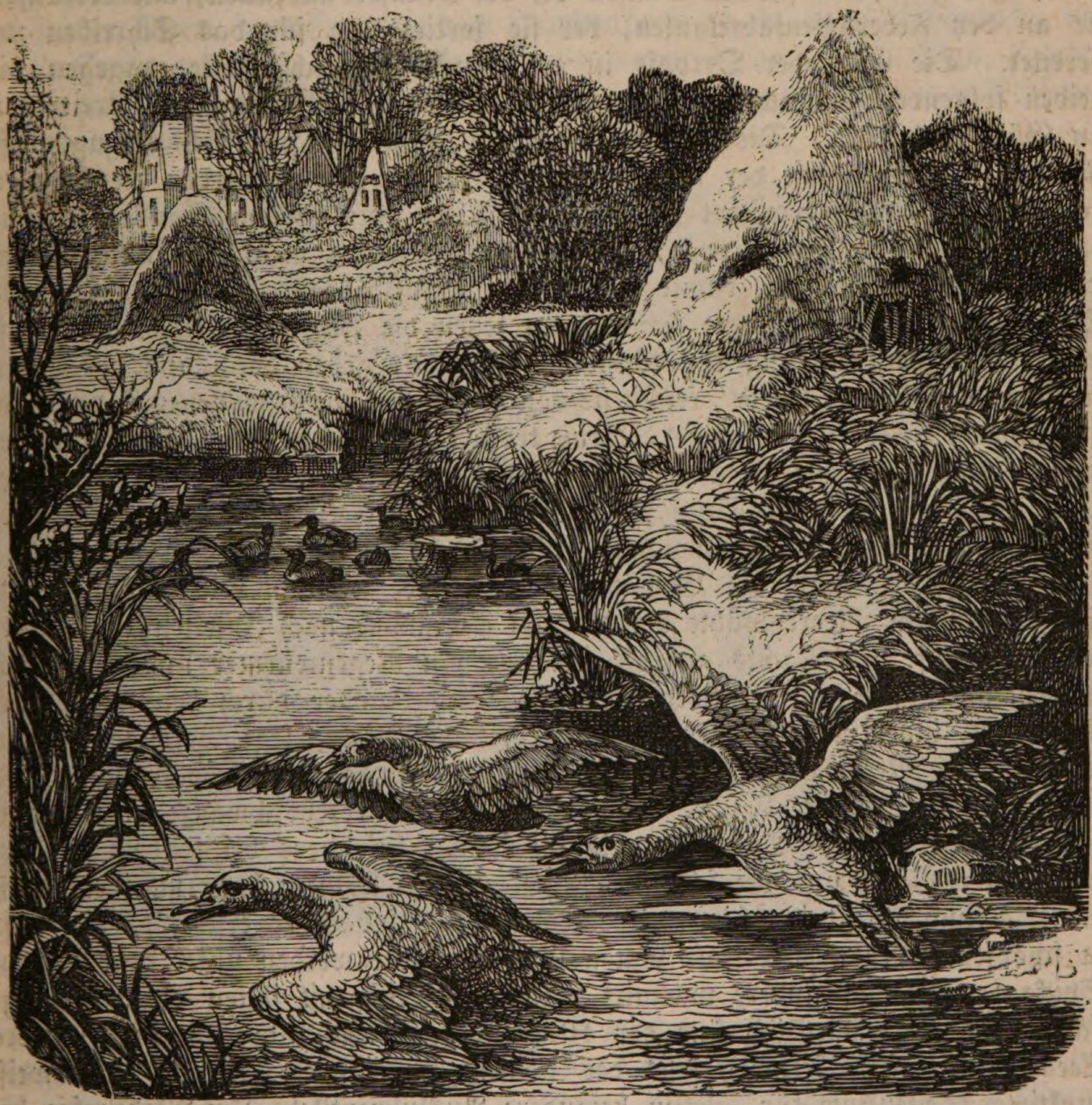
herumreicht, und die Frauen zum Hochzeithause geleitet, wo gegessen, getrunken, getanzt und früh ein christliches Morgenlied vor der Brautkammer gesungen wird. Nicht minder festlich wird auf Rügen das Erntefest begangen, indem beim „Ährenkollaatsch" dem Gutsherrn mit Sang und Klang der Erntekranz gebracht und von einer Magd mit Reimsprüchen überreicht wird. Gewöhnlich giebt der Gutsherr dafür ein Abendessen von Milchreis („Bindelgrütze") oder ein „Streichelbier", wobei getanzt wird, bei guten Zeiten aber eine Art Kirmeß als „Ährenkollaatsch", wobei er mit dem Erntekranz in der Hand mit seiner Frau den Tanz eröffnet. Zu Johannis feiert man hier und da noch das Tonnenabschlagen, indem bunt aufgeputzte Burschen im Galopp zwischen zwei Pfählen durchsprengen, zwischen denen eine mit Birkenzweigen umwundene Theertonne aufgehängt ist. Nach dieser schlägt jeder mit einem Knittel, und wer das letzte Stück abschlägt, wird Tonnenkönig, muß aber schnell weiter sprengen, damit er zuerst zu dem mit Schiffsflaggen und Birkenzweigen geschmückten Kruge kommt, weil er sonst die ganze Gesellschaft freihalten muß.

Die stille Abgeschiedenheit, in welcher Pommern liegt, die Nähe des Meeres mit seinen Wundern haben in Pommern manchen Aberglauben erhalten, welcher beweist, daß das Volk viel poetische Erfindungsgabe besitzt. Wind und Welle sind demgemäß Personen, die man beleidigen, aber auch gnädig stimmen kann: durch Pfeifen lockt und verstärkt man den Wind, oder man lockt ihn mit den Schmeichelworten: „Kumm, old Brödecken!" oder „Kumm, olle Junge!" oder man ruft: „Kuhl up, oll Vader!" Durch Nähen und Flicken heftet man den Sturm am Schiffe fest; über Bord geworfene Kohlen erregen Sturm, ein stumpfer Besen, über Bord geworfen, beschwichtigt ihn u. s. w. Jedes Schiff hat als Schutzgeist einen Kalfater oder Klabatermann; Seejungfern bringen dem Fischer am Haff und Papenwasser Segen, und nicht wenige Küstenbewohner rühmen sich der Gabe des „zweiten Gesichts" oder des „Wafelns", denn sie sehen nicht allein Unglück voraus, sondern auch am Ostermorgen in der Tiefe deutlich die versunkenen Städte Vineta und Julin, während Andere Diebe bannen können, Blut versprechen u. s. w.

Wie bereits oben erwähnt wurde, bilden Ackerbau und Fischfang die Hauptbeschäftigung der Bewohner Pommerns; doch bricht man an einigen Orten auch Kalk- und bei Kammin gar Sandsteine, gräbt in Hinterpommern Bernstein, benutzt einige Salz- und Mineralquellen, gräbt Torf, fällt, flößt und bearbeitet Holz, und schmelzt auf Hüttenwerken den Raseneisenstein. Außerdem werden Damaste gewebt, Wolle verarbeitet und Zucker aus Runkelrüben bereitet. Eigenthümlich sind der Provinz jedoch die Gänsezucht, der Fang einiger Fischarten und die großartigen Schiffswerfte.

Auf den Angern und Wiesen, auf den Flüssen und Seen Pommerns lärmt und schnattert es von zahlreichen Gänseherden, welche bei der reichlichen Grasweide und den Fischüberresten fett werden. Nachdem die junge Gans in den ersten Wochen mit gehackten Disteln und Schrot genährt ist, sucht sie sich selbst ihre Nahrung, worauf sie im Herbste durch Hafer und Kleie selten

braucht gemästet zu werden. Um die geschlachteten Gänse versenden zu können, werden Brust und Keulen 8 Tage in Salz und Salpeter gelegt, in eine Papierdüte geschlagen und 8 Tage in schwachem Rauche aufgehängt, worauf man sie versendet. Doch salzt, räuchert und preßt man auch ganze Gänse, um sie als Preßgänse zu verkaufen. Da man in Pommern die Gänse nie



Pommer'sche Gänse.

rupft, so werden sie sehr groß, denn die Erneuerung der ausgerupften Federn hält sie im Wachsthum auf. Dagegen sammeln die Hirten sorgfältig die Federn, welche den Gänsen bei der Mauser ausfallen, und verkaufen sie an den Kaufmann, welcher die Federn sortirt und neben einem Ofen trocknet, damit die Feuchtigkeit und das übelriechende Fett beseitigt werden, worauf die Federn selbst gerissen oder geschlissen werden. Da eine Gans etwa $1/4$ Pfd.

Federn giebt, zu einem Bett aber 40 Pfd. Federn erforderlich sind, so kann man daraus leicht berechnen, wie viel Millionen Gänse ihre Federn hergeben müssen, ehe nur die Bewohner einer großen Stadt mit Betten sich versehen können. Nicht minder nützlich sind die langen Federposen, Kiele oder Spulen, deren die Gans in jedem Flügel nur fünf hat. Hirten und Bauern sammeln sie im Frühjahr, wo sie den Gänsen bei der Mauser ausfallen, und verkaufen sie an den Federposenfabrikanten, der sie sortirt und für das Schreiben zubereitet. Die Eck- oder Ortpose ist die kürzeste und schlechteste, dagegen die beiden folgenden Schlachtposen die besten, denen die übrigen zwei Breitposen an Güte nachstehen. Die Federn des linken Flügels eignen sich vorzugsweise für das Schreiben mit der rechten Hand. In der Fabrik werden die Spulen gezogen, d. h. man erwärmt sie in heißer Asche oder heißem Sande, legt sie dann zwischen wollene Lappen, und zieht die Spulen mehrmals unter einem stumpfen Messer durch, damit die äußere Haut abgestreift wird und helle Streifen erscheinen. Andere Fabrikanten setzen die Federn in einem verschlossenen Kessel der Wirkung der Wasserdämpfe aus, ziehen dann aus der unten geöffneten Feder „die Seele", reiben sie von außen mit einem wollenen Lappen ab, und lassen die Federn in mäßiger Wärme trocken und hart werden. Hierauf sortirt man sie nach der Schwere, wobei man sich besonderer Wagen bedient, und bindet sie in Bündel von je 25 Stück, indem man sie durch ein besonderes Räderwerk mit Bindfaden oder Band umwickelt, dessen Farbe die Güte der Sorte anzeigt.

An Fischen sind die Gewässer Pommerns ziemlich reich. In Seen, Flüssen und im Meere wühlt der Aal im Schlamme nach Insekten und Würmern, schlüpft des Nachts auf die Wiesen, um Regenwürmer und Schnecken zu erhaschen, und wird entweder durch die Angel oder durch besondere Vorrichtungen, indem man Reusen zwischen verzäunte Pfähle legt, gefangen, wenn er aus dem Meere in die Flüsse gehen will, besonders bei Swinemünde und im Oderbruch. Kleine Fische, Regenwürmer, rohe Krebsschwänze u. a. locken ihn als Köder an die Angel oder in die Reuse, besonders bei trübem Wasser, in finsterer Nacht und bei schwülem Wetter. Im Winter haut man ein Loch ins Eis und erlegt ihn hier mit einem Speer, sobald er erscheint, um Luft zu schöpfen. Geräucherte Aale von goldgelber Farbe werden unter dem Namen Spickaal versandt; andere marinirt man und treibt mit ihnen einen einträglichen Handel; namentlich sind der 10 Fuß lange und 30—70 Pfd. schwere Seeal mit weißen Flecken, wie der kleinere schwärzliche Flußaal mit weiß punktirter Seitenlinie für Stettin besondere Ausfuhrartikel. Im Madumsee bei Stargardt fängt man auch die braun und gelb marmorirte, 3 Fuß lange Muräne, an der Küste und in den Flüssen Lachse und Alsen, eine Heringsart. Der Fang der Seekrebse oder Hummern, der an den norwegischen und schwedischen Küsten eine Menge Hände beschäftigt, wird an den pommer'schen Gestaden der Ostsee bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolge betrieben. Der dunkelbraun marmorirte Hummer hat am vordern Fußpaare zwei gewaltige Scheren, von denen die linke inwendig sogar noch starke Höckerzähne hat; aber weder sein Panzer,

noch seine Größe, die $1\frac{1}{2}$ Fuß mißt, schützen ihn vor des Menschen Nachstellung. Engländer und Holländer allein holen jährlich an 60,000 Hummern von der norwegischen Küste, die sie lebendig heimbringen, weil sie den untersten Schiffboden, auf welchem die Hummern mit zusammengebundenen Scheren aufbewahrt werden, mit Löchern versehen und dem Seewasser Zugang gewährt haben. Der Hummerfänger wadet mit gewaltigen Wasserstiefeln ins seichte Meer, bewaffnet mit dem Hummerkorbe, d. h. einer Fischerreuse, in die Lockspeise gelegt ist. Der leckere Krebs kommt heran, will naschen, kriecht in den Korb und ist gefangen, so daß der Fischer nur die Mühe des Reusenstellens und Ausnehmens hat.



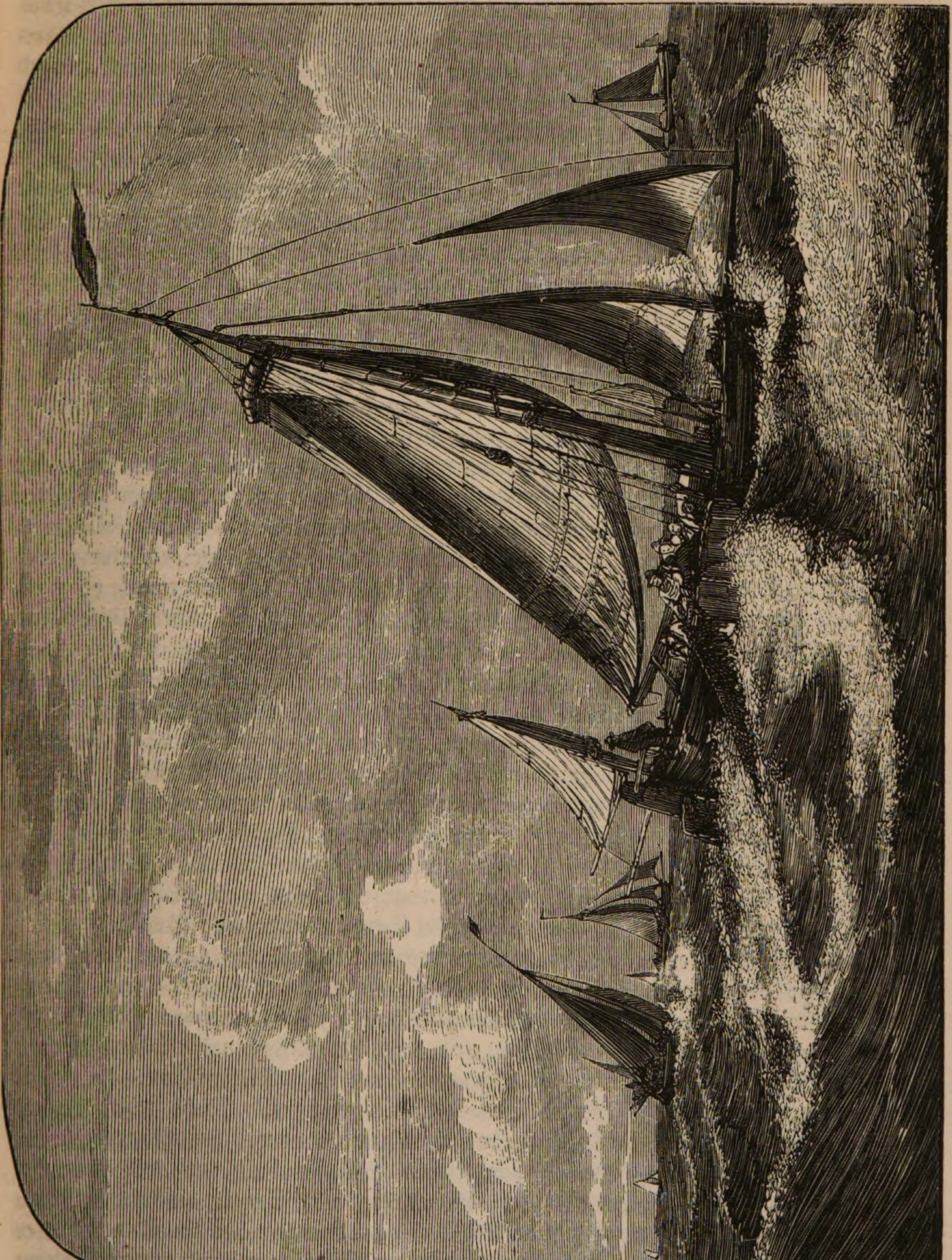
Der Hummerfang.

Am großartigsten gestaltet sich indeß an der pommer'schen Küste und auf Rügen der Fang der Heringe, welche in der Ostsee Strömlinge genannt werden. Der Hering bewohnt in unzählbarer Menge bekanntlich die nördlichen Meere, besonders aber die Nordsee, und erscheint auch in der Ostsee. Sein Fang war für Holland, England und Norwegen so lohnend, daß jene Länder ihren Wohlstand zum Theil diesem Fische verdanken. Obgleich nun seitdem sich die Verhältnisse geändert haben, so ist der Heringsfang doch für die Fischer jener Küsten das, was im Binnenlande dem Landmann die Ernte ist. Denn der Hering vermehrt sich außerordentlich, und legt jährlich 3—4 Mal in den Schlamm des Küstensaumes seine Eier, d. h. er laicht. Zu dieser Zeit steigen

die Heringe in unabsehbarer Menge aus dem Meeresgrunde empor und ziehen in meilenlangem und meilenbreitem Zuge nach der Küste. Schaaren von Seevögeln umschwärmen schreiend diesen Zug, Raubfische folgen ihm, und der Fischer am Strande freut sich dieser Anzeichen; denn bald sieht er das Meer bis in die Ferne rieseln und schillern von den blinkenden Schuppen der Heringe, die dicht gedrängt und oft fußtief über einander ruhig dem Lande zuschwimmen. Das ganze Fischerdorf geräth in Bewegung, selbst das Gotteshaus leert sich plötzlich, wenn die Ankunft der Heringe angezeigt wird. Die Boote liegen bereits segelfertig da, die Netze sind zur Hand, die Männer springen in die Fahrzeuge und rudern den sorglos nahenden Fischen entgegen, während Weiber und Kinder sich auf den Empfang und die Zubereitung der Beute vorbereiten. Salztonnen und lange Tafeln, allerlei Geräth und Kasten werden herbeigeschafft, Kienholz in Häufchen gelegt, Wachholder zugeschleppt, damit der Fisch geschlachtet, gesalzen und geräuchert werde.

Siehe, wie das glatte Meer in der Ferne sich kräuselt, und wie dieser Riesel langsam heranschwimmt, wie es blitzt und blinkt wie von Millionen Edelsteinen! Der Zug kommt näher, und schon wimmelt es, so weit das Auge reicht, von Heringsrücken. Bereits stehen aber auch die Fischer mit ihren Stellnetzen oder Manzen auf ihren Posten. Die Manzen sind 36 Klaftern lang und $1\frac{1}{2}$ Klaftern tief, und die Maschen so weit, daß bei straff gezogenem Netze 14—16 Knoten auf einen rheinländischen Fuß gehen. Oben hat man das Netz mit einer Leine durchzogen oder „geschüttet", welche nur 24 Klaftern lang ist und an deren einer Seite Holzklötzchen, „Flotten" oder „Fleeden" genannt, auf der andern Steine befestigt sind, so daß man das Netz flacher oder tiefer stellen kann, je nachdem der Hering geht, der besonders in mondhellen Nächten tiefer schwimmt. Indem die Trageflotten nach oben, die Steine nach unten ziehen, spannt sich das Netz wie eine Mauer aus, so daß es dem Hering die engen Maschen entgegenstellt, in denen er hängen bleibt. Andere Fischer bedienen sich eines Zuggarnes, welches an einer bis 500 Klaftern langen Leine befestigt wird. Ein Fischer fährt mit dem einen Ende derselben hinaus auf's Meer, kehrt im Bogen nach dem Lande zurück, und zieht nun im Verein mit seinen Genossen das sackartig zusammengezogene Garn ans Land.

Sobald der Hering aus dem Wasser gezogen wird, stirbt er und geht schnell in Verwesung über. Deshalb wird er sofort gekehlt, d. h. ihm der Bauch der Länge nach aufgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen und das geronnene Blut entfernt. Nun empfängt der Salzer den Fisch, um diesen mit Lake zu besprengen oder ihn mit Salz zu bestreuen, damit er sich hält, bis er ordentlich in Tonnen kann verpackt werden. Zuerst wird deren Boden mit Salz besprengt, worauf man die Fische, mit dem Rücken nach unten, lagenweise dergestalt verpackt, daß die folgende Lage kreuzweise über die untere zu liegen kommt und jede Lage wieder mit Salz bestreut wird. Doch dürfen die Heringe nicht zu enge an einander liegen, damit sie sich nicht drücken, noch die Lake gehindert wird, jeden einzelnen Fisch zu benetzen. Ist die Tonne



Auf dem Heringsfang.

gefüllt, so wartet man, bis die Häringe sich gesetzt haben. Ist nach und nach die Tonne ganz voll, so kann sie zugeschlagen werden. Zu diesem Einsalzen kann man nur spanisches Salz gebrauchen. Um den Fisch zu räuchern, wird er zuvor gekehlt, gereinigt und gesalzen, dann sorgfältig abgetrocknet, auf hölzerne Stäbe gereiht und dem Rauche ausgesetzt. Wo man viel Pöklinge bereitet, hängt man die Heringe in besonderen Räucherhäusern auf, die zahlreiche Kammern enthalten, in denen man jedesmal besonders räuchert, wozu man Wachholderstrauchwerk oder buchene Späne oder Sägespäne benutzt. In 6 Stunden ist der Fisch durchgeräuchert, wird verpackt und den sächsischen Fuhrleuten übergeben, welche im Frühjahr große Ladungen in Stralsund abholen. Frische, ausgekehlte Heringe besprengt man auch wol leicht mit Salz, trocknet sie dann wieder, röstet sie leicht über Kohlenfeuer, legt sie in Essig und verkauft sie als marinirte Heringe. Nimmt man dem Heringe jedoch vor dem Räuchern den Laich, nachdem er bis auf den Rücken aufgeschnitten ist, so heißt er Flickhering und kann nun besser durchräuchert werden.

Vor einem halben Jahrtausend war der Heringsfang viel beträchtlicher an der pommer'schen Küste, denn jetzt berührt nur der Rand jenes Zuges, der zwischen den schwedisch-dänischen Gewässern hindurchgeht, die vorpommer'sche Küste. Dennoch entwickelt sich zur Zeit des Fanges ein reges Leben in den Fischerdörfern und Handelsstädten. Das ganze Dorf ist in emsiger Arbeit, weit hin riecht es nach Thran und faulenden Fischen. Möwen, Seeschwalben, Raben, Rothhühner und andere Vögel flattern schreiend um die Schlachtplätze der Heringe, Kinder tummeln sich, Bauern und Arbeiter kommen herbei, um an Ort und Stelle wohlfeile Fische zu kaufen, Commis eilen hin und wieder, Kaufherren erscheinen, um ihre Waarenlager mit neuen Vorräthen zu versehen, hoch mit Tonnen bepackte Wagen klappern heran, schwerfällig rasseln Salz- und Heringsfuhrwerke ab und zu, Hökerinnen drängen sich dazwischen, und überall sieht man frohe Gesichter.

Eine besondere Beschäftigung der pommer'schen Handwerker lernen wir kennen, wenn wir in Stettin den Schiffsbauplatz besuchen. Da liegen ungeheure Vorräthe von Schiffsbauholz aufgestapelt: riesige Föhren und mächtige Eichen, dicke Bretter und wuchtige Balken, schlanke Tannen und zähe Buchen. Hier schnarrt die Säge unermüdlich, dort tönt der tactmäßige Schlag der Axt, hier hämmert es, dort hobelt es, hier werden Kupferbleche geklopft, dort Theervorräthe bereitet; auch schmiedet man centnerschwere Anker und armdicke Ketten, daß die hellen Funken umherfliegen, und legt um Kisten und Kasten eiserne Reife. Dabei läuft der Böttcher hämmernd um die Riesenfässer, in denen der Seemann seine verschiedenen Vorräthe aufbewahrt. Nicht weit davon stehen kräftige Gesellen am Drehrad des Taumachers oder Reepschlägers, oder nähen Matrosen als Segelmacher die großen Streifen hanfener oder linnener Segeltücher zu den verschiedenen vier- und dreieckigen Segeln zusammen, von denen große Schiffe über dreißig führen. Von oben herab näht der Segelmacher die Streifen (Kleider) mit getheertem Bindfaden (Segelgarn) zusammen, indem er sie auf der Segelbank ausbreitet, faßt den Saum mit einem Tau ein,

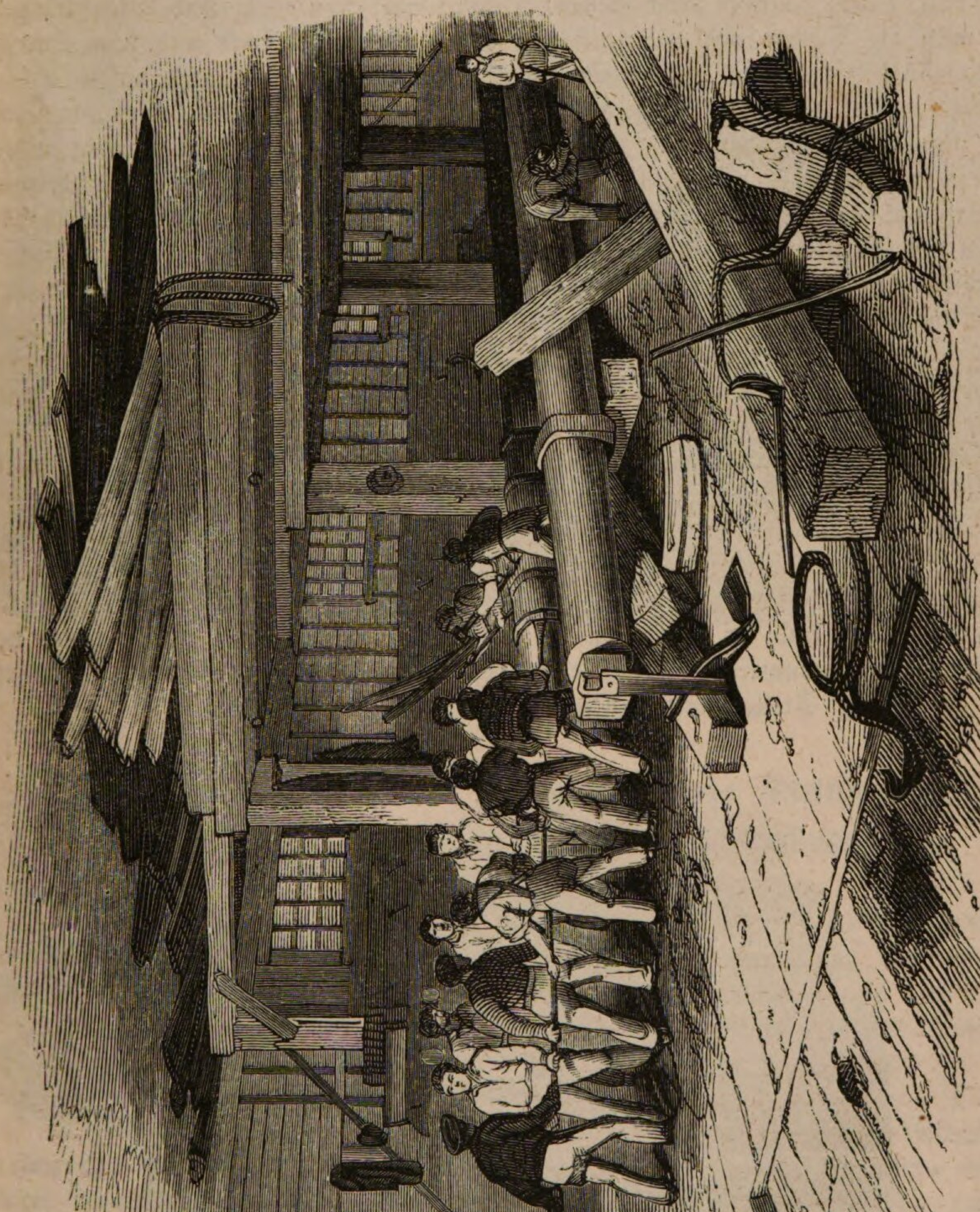
bringt an den Ecken eiserne Ringe (Kauschen) und Löcher an, durch welche die Leinen zum Anbinden gezogen werden. Da macht man hier viereckige Raasegel, dort Stagsegel von fast dreieckiger Gestalt, Andere ziehen die kurzen Taue der Reepbänder durch die Reeplöcher der Segel, befestigen an den Raaen die schwebenden Taue der Paarden, die in gewissen Zwischenräumen von Hängern gehalten werden, und auf denen die Matrosen bei der Arbeit am Segel gehen und frei stehen, indem sie sich mit dem Oberleibe an die Raastange anlehnen. Selbst das kleinste Segel mißt mehrere Hundert Quadratfuß, und große Segel mehrere Tausend.

Doch schauen wir uns auf dem Schiffswerfte etwas genauer um! Jedem Schiff dient beim Bau als Zurichteplatz ein besonderer Raum, welcher jedoch nicht wie anderwärts durch die Schleuße des Docks kann unter Wasser gesetzt werden. Daher wird der Raum trocken gehalten und ist mit einem Stapel versehen, d. h. man hat in gewisser Ordnung Stützen angebracht, von denen das Schiff gewissermaßen in der Schwebe gehalten wird. Diese Pfähle stehen aber in einem solchen Höhenverhältniß, daß sie eine nach dem Dock abwärts geneigte Ebene bilden, weshalb das Schiff schräg ansteigend steht und schnell herabgleitet, wenn man die genannten Stützen wegnimmt. Für jedes Schiff macht man einen besondern Stapel.

Zuerst wird der Kiel gelegt, wie man den gewaltigen Balken nennt, welcher die Grundlage des ganzen Schiffes bildet, die ganze Länge des Untertheils einnimmt und aus mehreren Balken zusammengesetzt ist. An jedem Ende des Kiels zapft man hierauf in stumpfwinkeliger Richtung einen aufwärts gehenden Balken ein, nennt den vordern Vorsteven, den hintern Achtersteven. Beide müssen sehr stark sein und durch anderes Balkenwerk so fest gemacht werden, daß sie den Druck der Schiffslast wie die der Wellen aushalten. Nun setzt man zu beiden Seiten des Kiels aufwärts gebogene Spanten oder Inhölzer an, so daß der Schiffsrumpf Aehnlichkeit mit einem Rückgrat mit daran sitzenden Rippen hat. Nachdem diese Spanten durch Bänder und Seitenbalken stark befestigt sind, zieht man die Verdecksbalken quer über das Gerippe, um dann an die Spanten von außen die Haupt- oder Außenplanken der Länge des Schiffes entlang anzunageln und die Lücken oder Nähte zwischen den Planken durch eingetriebenes Werg zu verstopfen und zu vertheeren, was man kalfatern nennt. Der äußere Gürtel dieser Planken heißt Barkhölzer, der innere Warpen. Ist das Schiff durch diese Planken ein geschlossener Raum geworden, so baut man es im Innern weiter aus, indem man Verdecke, Luken oder Treppenlöcher im Verdeck, Treppen, Mastspuren, Spillen oder Winden zum Heben der Anker, Rüsten oder unter dem obern Schiffsraume horizontal hervorstehende Planken fertig macht, und dem Schiff eine 3—4 Fuß hohe Einfassung durch die Bordplanken giebt, die an einigen Stellen mit einem Geländer oder Riegelung wechseln. Auch die runden Löcher der Klüsen vorn am Bug dürfen nicht fehlen, da durch sie die Taue gehen. Den hintern Theil des Schiffs, den Spiegel, schmückt man mit einem Bilde oder Schnitzwerk, steckt über ihm den Stock mit

der Nationalflagge auf und schreibt unter dem Kajütenfenster den Namen des Schiffs an. Den untern Raum des Schiffs benutzt man als Waarenniederlage, den mittlern oder das Zwischendeck gleichfalls oder zum Aufenthalt der Passagiere, im obern hintern Theil sind die Kajüten und im vordern Theil die Schlafräume für die Matrosen, wo sie ihre Hängematten haben.

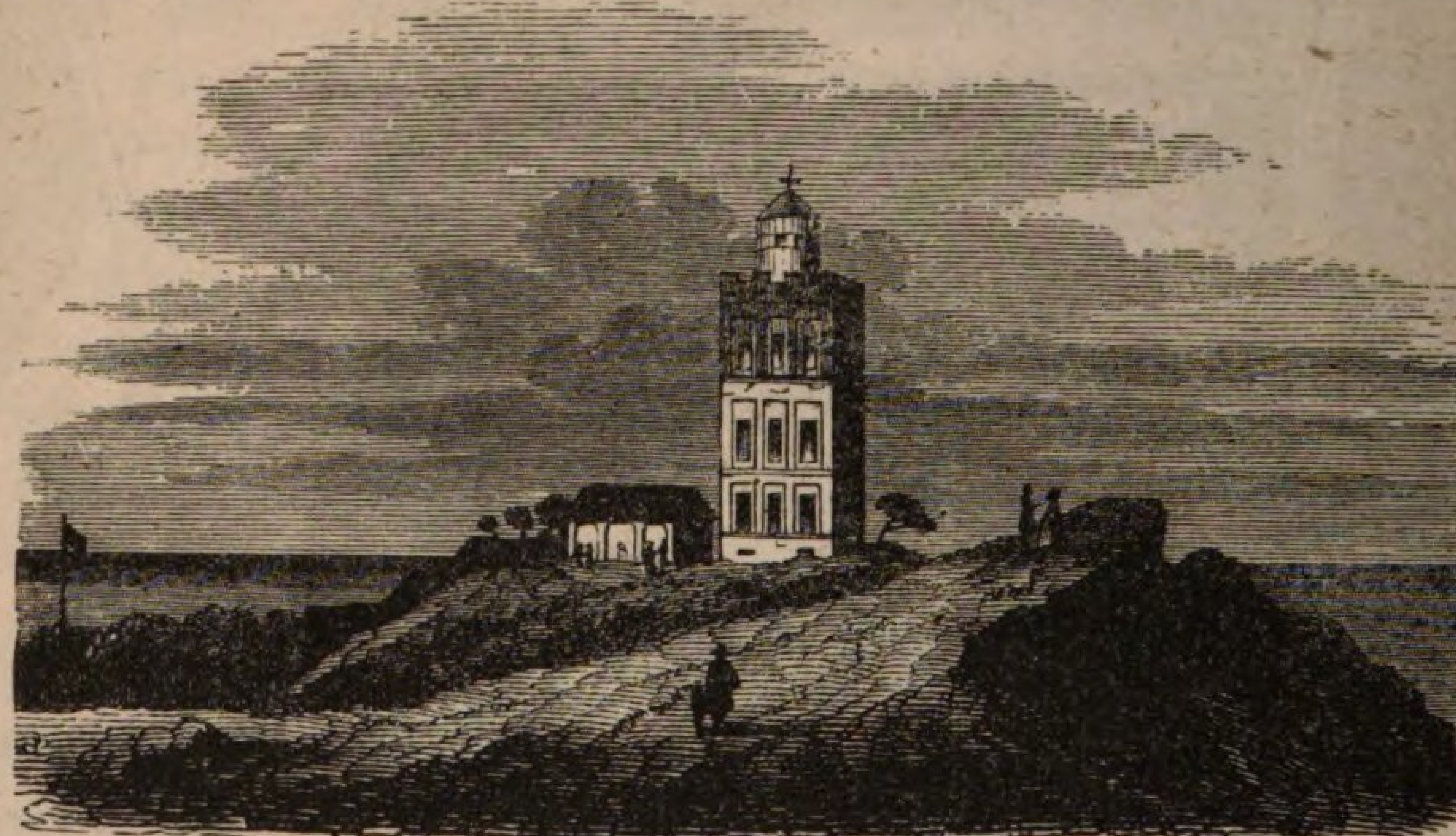
Ist der untere Schiffstheil von außen so weit mit starkem Kupferblech beschlagen, als das Wasser reicht, und ist es mit schwarzer Oelfarbe angestrichen, mit weißen oder gelben Linien verziert und durch Aufhissen der Namensflagge getauft, so wird es feierlich vom Stapel gelassen unter Hurrahruf der Zuschauer und unter Kanonendonner. Das Schiff ist mit Fahnen und Flaggen, mit Guirlanden und Blumen geschmückt, und trägt die Bauherren sammt eingeladenen Gästen. Noch steht es auf den Pfählen als unbeholfene hausartige Masse. Die Unterlagen beim Kiel sind mit Seife und Talg beschmiert, und die schräg gelegten Balken des Schlittens zu beiden Seiten des Schiffsbauches halten das Schiff im Gleichgewicht, welches Taue und Anker auf dem Platze festhalten. Jetzt werden die Seitenstützen weggenommen, vorn und hinten zwei Unterlagen weggeschlagen und endlich die beiden vorderen Stützen entfernt. Durch Hebebäume bringt man die Schlitten vorne in Gang, kappt das Tau, und langsam gleitet das Schiff unter dem Jubelruf der Zuschauer den Stapel hinab. Doch bald beschleunigt es seinen Lauf und schießt endlich in rasender Schnelle in den mit Wasser gefüllten Raum der Werfte, taucht mit dem Vordertheil in die aufschäumende Fluth, steigt stolz wieder empor, und schwimmt endlich ruhig nach der Uferstelle, wo es befestigt und weiter ausgebaut wird. Denn nun bringt man das Steuerruder an, dessen vorderes Ende, die Ruderspinne oder der Helmstock, in das Schiff hineinragt und durch ein Rad in dem Compaßhäuschen vor der Kajüte gelenkt wird, — verfertigt das Rundholz, wie man die Masten, Stangen und Raaen nennt, und befestigt diese durch die zahlreichen Taue zur Takelage. Die hohen Masten werden aus mehreren Bäumen zusammengesetzt und an jeder Aufsatzstelle durch das Gerüst des Eselshauptes fest zusammengehalten; denn große Masten haben 5 Fuß Umfang und 130—150 Fuß Höhe. Um die Masten zu halten, Raaen und Segel zu regieren, bedarf man nicht nur zahlreicher Taue, sondern auch vieler Rollen, Blöcke und Kloben; außerdem muß man die Raaen durch Spieren verlängern können. Da halten die Wanten mit den sprossenartigen Querleinen der Wefelinge die Maste aufrecht und dienen als Leitern, da hält das große Stagtau den Mast von vorn, da lenkt man durch Brassen und Pordunen die Raaen, durch Halsen, Schoten, Bugleinen und Geitaue die Segel, hält durch die Topenants die Raaen wagerecht u. s. w. Zuletzt hißt man auf Flaggenstöcken oder den Mastspitzen die länglich viereckigen Flaggen auf, und läßt v. m Hintertheil die Nationalflagge und vom Ende des Bugspriets die Gösch wehen. — Ein gewaltiges Stück Arbeit ist demnach der Bau und die Ausrüstung eines Schiffes, denn es ist eine Welt im Kleinen, in welchem für Alles gesorgt und dabei doch möglichst viel Raum gespart sein muß.



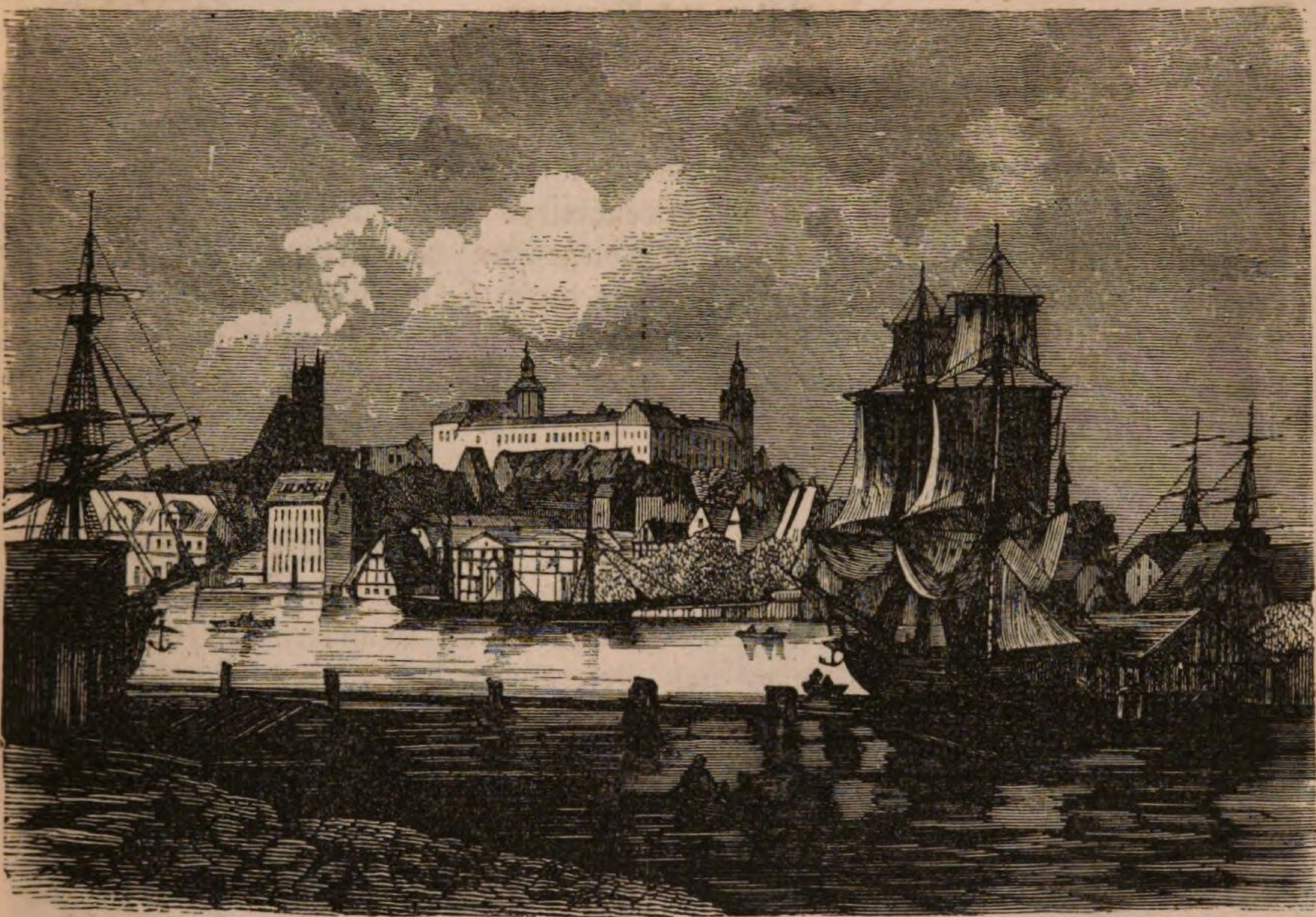
Der Mastbaum-Zimmerplatz.

Die Arbeitslocale des Stapels sind zwar nicht mit einem Bretterdache und zahlreichen Glasfenstern versehen, wie in England, wo starke Pfähle nicht nur das Dach, sondern auch dessen Rahmenwerk von Holz und Eisen tragen, wo man die Dächer mit galvanisirtem Eisen oder Zink deckt und dem Stapel 300—350 Fuß Länge zu geben pflegt, und die Fenster aus dicken Glasscheiben macht, damit sie einem anprallenden Spane Widerstand leisten, dennoch sind sie ein kostspieliger Bau. Denn es braucht der Schiffsbaumeister vieler Vorrichtungen, um die gewaltigen Holzblöcke, Masten nnd Eisenmassen leichter zu handhaben. Rechnet man hierzu den Bedarf an Kupferplatten zum Ueberziehen des Schiffbauches, der Nägel und die Ausmöblirung der inneren Räume, so wird ein Schiff ein kostbarer Besitz und das Schiffswerft ein Sammelplatz vieler Gewerke vom Pechbrenner bis zum Mechanikus.

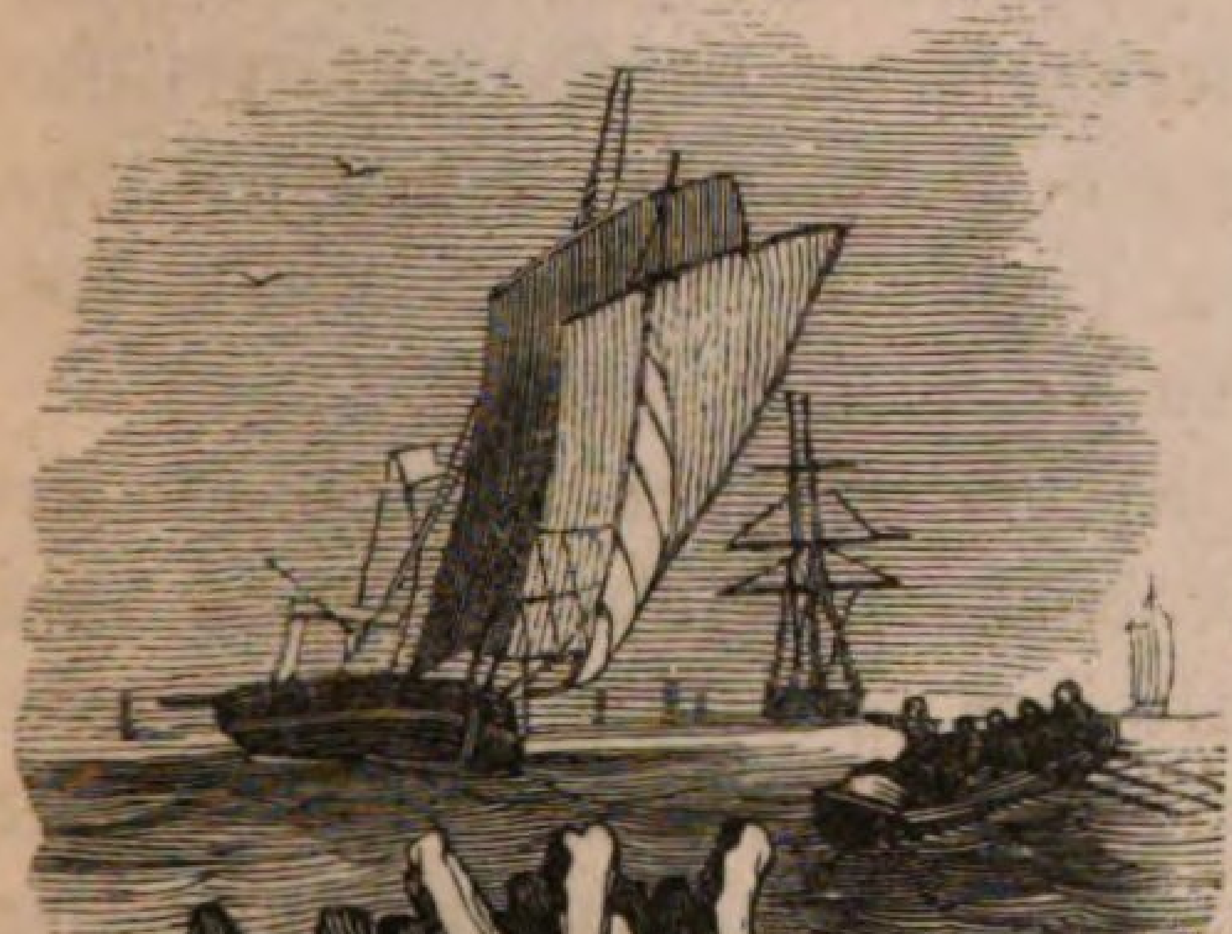
Es reicht aber nicht hin, das Schiff mit Segeln, Masten und Steuerruder zu versehen, sondern der Capitain bedarf auch guter Seekarten, verschiedener Instrumente, Fernröhre, genau gehender Uhren, um sich auf dem Meere zurecht zu finden, da er nach den Sternen und der Zeit den Ort herausrechnen muß, wo er sich befindet. Für seine Waaren braucht er Speicher, Canäle, Börsen, Versicherungsgesellschaften, zu seiner Sicherheit beim Ein- und Ausfahren guter Häfen mit kostspieligen Uferbauten, Lootsen und Leuchtthürme, denn die Gefahr des Schiffbruchs ist nur in der Nähe der Küste zu fürchten. In finsterer Nacht und bei tobendem Sturme wäre er verloren, wenn nicht der Leuchtthurm meilenweit seine Lichter auf das Meer und die Hafeneinfahrt wärfe und gefährliche Stellen mit dunklen Farbenspielen bezeichnete.



Leuchtthurm von Arkona



Stettin, von der Lastadie aus gesehen.



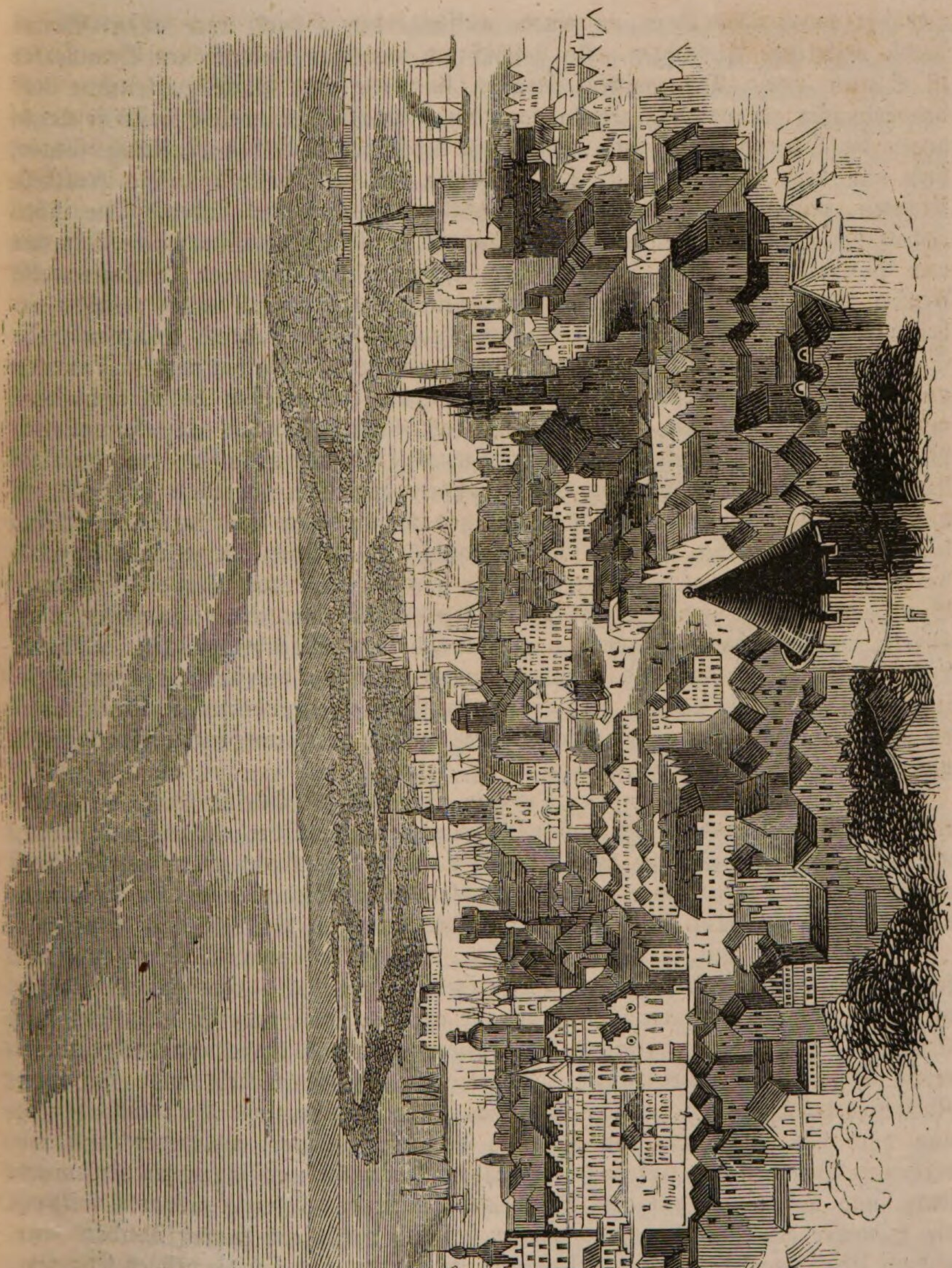
2. Die Handelsstadt Stettin und die Inseln der Odermündung.

Wenn Stettin schon als Hauptstadt und größter Stadt Pommerns in diesem Buche eine bevorzugte Stelle gebührt, so verdient sie dies noch mehr als wichtigste Handelsstadt der preußischen Monarchie: infolge ihrer Lage bringt sie die Kurmark, Posen und Schlesien mit dem Meere in Verbindung. Die Stadt mit ihren Festungswerken und mehr als 50,000 Einwohnern zieht sich am linken Oderufer einen Hügel hinauf und ist durch vier Brücken mit der Vorstadt Lastadie (viersylbig) und dem rechten Stromufer verbunden, während drüben bei der Stadt außerhalb der Festungswerke noch drei Vorstädte liegen. Obschon der eigentliche Seehafen Swinemünde 10 Meilen unterhalb der Stadt gelegen ist, so wird doch durch unausgesetzte Baggerungen dafür gesorgt, daß selbst dreimastige Seeschiffe von 12—16 Fuß Tiefgang bis vor die Speicher der langen Uferstraße Lastadie's gelangen können. Nur ganz große Seeschiffe müssen ihre

Waaren auf Leichterschiffe umladen, um sie nach Stettin hinauf zu schaffen. Der Handels- und Seeverkehr Stettins erweitert sich daher mit jedem Jahre, denn es ist nicht nur durch Eisenbahnen mit dem Binnenlande verbunden, es besitzt nicht nur innerhalb des Stadtweichbildes zahlreiche Fabriken und industrielle Werkstätten, Siedereien und Gießereien verschiedener Art, sondern unterhält auch einen regelmäßigen Verkehr durch Dampfschiffe mit Petersburg, Kopenhagen, Stockholm und England, sendet seine Handelsschiffe in die Ferne, um heimische Producte auszuführen oder fremde abzuholen, denn es hat mehrere Hundert Handelsschiffe in See und besitzt außerdem eine anwachsende Kriegsmarine. Die Ausfuhr beträgt 4—6 Mill. Thaler und die Einfuhr 20 Mill. an Werth.

In uralter Zeit war Stettin wahrscheinlich ein Fischerdorf, welches später vielleicht eine Burg erhielt, erhob sich aber schon im 12. Jahrhundert zur ersten Stadt Pommerns, so daß der Bekehrer der Pommern an der Stelle des Götzentempels die Adalberts- und Peterskirche baute, und Stettin in die Streitigkeiten Pommerns mit den Dänen, Rugiern und Sachsen verwickelt wurde, worauf sich 1184 deutsche Ansiedler außerhalb der Wälle niederließen, die Jacobikirche erbauten und 1243 bereits so sehr das Uebergewicht erhalten hatten, daß das magdeburgische Recht als deutsche Stadtverfassung eingeführt wurde. Trotz vielfacher Fehden wuchs Stettins Wohlstand, litt aber im dreißigjährigen und nordischen Kriege viel Schaden, bis es 1720 an Preußen kam, dessen Könige unausgesetzt für das Gedeihen und den Wohlstand der Stadt gesorgt haben, indem besonders zum Besten des Handels der Hafen zu Swinemünde angelegt und allmählich verbessert wurde, weshalb die dankbaren Stettiner Friedrich II. auf dem Königsplatze durch Schadow's Hand eine Marmorstatue, dem großen Kurfürsten auf dem Schloßplatze eine erzene Büste und dem Oberpräsidenten Sack ein eisernes Denkmal errichteten.

Stettin liegt in freundlicher Gegend, die in Betreff der Lieblichkeit der reizenden Fernsichten mit den gepriesensten Gegenden Norddeutschlands sich messen kann. Die Anhöhen ober- und unterhalb der Stadt gewähren herrliche Aussichten auf das breite, grüne Oderthal, das von dem Strome und seinen Armen in vielfachen hell blinkenden Krümmungen durchschnitten und von zahlreichen Seeschiffen und Fahrzeugen belebt wird. Im Osten wird die weite Aussicht begrenzt von malerischen Berghöhen, welche in anmuthigem Wechsel mit Laub- und Nadelholz bewachsen, mit prangenden Feldern, freundlichen Dörfern und zerstreut liegenden Häusern bedeckt sind; im Nordosten durch den breiten Seespiegel des Damm'schen Sees, hinter welchem sich eine weite Ebene mit Dörfern und Fluren ausbreitet und von dunkler Waldung eingeschlossen wird; im Norden und Nordwesten von dem westlichen Höhenzuge der Oderberge, welche abwechselnd mit Wald, grünenden Saaten und zahlreichen Dörfern bedeckt, einen angenehmen Eindruck hervorbringen; im Westen von der stufenförmig emporsteigenden Stadt und im Süden von den Bergen zweier Höhenzüge, welche sich am fernen Horizonte zu vereinen scheinen. Die Stadt selbst



Stettin aus der Vogelperspective.

gewährt durch ihre Lage an einem aufsteigenden Hügel nach allen Seiten höchst malerische Aussichten. An geschichtlich wichtigen und schönen Bauwerken ist Stettin arm. Die meisten Straßen sind eng und winkelig, krumm und unregelmäßig gebaut; dagegen hat man die Hauptstraßen, welche theils senkrecht gegen die Oder gerichtet sind, theils mit der Oder derselben Richtung folgen, hell und breit angelegt, mit 4—5stöckigen Häusern besetzt, welche stattliche Fronten, mitunter auch noch einen Giebel im Rococcostyl haben. In ihnen reihen sich glänzende Kaufladen an einander, rasseln Droschken, eilen Commis und Postboten geschäftig hin und her, bezeugen die kostbaren Gardinen am Fenster Wohlhabenheit. Dem Strome und der Eisenbahn näher gelegen erheben sich mächtige Speicher mit in- und ausländischen Waaren, dampfen hohe Schornsteine, rasseln Lastwagen ab und zu, während Arbeiter in den Fabriken und Niederlagen aus- und eingehen, und das Hakenmesser des Faßbinders munter im Tact klopft. Siehe, wie dort bunte Flaggen an thurmhohen Masten wehen, Matrosen ihr langgezogenes Ho! hören lassen, mit dem sie ihre Arbeiten an den Winden und Krahnen begleiten, wogegen dort Boote und Kähne flink zwischen den schwerfälligen Kauffahrern sich tummeln, Kleinhändler den Matrosen allerlei Waaren anbieten, breitschulterige Lastträger in hurtigem Trabe mit großen Getreidesäcken auf der Schulter über das schwanke Brett des Schiffs nach dem Speicher eilen. Wenn hier Lumpensammler nach allerlei weggeworfenen Dingen, nach Glasscherben, Eisenbruchstücken, Nägeln, Leinwandfetzen, Sohlen und Cigarrenstumpfen suchen, die sie wieder zu Geld zu machen wissen, so notiren dort Speicheraufseher und rundbauchige Kaufherren die angekommene oder abgesandte Waare, geben oder empfangen Frachtzettel und studiren Börsenberichte.

Siehe, wie gewaltig die Lastadie ihre lange Speicherreihe mit den 6—7stöckigen Gebäuden und hohen Giebelwänden die Oder entlang ausstreckt, während die schöne Straße der „großen Lastadie“ senkrecht gegen den Strom gerichtet ist. Doch fehlt es diesem wachsenden Stadttheil noch am Schmuck der Gärten. Da hebt sich neben der Brücke und dem Packhofe das gewaltige „neue Entrepot“ mit massiven Wänden, die auf kostbarem Rost ruhen, mit seinen stattlichen Fensterreihen als würdiger Vertreter des Großhandels, und bietet der Spaziergang die Speicherstraße entlang eine freundliche Ansicht auf Stettin, aus dessen rothgrauem Häusermeer die Jacobikirche und das thurmreiche Schloß stolz emporragen. Neben den Speichern sieht man dagegen Zuckersiedereien rauchen, welche für die ganze Provinz von Bedeutung sind, und hört das Klappern und Knarren der Reepschläger, welche Schiffstaue drehen. Weiter hinab auf den Bauplätzen hämmern und sägen die Zimmerleute, und weiter hin auf dem Bleichholm jenseit des Dunzig dröhnten früher die Hämmer der Ankerschmiede. Heute hat sich dafür ein buntes Treiben am andern Ufer eingestellt, wo die Dampfschiffe landen und sich die grünen Gärten der Vorstadt Unterwyk die Oder hinab bis Grabow ziehen. Wir aber wandern durch das Frauenthor nach dem Zeughaus und betrachten uns beim

Vorübergehen die Peterskirche, von deren Höhe wir einen Blick werfen auf die Oder, sowie auf deren Seitenarm Dunzig, der rechts ab zum Dammschen See geht, wo Schiffe aller Art mit geblähten Segeln schwimmen. In dem engen Kreis des baumgrünen Oderthals, der Stadt und des Stromes entfaltet sich ein reiches Gemälde stets wechselnder Scenen und Lebensbilder: ein Kommen und Gehen, Scheiden und Wiedersehen, Suchen und Finden, Verlust und Gewinn. In dieses viel bewegte Menschenleben schauen die Bäume und Hügel mild hinein, in einförmigem Wandel der Jahreszeiten sind sie das Gleichbleibende im ruhelosen Wechsel der Menschenwelt.

Das bunte Menschengewühl und die vielseitige Geschäftigkeit auf den Werften, den Kais und in den Speichern bezeugen die große Wichtigkeit, welche Stettin für den preußischen Handel hat, da die Oder die große Handelsstraße bildet, welche das productenreiche Schlesien, sowie die gewerbthätige Kurmark sammt der fabrikreichen Hauptstadt mit überseeischen Häfen in Verbindung setzt. Stettin besitzt nicht nur eine Steuermanns- und eine Schiffsbauschule, seine Schmiede verfertigen nicht nur centnerschwere, gewaltige Schiffsanker, sondern auch seine Fabriken versenden mancherlei Waaren in ferne Gegenden; denn Stettin ist der Hauptfabrikort Pommerns. Bedeutend ist der Speditionshandel, den die Stadt nach dem Binnenlande wie über die See treibt, so daß sie allein 260 Schiffe durch denselben beschäftigt. In den Speichern stapelt der Kaufmann die Schätze und Producte Schlesiens und der Mark auf; besonders aber liegen ungeheure Holzvorräthe, so zu sagen ganze Waldstrecken aufgeschichtet, die entweder hier verarbeitet oder nach anderen Häfen ausgeführt werden. Denn Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und die Vereinigten Staaten Nordamerika's senden Schiffe der rührigen Stadt bis Swinemünde entgegen. Es erscheinen von Rußland und Schweden schwer beladene Getreideschiffe, welche Millionen von Wispeln Roggen und Weizen bis zur Oder führen, um kornarme Gebirgsgegenden zu versorgen. Tausende von Arbeitern erhalten durch die Stettiner unternehmenden Kaufleute ihr Brod, ohne es zu ahnen; denn diese Stadt ist die Kornkammer der Provinzen, die an der Oder liegen, und dient zugleich als Stapelplatz inländischer Producte. Es verräth den weitschauenden Blick der preußischen Herrscher, daß sie Jahrhunderte lang nach dem Besitze Stettins gestrebt haben und gegenwärtig Stettin zum Ausgangspunkte eines lebhaften Verkehrs mit Kopenhagen, Stockholm, Memel und Petersburg werden ließen, indem regelmäßig an gewissen Tagen Dampfschiffe nach jenen See- und Hauptstädten abgehen oder von dort zurückkehren. Stettin weiß diese Wohlthaten zu schätzen und hat sich daher immer treu anhänglich dem Hohenzoller'schen Königshause angeschlossen. — Doch wir wollen die Stadt und ihre Umgebungen noch näher kennen lernen!

Den „Speichern" gegenüber zieht sich am linken Ufer die breite Uferstraße „am Bollwerk" hin, welche durch zahlreiche Querstraßen mit der parallelen Straßenreihe verbunden ist, die abwärts vom Schneckenthor am Heil. Geistthor mit der Heil. Geiststraße beginnt, durch die Schützenstraße in die Reep-

schlägerstraße übergeht, worauf sich am Heumarkt die Frauenstraße anschließt, die neben dem Zeughause im Frauenthore mündet. Zwischen diesen beiden Straßenparallelen gehen zahlreiche kurze Straßen hin und wieder und bilden viele unregelmäßige Vierecke. Nördlich schließt sich an den Heumarkt, wo das Rathhaus, die Hauptwache und die Börse sich befinden, der Neue Markt an, der sich weiter nach Norden in den breiten Straßen des Fisch- und Krautmarktes fortsetzt, auf denen sich zur Marktzeit ein buntes Volksgewühl drängt, da Köchinnen, Mäkler, Matrosen, Verkäufer aller Art durch einander wimmeln. Am Rathhause trägt nur die Nordseite einen Schmuck in der Mauernische, die von einem zierlichen Spitzbogen eingefaßt wird. Im Rathhause selbst sieht man eine Sammlung russischer Denkmünzen. Katharina II. ist nämlich in Stettin geboren, und daher pflegt jeder russische Kaiser diese Sammlung zu vervollständigen. Eine der Semiramis des Nordens gepflanzte Linde steht auf dem Bahnhofe. Die Front der prachtvollen Börse mit ihren großen Ballsälen wird leider durch das schmucklose Viereck der Hauptwache verdeckt. Das einzige mittelalterliche Wohnhaus Stettins steht am Neuen Markt und bildet als dreistöckiges Haus mit einem Treppenthurm die obere Seite des Schweizerhofes, welchen die reiche Patricierfamilie Loytz in der Mitte des 16. Jahrhunderts bewohnte. Denn auch die alte Peterskirche neben dem Königsplatze auf der Nordseite der Stadt hat ihren Schmuck verloren und nur einige alte Portraits und Schnitzwerke gerettet.

Geht man vom Neuen Markt die Frauenstraße entlang nach dem Zeughause zu und lenkt links in die Altböterstraße, so kommt man zum alten Residenzschloß, welches auf der rechten Seite der Straße auf einem Hügel steht, der 80 Fuß über der Oder liegt, so daß es die Unterstadt überragt und einen stattlichen Anblick gewährt, wogegen es enge Straßen von der Oberstadt trennen. Auch dieses weitläufige Gebäude, welches den Schloßhof und Münzhof umschließt, ist so vielfach verändert und umgebaut, daß sich von seinen alten Verzierungen wenig erhalten hat. Doch ist die Uhr am Treppenthurme der Nordseite ein Wahrzeichen für die Handwerksburschen geworden, denn ihr Zifferblatt stellt ein kolossales Gesicht dar, welches bei jedem Perpendikelschlage die Augen verdreht. Unter den übrigen Gebäuden Stettins kann sich die Jacobikirche am Kohlenmarkte eines hohen Alters rühmen. Ihr düsterer, gewaltiger Bau ist aber in langen Zeiträumen erst vollendet, und nur die großartigen Bogenwölbungen über den 16 Pfeilern und die Schnitzwerke am Altare und an den Stühlen machen einen schönen Eindruck. Wir wandern daher durch die Mönchenstraße mit dem stattlichen Realschulgebäude, lenken rechts nach dem Roßmarkte, auf welchem die verfallene Wasserkunst von Sandstein steht, die aus einem Adler und vier Greifen helle Wasserstrahlen in vier große Muscheln speien ließ, um durch die Luisenstraße nach dem großen von Bäumen eingefaßten Königsplatze an der Nordecke der Stadt zu kommen, auf welchem Friedrich's II. Statue sich erhebt. In einfacher Militärkleidung steht dieses $7\frac{1}{2}$ Fuß hohe Standbild von weißem carrarischem Marmor auf einem eben

so hohen Fußgestell von schwarzem Marmor. Ein Mantel hängt in nachlässigen Falten um die Heldengestalt, deren Haupt der welthistorische Hut deckt, während die Hand den Commandostab hält, den sie auf zwei Bücher stützt, von denen das eine den Titel: „Artes pacis et belli", das andere die Worte: „Corpus juris Frid." enthält. Die Vorderseite trägt die einfache Inschrift: „Friderico II. Pommerania MDCCXCIII." Vor diesem Königsbilde hatten selbst die Franzosen so viel Achtung, daß sie es während des Bombardements 1813 mit einer schützenden Wölbung versahen. Das mit kriegerischen Emblemen reich verzierte Königsthor führt auf die Wälle, links jedoch stößt der lange, mit Bäumen bepflanzte Paradeplatz, der die Nordwestseite der Stadt bildet, an den Königsplatz. Auf ihm wird der berühmte Wollmarkt abgehalten, wobei er mit Zelten und Buden aller Art bedeckt ist. Das schöne Berliner Thor führt auf dieser Seite nach dem Walle.

So wenig Sehenswerthes die Stadt selbst darbietet, um so reicher ist sie an Anhöhen, von denen man reizende Aussichten über die Stadt, das grüne Oderthal und die fernen waldbedeckten Hügel hat. Diese sanften Reize werden noch erhöht, wenn die Abendsonne ihren rosigen Duft über die grüne Landschaft ausbreitet, wenn Frieden auf die Fluren niedersinkt, wenn die Schiffe im sanften Abendscheine auf purpurner Fluth dahingleiten, und um die dunkelblauen Forsten und Berge ein brennendes Abendroth sich wie eine Glorie legt, wenn die verhallenden Töne ferner Abendglocken über die stille Welt wie Engelstimmen wehen, die Fenster weiß schimmernder Landhäuser in Purpurgluth herüber leuchten, Wachteln im Getreidefeld schlagen, und hier und da die trauliche Lampe durch das Fenster eines Bauernhauses blinkt. Freunde solcher Scenen besuchen daher die Anhöhen vor dem Schneckenthore neben dem Eisenbahnhofe oder die schattigen Alleen zwischen dem Königs- und Frauenthore; oder sie wandern hinaus nach Grabow, wo Fabriken und Landhäuser mit Bauerhöfen und Schiffswerften wechseln. Andere gehen nach der „grünen Wiese", auf welcher am zweiten Pfingstfeiertag ein munteres Volksleben sich in froher Lust tummelt, da die große hölzerne Taube, die aber Scepter, Reichsapfel und Krone trägt, mit Knitteln von der hohen Stange geworfen und der zum Schützenkönig ausgerufen, bekränzt und mit Bändern geschmückt wird, welcher den Rumpf als letztes Stück herabwirft. Wer das laute Getümmel vermeiden will, wandert nach den Kaffeegärten der Kupfermühle, oder nach Grünthal und Elysium, um vom Balkon des Kaffeehauses oder einer Anhöhe die Aussicht über Strom, Wiese, Wald, Dorf und Stadt zu genießen.

Wer aber die Annehmlichkeiten Stettins recht will kennen lernen, der muß im Boot (Heuer) oder Dampfschiffe oder zu Fuß die Umgegend besuchen, in welcher sich manche Anhöhen finden, von denen aus malerische Landschaftsbilder zu übersehen sind. Den Fluß hinabfahrend geht es an üppig grünen Wiesen, an häuserbedeckten Hügeln, Fabriken und obstgartenreichen Dörfern vorbei nach Frauendorf, dessen Fischer- und Kaffeehäuser unter einem Obstbaumwalde versteckt liegen. Hier genießt man eine reiche Aussicht von der Elisenhöhe oder

von dem Platz vor der Kirche, die auf steilem, 200 Fuß hohem Berge neben der Vogelwiese liegt, auf welcher die Handlungsdiener Stettins im Juni Vogelschießen halten und mit reich geschmückten Kähnen oder Schiffen in festlichem Aufzuge von der Stadt hierher fahren. — Mit steigendem Wohlgefallen schweift das Auge über das farbenreiche Landschaftsbild. Hier die dunkelrothen Dächer der Fischerhäuser, dort die hell schimmernden Stromarme mit Kähnen, Segelschiffen und Dampfern, drüben der breite Spiegel des Dammschen Sees mit dem Rahmen lichtgrüner Wiesen und dunkler Brüche und den kleinen Inseln, im Hintergrunde weite Wiesen mit Dörfern und düsterer Waldung, über welche die Thürme von Gollnow und Stargardt in weiter Ferne emporragen. Näher erhebt der Thurm des Städtchens Damm seine pyramidale Spitze, dehnen die waldgekrönten Hügel von Hökendorf und Podejuch sich neben wiesenreicher Niederung aus, wechseln Feld und Wald, Hügel und Niederung, Dörfer und Landhäuser, und erhebt sich im Hintergrunde hinter Masten mit wehenden Wimpeln und schlaff niederhängenden Segeln Stettin mit seinen grünen Wällen und hohen Kirchdächern. In der Nähe Frauendorfs giebt der Bergzug des Julo mit seinen Schluchten und steilen waldigen Gipfeln, mit seinen Aeckern und Gehegen das Miniaturbild einer Gebirgslandschaft, und bietet von der Königshöhe oder Bastei (179 Fuß), am Stein (207 Fuß) und von der Kuppe (250 Fuß) reizende Fernsichten, wogegen mitten im Walddickicht am Julofeste der Tanzplatz von den Stettinern gern besucht wird, um hier in ländlicher Umgebung zu spielen, zu tanzen, Musik zu hören und bis in die Nacht hinein zu jubeln.

Nicht minder reizend ist eine Wasserfahrt die Oder entlang mit ihren malerischen Uferbergen, denen Wald, Schluchten, Wiesen, Fischerdörfer, Elsbrüche und Feld liebliche Abwechselung verleihen, nach dem Dammschen See, der im Süden von den schöngeformten waldbedeckten Hügeln eingefaßt wird, die man 6 Meilen weit übersehen kann. Kiefern bedecken den steilen Westabfall dieses Höhenzuges, herrlicher Buchwald die Höhe selbst, weshalb die Stettiner gern zu Fuß hieher nach Finkenwalde, Hökendorf und Podejuch wandern, um von der Anhöhe der Prinzeneiche eine prachtvolle Rundschau über die Umgegend zu genießen, über die Arme der Regelitz, den langen durch's Bruch führenden Steindamm, die Eisenbahn, die schluchtenreichen Waldhöhen. Bald sieht man Städte und Dörfer, bald hinab in die Schlucht des Kalkgrundes, oder durch Durchschläge die reizenden, im Blau verschwimmenden Fernsichten, oder nach dem Podejucher Bauerntanger. Auch von diesem hat man eine großartige Rundschau über die Umgegend, in welcher Bergwälder, Höhen, Tiefen, Schluchten, Brüche, Forsten, Aecker, Dörfer, Städte, Landspitzen, Gewässer, Seen und Stromarme wechseln, da man Stettin, Damm, Greifenhagen, Pyritz, Stargardt und andere Städte übersieht. Stargardt besitzt in der Marienkirche nächst Ulm das höchste Kirchengewölbe, denn es mißt 103 Fuß; aber die freundlichen breiten Straßen der Stadt zeigen noch gar manchen mittelalterlichen Giebel, ein reich verziertes Rathhaus im gothischen Styl und unter den alten Wartthürmen das schön gebaute „rothe Meer".

Eben so reich an schönen Landpartien ist die 400 Fuß ansteigende, schluchten- und waldreiche Hochebene auf dem linken Oderufer nördlich von Stettin, wo die „sieben Bachmühlen" am Klingbach, der einsam im Walde gelegene Krug Vogelsang und Messenthin besuchte Orte sind, da man von ihren Höhen aus den 5 Meilen langen Nadelforst vom Haff bis Pasewalk und die mecklenburgischen Höhen, so wie den Golm bei Swinemünde, die Lebbiner Berge auf Wollin und die Thürme Wollins und den Graseberg bei Stepenitz sieht.

Diese Aussicht lockt uns in die Ferne; denn nachdem wir Stettin haben kennen lernen, müssen wir auch seinen Hafen und seine Vormauer gegen die Ostsee besuchen. Wohlauf denn! die Glocke des Dampfers läutet bereits zum zweiten Male. Wir treten über das kleine Brückenbrett: die Glocke läutet zum dritten Male, die Schaufeln fangen an zu arbeiten, daß es braust und schäumt, und langsam schwimmt das Fahrzeug den blanken Strom hinab. Immer schneller und schneller drehen sich die gewaltigen Schaufelräder, immer hastiger klappern die Hebelstangen und Schwungräder, und bald fliegt das Schiff in schneller Hast deu Strom hinab, indem es lange Streifen heftig bewegten und schaumbedeckten Wassers hinter sich zurückläßt. Sobald ein Kahn oder ein Boot naht, warnt der schrille Ton der Schiffsglocke, damit das kleine Fahrzeug nicht in den Strudel gerathe, welcher von den arbeitenden Rädern erregt wird. An waldigen Hügeln, freundlichen Dörfern und malerischen Höhen geht es vorbei und in den breitern Damansch hinein, wie der Abfluß des Dammschen Sees heißt, bis bei der Einfahrt ins Papenwasser beim „hohen Krug" die Ufer weiter aus einander treten und das 15 □Meilen füllende „große Haff" seine wellenschlagende Fläche blinkend und rauschend zwischen flachen, waldbedeckten Ufern ausdehnt, an denen hier und da ein Kirchthurm sein rothes Dach und seine weißen Wände aus dunklen Baumgruppen erhebt. Bald sehen wir vor uns dunkelblaue Streifen, die immer deutlicher als waldige Ufer hervortreten, und in denen wir die Oderinseln Usedom und Wollin erkennen, welche durch die tiefere Swine getrennt werden, während die Wasserstraße zwischen Hinterpommern und Wollin Divenow heißt, die an der uralten Stadt Wollin vorüberfluthet und sich bei Kammin auf der pommer'schen Küste ins Meer ergießt. Links trennt die Peene Vorpommern von Usedom, indem sie vor Wolgast vorbeifließt; auf dem Haff selbst aber regt es sich von Dampf- und Frachtschiffen, schwimmen die Tucker- und Zeesekähne mit ihren roth oder schwarz gefärbten Segeln munter hinüber und herüber, da sie den Fischern bei ihrem Gewerbe als Fahrzeuge dienen.

In dieser weiten schimmernden Wasserfläche mit den im Blau der Ferne verdämmernden Ufern, in der stummen Geschäftigkeit der ab- und zusegelnden Schiffe, in dem Einerlei der Wellenspiele liegt etwas Träumerisches, wozu die wunderbaren Sagen von der versunkenen Seestadt Vineta recht wohl passen. Man fühlt, daß man an der Schwelle der großartigen Wunderwelt des Meeres steht, mit ihren seltsam gestalteten Thieren, bunten Muscheln, blühenden Korallen-

bäumen, riesigen Fischen und Tangpflanzen, mit ihren Dünen und Stürmen und dem unwiderstehlichen Reiz, welcher die Menschen hinaus auf das trügerische Element lockt. Das Meer vermittelt den großartigen Welthandel, macht Nationen erfinderisch und muthig und regt zu unermüdlichem Vorwärtsstreben an.

Siehe, bereits sind wir am Eingange der Swine angekommen! Dort erheben sich rechts die schroffen Lebbiner Berge am Rande der Insel Wollin. Gelblich schimmern die kahlen, steilen Abhänge herüber, droben aber von dem Gipfel rauschen Buchen im frischen Meereswinde. und schauen weit über die waldigen Höhen, die durch die Insel ziehen und im hohen Swinerhöft steil nach der Küste abfallen, über Dörfer und Flecken auf's Meer und die ärmlichen Stranddörfer zwischen öden Sanddünen, deren Bewohner Fische fangen und in Misdroy am Fuße einer Hügelreihe ein Seebad eingerichtet haben. Die Swineufer selbst sind theils mit frischen Wiesen, theils mit dunklen Kiefern- und Buchenforsten eingefaßt, unter welche sich an einigen Stellen auch die knorrige Eiche mischt. Nicht lange sind wir gefahren, so wendet das Schiff und legt im Becken des Swinemünder Hafens an, wo wir aussteigen und von einer Menge dienstbarer Geister umschwärmt werden, die sich für ein Trinkgeld irgendwie nützlich machen wollen. Swine selbst war vor 100 Jahren noch ein elendes Fischerdorf, bis Friedrich II. hier 1745 einen Hafen anlegen und dem Orte nach 9 Jahren den Namen Swinemünde geben ließ. Seine Nachfolger begünstigten den aufblühenden Ort, und Friedrich Wilhelm III. ließ nicht nur die kostbaren Molen bauen, sondern auch ein Seebad errichten, so daß aus dem Dorfe ein freundliches Städtchen geworden ist. Dieses zieht sich in geringer Breite, aber weiter Ausdehnung in halbmondförmiger Gestalt am linken Swineufer entlang, während dichte Waldungen es auf der Landseite umschließen. Die geraden, breiten Straßen und beiden Märkte sind größtentheils ungepflastert, die freundlichen Häuser einstöckig und mit Erkern verziert, und die Hausthüren von beschnittenen Bäumen beschattet. Das einzige Thürmchen, welches die Stadt besitzt, steht auf dem Rathhaus, welches auf einem freien, mit Bäumen bepflanzten Platze erbaut ist. Ein Erlenwald, den zahlreiche Wege durchkreuzen, zieht sich unter dem Namen „Plantage" am Ufer hin und bietet viel traulich-heimliche Badestellen dar. Man fühlt sich in Swinemünde bereits in einer fremden Welt, und die zahlreichen Schiffe und Menschen aus allen Weltgegenden, das ab- und zufluthende Getümmel der Menschen, die kajütenartige Bauart der Häuser erinnert lebhaft an Holland. Wer aber den großartigen Blick auf das Meer mit seinen rollenden Wogen, brausenden Wellenschlägen, bläulich schillernden Spiegelflächen und der Unendlichkeit seines Horizontes genießen will, macht einen Spaziergang auf einem der Molen, wie die riesigen Meerdämme heißen, welche auf Antrieb des Präsidenten Sack durch den Oberbaurath Günther 1823—29 mit einem Kostenaufwande von $1\frac{1}{2}$ Mill. Thalern erbaut worden sind. Diese Molen sind zwei Steindämme, die bogenförmig mit einander parallel laufen und gewissermaßen eine Fortsetzung

der Stromufer darstellen, durch welche die Flußmündung gegen die Versandung geschützt wird, da das Meer den Sand nicht in die Mündung treiben kann, der eingeengte Strom dagegen den Kies und Schlamm, welchen er mit sich führt, weiter ins Meer hinaus treibt und sich so ein Bett von 18 Fuß Tiefe gewühlt hat. Der östliche Molo hat 370, der westliche Molo 275 Ruthen Länge; dabei ragen sie 7 Fuß über den Meeresspiegel empor und haben oben auf ihrem Rücken 3 Ruthen Breite, so daß sie als Promenade dienen. Am Ende des östlichen Molo erhebt sich der Leuchtthurm, die Laternenbaake, welcher sein Licht 3 Meilen weit in die See hinauswirft. Die Ausführung dieses Wasserbaues war eine mühevolle; denn zuerst mußten ungeheure Granitblöcke ins Meer versenkt, Faschinen und andere Hülfsmittel angewendet werden, ehe man den Damm aus Granitblöcken bis über den Meeresspiegel erhöhen konnte. Stürme und hochgehende Wellen unterbrachen nicht nur die Arbeit, sondern zerstörten sie oft wieder, bis alle diese Hindernisse durch die Ausdauer und die Kunst des Baumeisters siegreich überwunden wurden. Jetzt gehört ein Spaziergang auf ihnen oder am Bollwerk des Hafens oder unter der Allee des Bades zu den Annehmlichkeiten von Swinemünde, da das Kommen und Gehen der Schiffe, das Menschengewühl am Hafen und die Wasserbewegung anziehende Unterhaltung verschaffen, sowie die Beobachtung der Lootsen im Ostswine am jenseitigen Ufer, die vom Lootsenthurme nach kommenden Schiffen umschauen, sie durch Flaggenstangen signalisiren und ihnen dann entgegeneilen.

Die Insel Usedom ist dicht bewaldet und besonders reich an prächtigen Buchenforsten; dazu bieten die mannichfachen Berge, die sich über das schluchtenreiche Plateau erheben, sowie die vielen Halbinseln der zerrissenen Südwestküste, die blauen Binnenseen in waldbeschatteten Thalkesseln malerische Partien und großartige Rundschauen über Haff, Insel, Küsten und Meer. Da steigt 1 Stunde von Swinemünde der buchenbedeckte Golm 188 Fuß empor, eröffnet das Seebad Heringsdorf auf waldumkränzten Berghöhen reizende Genrebilder an seinen Seeufern, Gärten, Feldern, Bauern- und Landhäusern, von denen jedes auf einem besondern Hügel liegt, ähnlich wie die Häuser des Dorfes. Betrachtet man Trachten und Gesichter der Inselbewohner, so erkennt man im Lieper Winkel, einer Halbinsel im Südwesten am Achterwasser, Stammverwandte der Mönchguter, mit denen sie Tracht und Gewohnheiten gemein haben, da sie ihre schwarzen Kleider mit rothem Futter besetzen und die Männer 3 – 4 leinene Pumphosen, die Frauen eben so viele Röcke über einander anziehen. Die umfassendste Aussicht in ganz Norddeutschland hat man vom Streckelberg oder witten Berg, welcher zwar nur 150 Fuß hoch ist, aber die Aussicht über einen weithin ausgedehnten Flächenraum eröffnet. Denn der Blick reicht bis zu dem Kreideberg Jasmunds auf Rügen, bis zu den Dünen der Divenow, links weit hinein nach Pommern, rechts über die Inseln vor Greifswalde bis Stralsund, über die Seen, Landzungen und Meerstraßen Usedoms, über die Küstenstädte Vorpommerns, über die Uckermündener

Haide bis zum Helpterberge in Mecklenburg und tief hinab über das Haff und seine dunkelblauen Waldufer. Auf diesem Berge soll die fabelhafte Wendenstadt Vineta gestanden haben. Gern verweilt man auf demselben, um das Auge an der Fülle der Landschaften zu erquicken. Das Herz fühlt sich bei der endlosen Fernsicht erweitert, und die großen Erinerungen werden erneuert, die sich an diese Küsten, Inseln und Städte knüpfen.



Blick auf Swinemünde.

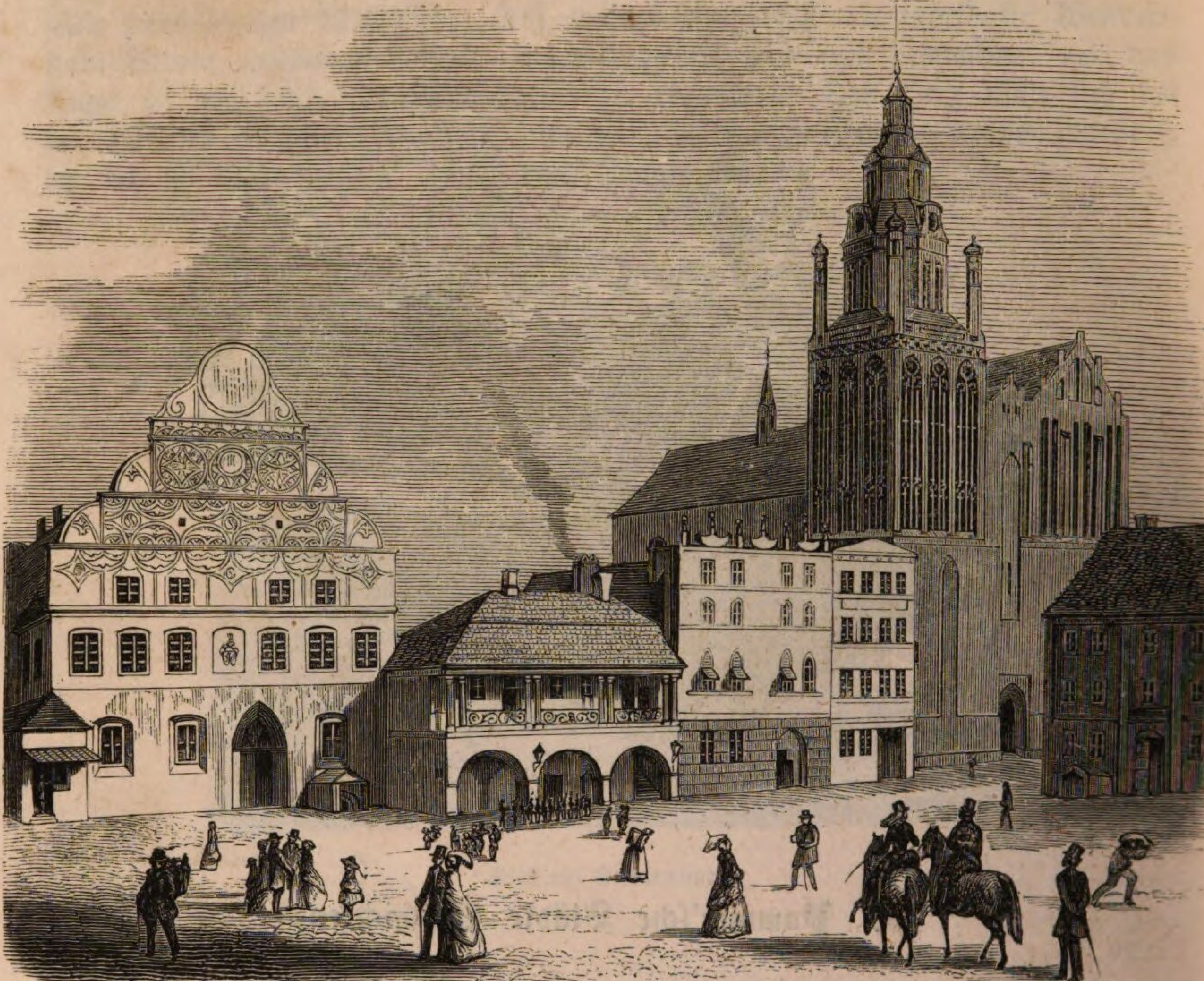


Stralsund. — Versuchtes Wegführen der Geschütze durch die Kaiserlichen.

3. Pommer'sche Städte-Geschichten.

1.

In Folge seiner Lage an den Ufern der Ostsee hat Pommern eine reiche historische Vergangenheit. Während der Blüthe der Hansa waren nicht wenige seiner Städte, die jetzt eine geringe Bedeutung haben, zu einer hohen Wichtigkeit gelangt. Ein kräftiges Bürgerthum erstarkte in jenen Zeiten der Blüthe des Handels, und hat durch seine Wehrhaftigkeit und seinen Gemeingeist gar manche pommer'sche Stadt zu hohen Ehren und Ruhm gebracht. Kein Wunder, daß aus so kräftigem Volke gar mancher brave und ehrenwerthe Mann erstand. Die Geschichte hat unter den Dichtern die Namen E. M. Arndt, Kosegarten, Rammler, E. v. Kleist einer hervorragenden Stelle gewürdigt; sie nennt unter den Kriegshelden einen Winterfeld, einen Schwerin; unter den hochherzigsten Bürgern stellt sie oben an den wackern Nettelbeck. Pommern endlich ist das Vaterland der Theologen Bugenhagen, Spalding und Ribbek, des Missionärs Gützlaff, der Sprachforscher Adelung und Jahn, des Pädagogen Schwarz, der Geschichtsforscher Cantzow, Barthold, Rühs und vieler anderen tüchtigen Männer aus allen Ständen.



Marktplatz in Stargardt.

Die meisten Städte Pommerns sind kleine Landstädtchen, deren Bürger zum Theil Ackerbau treiben, oder es sind Seestädte, deren Haupterwerb Fischfang und Seehandel bilden. Sehr viele bewahrten ihr alterthümliches Aussehen: sie haben enge, krumme Straßen, niedrige Holzhäuser, dazwischen hin und wieder ein stattliches Gebäude mit hohen verzierten Giebeln, und zuweilen ein giebelreiches Rathhaus oder eine Kirche im mittelalterlichen Style aus den Zeiten der Hansa. Eines hohen Alters rühmen sich Uckermünde, Demmin, Treptow, Kammin, Pyritz, Damm und Stargardt. Das älteste Holzschnitzwerk Pommerns besitzt die Kirche zu Anclam; lebhafte Leinwandmärkte haben Damm und Stargardt, Bernsteinfischerei und Lachsfang Stolp; Schiffsbau treibt Rügenwalde, Strohhutflechterei Bahn. Seiner Universität rühmt sich Greifswalde, seiner Forstschule das ehemalige Kloster Eldena, seiner Obstschule Stargardt, seines Muränenfangs Werben, seines Hopfens Fiddichow und Pölitz, des Denkmals Friedrich Wilhelm's I. Köslin, seines Reichthums das Dorf Dolitz, seines trefflichen Obstes das Dorf Rechow, seiner



Rathhaus zu Stralsund.

Lootsen die Insel Ruden, auf welcher Gustav Adolf landete. Das alte Kammin bewahrt aus frühesten Zeiten noch kostbaren Kirchen= und Priesterschmuck in seiner schönen Domkirche, die im reichen gothischen Styl erbaut ist und mit den Domen Niederdeutschlands große Aehnlichkeit hat. Da sieht man prachtvolle Gefäße aus Elfenbein, Silber, vergoldetem Kupfer und Alabaster, kunstvolle Reliquienkästchen, ein Marienstandbild aus Bernstein, reich gestickte Gewänder, einen siebenarmigen Leuchter u. a. Stargardt, mit seiner sehenswürdigen Marienkirche, seinem alterthümlichen Rathhause mit reich verziertem Giebel, ist seit der Zeit, wo es die Hauptstadt Hinterpommerns gewesen, öfters in Ehren genannt worden. Die alten Stadtwälle, jetzt in Kirchhöfe, Gärten und Spaziergänge umgewandelt, die von der Ringmauer noch übrigen Thürme, namentlich der das „rothe Meer" genannte und **1513** aufgeführte, könnten von manchem Strauß und ruhmreichen Sieg der wehrhaften Einwohnerschaft erzählen.

Statt vieler Orts- und Geschichtsbeschreibungen wollen wir hier einige der ruhmreichsten Thaten jener Städte Pommerns hervorheben, welche verdienen, dem preußischen und deutschen Volke im ewigen Gedächtniß zu bleiben: wir meinen Stralsunds und Kolbergs Kämpfe für Recht, Glauben und Vaterland.

„Zu jener Zeit, als die Dänenkönige mit List und Gewalt Mecklenburg, Pommern und Holstein zu dänischen Provinzen machen wollten, als Lübeck in seinen Ringmauern noch eine dänische Zwingburg dulden mußte, übernahmen es Stralsunds herzhafte Bürger, die Ostseeküste für Deutschland zu erhalten. Stralsund war bereits eine wehrhafte Stadt; auf der einen Seite reichte es bis an die Meerenge Gellen, die anderen Seiten schützten bruchige Niederungen und tiefe Wassergräben, so daß man nur mittelst weniger Brücken vom Lande her in die Stadt kommen konnte. Hinter den Gräben erhob sich eine dicke Mauer mit stattlichen Zinnen und 40 Thürmen, drinnen aber in der Stadt walteten in dem schönen Rathhause die Rathsherren der Innungen, unter denen die der Gewandschneider die einflußreichste war. Noch jetzt ist das thurmreiche Rathhaus mit den zierlichen Giebeln und kunstreichen Fenstern eine Zierde der Stadt, und man bewahrt darin den Stein noch auf, auf welchem Karl XII. bei seiner Rückkehr von Bender eingeschlummert saß.

„Die Stralsunder standen zwar unter der Herrschaft eines dänischen Vasallen, des Fürsten von Rügen, doch hatten sie demselben viele Vorrechte abgetrotzt, weshalb sie der Dänenkönig Erich endlich einmal recht zu demüthigen gedachte. Sie schlugen indeß seine Flotte (1312), und reizten ihn dadurch um so mehr zur Rache. Erich befahl dem wendischen Fürsten von Rügen, dem gewaltigen Witzlav, die Stralsunder auf jede mögliche Weise zu kränken und zu reizen, damit er wieder einen Vorwand erhalte, wider die Stadt zu ziehen. Schon nach zwei Jahren ging sein Wunsch in Erfüllung; denn 1314 brach der große Krieg der deutschen Ostseestädte mit den Slaven und Dänen aus. Der Markgraf von Brandenburg, Waldemar der Große, erkannte die Bedeutung dieses Krieges, sagte den Stralsundern Hülfe zu, fürchtete aber bei der großen Menge der Feinde einen schlimmen Ausgang, und verschaffte den Stralsundern einen leidlichen Frieden, den sie jedoch 1315 schon wieder brachen, weil der Dänen Uebermuth und Witzlav's Härte unerträglich wurden. Waldemar stand ihnen auch jetzt wieder bei, und führte den wohlbewaffneten Bürgern außer seinen märkischen Rittern die Ritterschaft von Rügen und die Herzöge von Pommern zu, wogegen sich mit Erich russische und polnische Fürsten, der Herzog von Mecklenburg, Sachsen-Lauenburg, die Grafen von Schwerin, ja auch Harzgrafen, die Landgrafen von Thüringen, der Erzbischof von Magdeburg, Norweger, Schweden und Holsteiner verbunden hatten.

„Wohl mochte den Stralsundern bangen, als sie 1316 von den Wällen herab die Schaaren Witzlav's, Erich's von Sachsen, Albrecht's von Braunschweig, die Schleswiger, Holsteiner und Slavenfürsten mit ihren Schaaren heranziehen sahen, als die deutschen Küstenstädte aus Furcht ihre Hülfe versagten und 80 dänische Schiffe mit 7000 Gewaffneten den Hafen sperrten. Doch die

Rathsherren und Bürger verloren den Muth nicht, denn es galt, das deutsche Recht zu schützen und dem deutschen Handel seine Herrschaft auf der Ostsee zu sichern. Sie setzten Schiffe und Mauern in Stand, bewaffneten sich und faßten um so mehr Hoffnung auf siegreichen Widerstand, als sie hörten, daß ihre Feinde unter sich nicht einig waren und viele deutsche Ritter sich weigerten, mit Dänen, Russen und Wenden wider deutsche Landsleute zu streiten.

„Die Belagerer konnten auch in der That über einen Angriffsplan und über ein gemeinsames Verfahren überhaupt nicht einig werden, so daß die Bürger meist nur mit einzelnen Haufen zu kämpfen hatten. Da meldete eines Tags der Thurmwart, daß sich Herzog Erich mit seiner Schaar von den Uebrigen getrennt habe und ins Hainholz vorgerückt sei. In der Stille sammelten sich da die Bürger des Abends am 21. Juni, brachen dann plötzlich aus der Stadt heraus, überraschten die Ritter im Holze, so daß diese keinen Gebrauch von ihren Lanzen und Pferden machen konnten, während sie selbst mit Streitkolben und Schwertern auf die Ritter losschlugen, ihrer viele erschlugen, den Rest in die Wagenburg trieben, das Lager plünderten und jubelnd mit reicher Beute und vielen Gefangenen heimkehrten. Solcher kühnen Ausfälle unternahmen sie mehrere, wodurch sie die Eifersucht und das Mißtrauen unter den Feinden mehrten, und dabei so viel Gefangene einbrachten, daß sie bereits im August 8000 Mark Silber als Lösegeld für Die erhielten, welche losgekauft werden konnten. Als nun gar die langen, kalten Herbstregen kamen mit den unfreundlichen Stürmen, ward es den Belagerern ganz unbehaglich draußen unter den Zelten und im aufgeweichten Boden. Sie fingen an, mit einander wegen des üblen Ausgangs der Belagerung zu hadern, und in Folge davon zog ein Fähnlein nach dem andern ab, so daß Witzlav endlich auch die Belagerung aufheben und dulden mußte, daß die Stralsunder in sein Gebiet einfielen, um den erlittenen Schaden durch Beute zu ersetzen. Im Jahre 1317 mußte er zu Templin mit Stralsund Frieden schließen und dessen Unabhängigkeit anerkennen. Von dem Lösegeld der gefangenen Ritter aber bauten die Bürger das prachtvolle Rathhaus und den schönen Artushof, in dessen Saale die reichen Kaufherren ihre Hochzeiten zu feiern pflegten. Da beim Kampfe im Hainholze die Hutfilzer am tapfersten gestritten hatten, so erhielten sie zum Dank den Vortritt vor den übrigen Innungen, sogar vor den Wollwebern."

„Nach dreihundert Jahren hatten die Stralsunder wieder Gelegenheit, ihren unverzagten Muth in der Vertheidigung ihrer Rechte zu zeigen. Als Wallenstein alle deutschen Fürsten zur Unterwerfung gezwungen, alle Feinde aus dem Felde geschlagen hatte, da wies nur die Stadt Stralsund seine ungerechten Forderungen mit kalter Entschlossenheit ab. Im Jahre 1627 verlangte Wallenstein, der Herzog Boleslav XIV. sollte in die pommer'schen Städte zehn kaiserliche Regimenter als Besatzung aufnehmen, damit der Dänenkönig Pommern nicht besetze. Boleslav war geneigt, auf dieses Ansinnen einzugehen, doch Stralsund

weigerte sich, weil dies seinen Privilegien zuwider sei. Wallenstein wiederholte zornig seine Forderung und legte der Stadt noch eine Geldbuße von 150,000 Thlr. auf; doch die Stralsunder schlugen beides ab und blieben selbst dann noch bei ihrer Weigerung, als es dem kaiserlichen Obersten Arnim gelungen war, sich durch List der Insel Dänholm zu bemächtigen, welche den Hafen beherrschte. Sie bestiegen ihre Schiffe, griffen die Kaiserlichen auf der Insel an, verjagten sie und machten sich auf Wallenstein's Rache gefaßt. Auf offenem Markte versammelte sich die wehrhafte Bürgerschaft und schwor mit emporgestreckter Rechten: „Wir wollen bei der wahren Religion Augsburgischen Bekenntnisses bis ans Ende verbleiben, für die Freiheit der Stadt bis auf den letzten Blutstropfen streiten, ohne Scheu und Eigennutz dem Vaterlande Leib und Gut opfern, aber Glied des deutschen Reiches bleiben!"

„Schon am 13. Mai rückte Arnim mit 8000 Mann vor die Stadt und ließ in zwei Wochen drei Mal Sturm laufen; aber die Bürger schlugen seine Angriffe siegreich zurück. Bald kamen 4 Compagnien Dänen und 600 Schweden zu Hülfe, welche auch Lebensmittel und Kriegsvorrath in reichlicher Fülle mitbrachten. Zugleich sandte die Stadt eine Deputation nach Prag zu Wallenstein, der sie aber zehn Tage warten ließ, ehe sie Zutritt zu ihm erhielt, worauf er ihr erklärte, sein Wille stehe unwiderruflich fest, und „wenn sie seinen Befehlen nicht sofort gehorchten, so solle nichts von der Stadt übrig bleiben, sollten auch 100,000 Mann und er selbst das Leben darüber verlieren." Die Deputation ging nun an den Kaiser, welcher an Wallenstein den Befehl nachschickte, die Belagerung aufzuheben; doch dieser erklärte dem kaiserlichen Boten zu Prenzlau: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel geschlossen ist, so muß es herunter!"

„Als die Stralsunder von diesen Vorgängen hörten, dachten sie: der Mensch denkt, Gott lenkt! Wagt es Wallenstein, dem Befehle seines Kaisers nicht zu gehorchen, so haben wir ein Recht, uns seinem eigenmächtigen Beginnen zu widersetzen. Sie rüsteten sich daher zu verzweifeltem Widerstande, schickten Greise, Weiber und Kinder nach Schweden und sahen gefaßt ringsum große Batterien gegen die Stadt aufführen; denn Wallenstein brachte außer den eigenen Kanonen noch kurmärkisches schweres Geschütz aus Küstrin und Mörser sammt Haubitzen aus Stettin mit vor die Stadt. Am 7. Juli erschien er vor Stralsund und ließ vom folgenden Abende ab die ganze Nacht hindurch gegen die Festung Sturm laufen. Drei Regimenter stürzten gegen das Frankenthor und nahmen im ungestümen Anlaufe wirklich zwei Schanzen. Da rückten aber frische Bürgerschaaren heran: ein blutiges Handgemenge begann in der Dunkelheit der Nacht; Kanonen donnerten, Bomben sprangen, Säbel klirrten, Verwundete stöhnten, Kriegsgeschrei wechselte mit Gewehrsalven. Die Kaiserlichen wehrten sich mannhaft, mußten aber die Schanzen wieder verlassen, in denen sie 1500 Todte zurückließen. Wallenstein wüthete und konnte kaum den Tagesanbruch erwarten, mit welchem die Trommel von Neuem die Regimenter zum Sturm gegen die hartnäckige Stadt führte, wobei zugleich ein

Hagel von Granaten und Bomben gegen die Wälle und die Stadt geschleudert wurde. Ein Regiment nach dem andern stürmte, aber jedes kehrte blutig und mit zerrissenen Gliedern vom Walle zurück; Wallenstein drohte mit furchtbaren Strafen, aber sie machten die Bürger nicht muthlos. Unter schweren Kämpfen brach endlich der Abend herein; 1500 Kaiserliche deckten als Leichen den Kampfplatz, kein Fußbreit Erde war erstritten.

„Nachdem Wallenstein noch einige Tage hindurch die Angriffe vergeblich wiederholt hatte, befahl er, die Stadt in Brand und Trümmer zu schießen. Nun begann es Tag und Nacht zu donnern und zu krachen; klappernd prallten die Kanonenkugeln an die Mauern, daß die Steinsplitter weit umherflogen; dröhnend schlugen Bomben durch Dach und Boden, zündeten hier und dort, stürzten Häuser nieder und tödteten die zur Löschung des Brandes Herbeieilenden; nur wenig Stunden Rast war den Bürgern gegönnt, die entweder hinter den Schanzen der Angriffe gewärtig sein, oder ausbrechende Feuersbrünste löschen mußten. Mancher wackere Familienvater ward erschossen, manches Haus zerstört, aber die Bürger verzagten nicht, denn sie vertheidigten ja ihr Recht als Bürger und Protestanten. Horch! da tönt freudige Kriegsmusik vom Hafen her, denn 400 Dänen rücken ein mit klingendem Spiel, wehenden Fahnen und einer langen Reihe von Wagen mit Kriegsvorräthen. Da fühlten sich die Stralsunder so stark, daß sie kühne Ausfälle gegen die Lagerstellen unternahmen, wo man es am wenigsten erwarten durfte. Wenn die stille Nacht hereingebrochen war, und die Kaiserlichen im Lager, in welchem sie von Regen und Sturm viel zu leiden hatten, der Ruhe pflegen wollten, da öffnete sich leise ein Stadtthor, und geräuschlos zogen einige hundert Bürger hinaus bis in die Nähe des Lagers, um mit Kriegsgeschrei in dasselbe einzubrechen. Wie fuhren da die Krieger aus dem Schlafe empor! Welche Verwirrung, welches Schießen, Schreien, Trommeln und Laufen durch einander! Und wenn es ihnen endlich auch gelang, unter großen Verlusten an Mannschaft sich zu ordnen und dem Feinde kräftigen Widerstand zu leisten, so verschwand dieser schnell im Dunkel der Nacht und kehrte hinter Wall und Mauer in Sicherheit zurück. Bei einem solchen Ausfalle gelang es den Belagerten, das ganze Tiefenbach'sche Regiment, eines der besten im kaiserlichen Heere, vollständig zu Grunde zu richten.

„Die kaiserlichen Soldaten wurden mit jedem Tage mißmuthiger. Als nun gar noch 2000 Schweden zu Hülfe eilten und 200 dänische Schiffe die mecklenburgische Küste entlang segelten, als mit den Herbstregen Krankheiten und Seuchen kamen, da mußte der stolze Wallenstein von der muthigen Stadt abziehen, nachdem er sie zwölf Wochen belagert und dabei 12,000 Mann verloren hatte. Große Freude gab es da in Stralsund! Denn nun konnte man Weib und Kind wieder von Schweden herüberkommen lassen. Aber es gab auch viel Herzeleid, denn manche Frau fand ihren Gatten und viele Kinder ihren Vater nicht mehr unter den Lebenden."

„Nach zweihundert Jahren sollte Stralsund noch einmal der Schauplatz des Kampfes für Deutschlands Unabhängigkeit und Preußens Kriegsehre werden. Napoleon hatte Oesterreich gedemüthigt, Preußen besiegt und gedachte unser Vaterland zu einer Provinz Frankreichs zu machen. Er beraubte deutsche Fürsten ihrer Länder, machte Franzosen zu Königen und Fürsten, sogar die deutsche Sprache wollte er beseitigen, indem er die französische zur Gerichts- und Geschäftssprache machte. Wer sein Vaterland aus vollem, deutschem Herzen liebte, galt für einen Hochverräther; wer Deutschlands Unglück beklagte und eine bessere Zukunft herbeiwünschte, ward als Rebell bestraft oder von der französischen Polizei auf jede mögliche Weise belästigt. Mußte doch selbst Preußens hochherziger Minister, Stein, fliehen, nachdem er von Napoleon geächtet war, und schieden viele tapfere Officiere aus dem preußischen Heere, um nicht etwa für Napoleon fechten zu müssen. Da versuchte das an Siegen reiche Oesterreich noch einmal den Riesenkampf gegen den Unterdrücker Deutschlands, und auch in Preußen sehnte sich die kriegsmuthige Jugend wieder hinaus auf's Schlachtfeld, um die Kriegsehre und die schwer gekränkte Königin zu rächen. Doch der König hielt sein Heer noch nicht für stark genug, den Kampf zu unternehmen, weshalb mancher ungeduldige Jüngling nach Oesterreich oder England ging, um nur gegen Franzosen kämpfen zu können. Mitten in dieser Aufregung der Gemüther erfaßte einen patriotischen Officier eine so unwiderstehliche Kampflust, daß er auf eigene Faust einen Volkskrieg begann, weil er es für Pflicht hielt, dem Volke ein Beispiel zu geben und dessen Muth zu beleben.

„Der Lieutenant v. Schill begann einen Krieg gegen Napoleon; mit ihm zugleich erhoben sich Dörnberg in Hessen und Herzog Wilhelm von Braunschweig. Schill war bei Jena verwundet, aber, glücklich nach Kolberg geflohen, daselbst bald geheilt worden, und hatte an der Vertheidigung der Stadt unter Gneisenau und Nettelbeck Theil genommen, indem er ein Freicorps errichtete, welches von zwei Dragonern bald auf 100 Mann anwuchs, die Umgegend durchstreifte, sich 4 Monate in dem befestigten Hölzchen Maikuhl gegen die Franzosen vertheidigte und ihrer viele zu Gefangenen machte, darunter sogar einen General. Als der Tilsiter Friede geschlossen war, zog Schill, der zum Major beim Leibregiment ernannt worden, mit demselben in Berlin ein, wo er als Vertheidiger Kolbergs mit endlosem Jubel empfangen wurde; denn jeder Berliner wollte den Mann ehren, der die Waffenehre gerettet und das Vaterland unverzagt bis zum letzten Augenblicke vertheidigt hatte, als Andere dasselbe feig verriethen. Wo sich Schill auf der Straße sehen ließ, umgab ihn eine neugierige Menge, pries seine Thaten und hoffte von ihm noch Großes zu hören.

„Da rief Oesterreich die deutschen Völker zum Kampfe gegen den Nationalfeind auf, und Schill folgte seinem Hasse gegen die Franzosen, indem er auf eigene Verantwortung in Preußen den Krieg begann, wenn man seinen Aufstand so nennen darf. Am 29. April 1809 ließ er sein Regiment satteln, und rückte, wie er schon öfter gethan, mit vollem Gepäck aus Berlin. Nach-

dem man einige Meilen marschirt war, ließ er seine 600 Husaren einen Kreis schließen und sprach: „Preußen, der Krieg gegen Napoleon bricht von Neuem aus. Oesterreichs Heere ziehen gegen ihn und kämpfen bereits mit ihm; da dürfen auch wir nicht daheim bleiben, denn wir haben die Schlacht bei Jena, den Frieden von Tilsit zu rächen. Ich bin entschlossen, zu Oesterreichs Heere zu stoßen, und bin überzeugt, daß mein König dies billigen und uns bald mit seiner ganzen Kriegsmacht folgen wird. Wer mit mir kämpfen will für Deutschlands Ehre und Freiheit, für Preußens Recht und Macht, der folge mir; wer sich vor der That scheut, der kehre ungekränkt nach Berlin zurück!" „Wir folgen Alle!" rief es wie aus Einem Munde, wobei die Säbel kampfmuthig geschwungen und dem König ein dreifaches Hurrah gebracht wurde. Schill rückte nun gegen die Elbe und hatte die Freude, bald 200 Mann Fußvolk zu sich stoßen zu sehen, welche Berlin gleichfalls verlassen hatten und meldeten, alle Regimenter wollten ihm folgen. Das preußische Volk durchzuckte es freudig, als es Schill's That vernahm; mancher Jüngling stahl sich heimlich aus dem Hause, um in Schill's Freischaar einzutreten, welche daher an Zahl der Tapferen täglich zunahm. Aber es eilten auch schon von allen Seiten große feindliche Haufen heran, um auf die kleine Schaar förmlich Jagd zu machen. Der König von Preußen mußte den Major für abgesetzt erklären, König Jerome ächtete ihn als Räuber, und Tausende waren herangezogen, um Schill zu bewältigen, der ihnen aber durch kühne Märsche und glückliche Gefechte entging, bis ihn die Besiegung Oesterreichs in große Verlegenheit brachte. Der muthige Held verzagte indeß nicht. Abgesetzt, geächtet und von allen Seiten gedrängt, entschloß er sich, mit seinem Corps nach England zu gehen, marschirte daher über Halle und Dessau nach Tangermünde, ward aber genöthigt, sich nach Stralsund zu wenden.

„Die Stadt ward den Franzosen rasch entrissen, in der Eile befestigt und die pommer'sche Landwehr zur Hülfe aufgefordert. Wirklich sammelten sich auch 2000 dieser patriotischen Krieger, aber am 31. Mai rückten auch schon 6000 Feinde vor die Stadt und griffen sie vom Knieper Thore her an. Nach einer heftigen Kanonade drangen sie ein, aber Schill setzte ihnen in den Straßen den verzweifeltsten Widerstand entgegen. Im heißesten Kampfgewühl stand Schill an der Spitze seiner treuen Streiter. Reiter und Fußvolk drangen auf die kleine Schaar ein, die Schritt bei Schritt weichen mußte. Da setzten zwei dänische Reiter Schill hart zu: der eine versetzte ihm einen Hieb über den Kopf und versprach dann Schonung, wenn sich Schill ergeben wolle. Doch dieser antwortete mit Säbelhieben, bis ihn mehrere Flintenschüsse trafen, so daß er todt zu Boden stürzte. Mit seinem Tode endete das Gefecht; nur 150 Mann schlugen sich nach der preußischen Grenze durch, die Uebrigen fielen oder wurden gefangen, um nach Frankreich geführt und zu Galeerensclaven gemacht zu werden. Zwölf gefangene Officiere wurden wider alles Recht zu Wesel erschossen, weil sie ihr Vaterland gegen den Thronräuber vertheidigt hatten; Schill's Leichname aber schnitten die Dänen den Kopf ab, legten ihn in Weingeist und schenkten ihn den Franzosen, die ihn in Leyden aufbewahrten, von

wo er später nach Braunschweig kam. Die patriotischen Stralsunder aber haben in der Fährstraße durch eine Inschrift den Stein kenntlich gemacht, wo Schill fiel, begruben seine Leiche auf dem Knieper Kirchhofe und schmückten sein Grabmal mit einer, leider lateinischen Inschrift. — Schill war gefallen, aber das deutsche Volk sah in ihm den deutschen Kriegsmuth neu erstehen, sah, was ein muthiger Mann vermochte, und folgte in wenig Jahren seinem Beispiele. Schill war in Stralsund gefallen, aber die preußische Volkskraft war in den blutgefärbten Straßen jener Stadt auferstanden." (Nach Körner's „Deutsches Vaterland".)

Schill war gefallen, seine Leiche im Tode noch entehrt; aber das deutsche Volk betrachtete ihn als Märtyrer der gerechten Sache, beweinte des Patrioten Schicksal und beschloß, ihn zu rächen. Kaum ist ein Krieger populärer geworden als Schill, dessen Heldenmuth Dichter feierten, dessen Thaten das Volk heute noch in feurigen Liedern preist, da er der Vorbote der großen Volkserhebung war, als der heiß ersehnte Aufruf des Königs das Volk unter die Waffen rief. Da hörte man in Dörfern und Städten, auf Wegen und Stegen singen:

Es zog aus Berlin ein tapferer Held u. s. w.

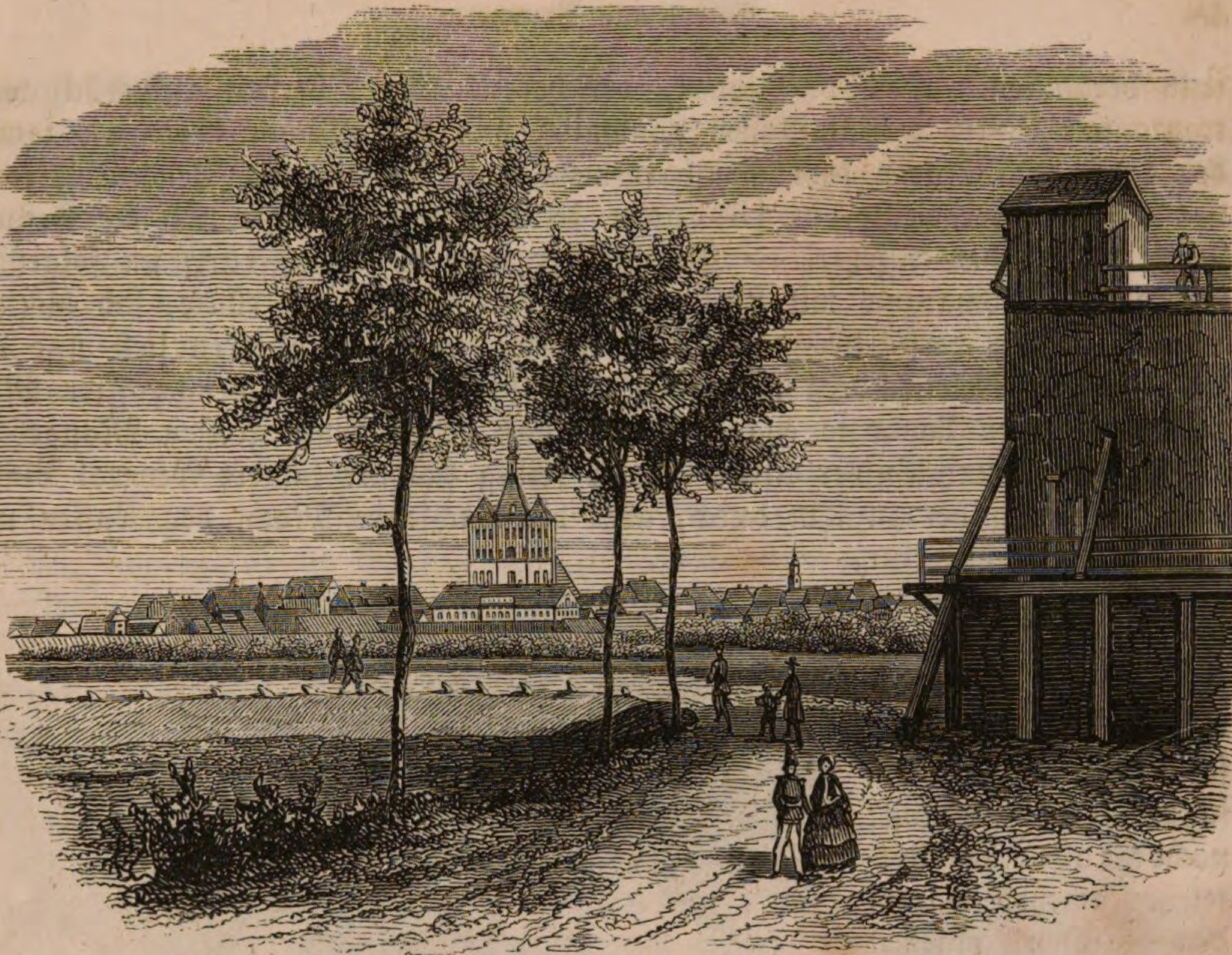
oder:

Klaget nicht, daß ich gefallen u. s. w.

und als die Freiheit errungen war, ehrte man den unverzagten Major und seine Officiere durch ein Denkmal, unter welchem auch seine sterblichen Ueberreste beigesetzt wurden.



Schill's Tod.



Kolberg.

2.

Noch rühmlichere Tage hat Kolberg erlebt, dessen Name eine Zierde der preußischen Geschichte ist, da es in den Zeiten der allgemeinen Entmuthigung ein unvergeßliches Beispiel altpreußischer Tapferkeit und hochherzigen Bürgersinnes wie der Aufopferung für König und Vaterland gab. Bereits im siebenjährigen Kriege zeichnete sich seine Besatzung wie seine Bürgerschaft durch unerschrockene Tapferkeit aus, da es der Major v. Heyden drei Mal glücklich vertheidigte, bis ihn besonders das letzte Mal Mangel an Lebensmitteln und an Schießbedarf zur Uebergabe zwang.

Am 4. Oct. 1758 rückten 3000 Russen vor die Festung, und fingen sogleich an, sie heftig zu bombardiren. Diese besaß zwar 144 Stück Geschütz, aber nur 14 Artilleristen und 700 Mann Landmiliz. Aber der Commandant war ein Mann von Muth, und die Bürgerschaft übernahm die Vertheidigung mit, indem sie sich in Compagnien theilte, auf den Wällen kämpfte und das Geschütz bediente. Da half den Russen ihr wilder Ungestüm nichts: vergeblich bombardirten sie die Stadt drei Tage hindurch, vergeblich liefen sie Sturm auf Sturm; sie wurden überall zurückgeschlagen und mußten gegen Ende des Monats abziehen. Ende August 1760 ward Kolberg zum zweiten Male von der Land- und Seeseite belagert, indem 24 schwedische und russische Schiffe vom Hafen aus die Stadt beschossen und 6—8000 Mann sie auf der Land-

seite berannten. Doch v. Heyden, der bereits zum Obersten aufgerückt war, trotzte mit seinen 2 Bataillonen Landmiliz und 800 Mann Garnison sammt den tapferen Bürgern dem Bombardement und Sturm, bis General Werner von Glogau herbeieilte, in 13 Tagen 48 Meilen zurücklegte und die Festung Mitte September entsetzte. — Gefährlicher war die Belagerung im folgenden Jahre, als Romanzow mit 8000 Mann vor die Festung rückte, sich bis auf 15,000 Mann verstärkte, durch eine Flotte den Hafen sperren ließ und den Prinzen von Württemberg mit seinen 12,000 Mann zusammengeraffter Miliz in seinem festen Lager so eng einschloß, daß dessen Leute großen Mangel an Lebensmitteln und Pulver litten. Zwar schlug sich der tapfere General Platen von Landsberg her zu ihm durch, aber die wachsende Macht der Russen und eine Reihe kleiner Unglücksfälle zwangen die Preußen, ihr Lager zu verlassen und nach Stettin zu marschiren, so daß sich die Besatzung der Festung, nachdem alle Lebensmittel aufgezehrt waren, den Russen ergeben mußte; denn von 3000 Mann war kaum die Hälfte noch dienstfähig.



Vertheidigung Kolbergs durch Oberst v. Heyden.

Am berühmtesten aber ist Kolberg in der preußischen Geschichte erst durch die tapfere Vertheidigung geworden, welche 1807 der patriotische Bürger Nettelbeck und v. Gneisenau den Franzosen zu einer Zeit entgegenstellten, als Preußens Heer vernichtet und die meisten Festungen durch schimpfliche Feigheit ihrer Commandanten gefallen waren. Die Stadt liegt am rechten Ufer der Persante, die von hier bis zur ganz nahen Ostsee für kleinere Seeschiffe fahrbar ist. Am rechten Hafenufer ziehen sich die geräumigen Speicher und Häuser der „Münde" hin; zwischen ihr und der Stadt dehnt sich die Vorstadt „Pfannschmieden" aus. Den Eingang zum Hafen schützt das „Münderfort"; diesem gegenüber erstreckt sich der morastige Wald „Maikuhl" weit am Meeresufer gegen Westen hin; dagegen liegen weiter nach der Stadt zu die Gradirwerke im „Siederfelde". Die Stadt selbst bildet ein stumpfes Viereck, welches auf den drei Landseiten von einem Hauptwalle und sechs Bastionen umschlossen

wird. Ringsum breitet sich von Süden nach Nordosten ununterbrochen ein morastiger Wiesengrund aus, welcher durch Schleußen kann unter Wasser gesetzt werden. Erst jenseit desselben erhebt sich nach Süden die Altstadt, nach Osten der Hoheberg und der Bullenwinkel, nach Nordost der Wolfsberg, und die Westseite endlich schützt, außer der Persante, der Holzgraben mit der Moraſtschanze und dem Kauzenberg im Südwesten.

Bereits waren die Franzosen bis Stettin gerückt, aber noch that der alte Commandant v. Loucadou nichts, um Kolberg in nachhaltigen Vertheidigungszustand zu versetzen. Die Schanzen auf den umliegenden Anhöhen waren verfallen, Wall und Graben der Festung selbst seit Langem nicht ausgebessert. Alles Geschütz, mit Ausnahme von drei Lärmkanonen auf der Bastion Pommern, lag rostend im Grase, die Laffetten moderten im Zeughause, für Lebensmittel und Schießbedarf war nicht gesorgt, so daß der Platz unhaltbar schien. Die wackeren Kolberger sahen mit Betrübniß, wie wenig vom Commandanten geschah, die Festung dem Könige zu erhalten; daher beriethen sie mit einander, wie dem abzuhelfen sei, und beauftragten den gewandten Nettelbeck, den Commandanten zu ernsten Vertheidigungsanstalten aufzufordern und ihm die Hülfe der Bürger anzubieten, die in ihrem Bürgereide sich ausdrücklich zur Vertheidigung der Stadt verpflichten mußten. Nettelbeck ward aber mit diesen und später mit anderen verständigen Vorschlägen höhnisch vom Commandanten abgewiesen, ja, dieser pflegte bei solchen Unterredungen die Gegenwart der Köchin zu dulden, die sich dann jedesmal in herzhaften Schimpfreden über die unbescheidenen Bürger erging, bis Nettelbeck einst die Geduld verlor, die Dame beim Arme nahm und aus dem Zimmer entfernte. Zwar nahm dies der alte Loucadou für eine amtliche Beleidigung und bestrafte den kühnen Rebellen wider die Kriegsräthin mit Arrest, mußte ihn aber sehr bald wieder entlassen.



Joachim Christ. Nettelbeck,
geb. den 20. Sept. 1738, gest. den 19. Jan. 1824.

Der treue Nettelbeck ließ sich durch Spott und Aerger nicht abhalten, sich die Vertheidigung der Stadt zur Pflicht zu machen, und erhielt auch die Erlaubniß, auf den Anhöhen vor der Stadt die alten Schanzen wieder herzustellen, aber freilich für sein eigenes Geld. Unermüdlich war der patriotische Bürger fortan bemüht, den Commandanten zur Thätigkeit anzutreiben, ihn zu überwachen, Proviant herbeizuschaffen, die Schleußenwerke in Stand zu setzen, die Bürger zu ermuthigen, seinem Könige die Lage der Stadt zu schildern, bei Gefechten mit Wagen zur Hand zu sein, um Todte und Verwundete zu sammeln und heim zu fahren, bei stürmischem Wetter, wenn selbst Lootsen verzagten, auf dem Boote den Schiffen, welche Hülfsmittel brachten, entgegen zu eilen, um sie ins Sichere zu bringen, bei ausbrechenden Feuersbrünsten Leute zum

Löschen herbeizuschaffen, aus seinem Keller und aus seiner Tasche ganze Truppentheile zu erhalten, — kurz, für Alle und Alles zu sorgen. Stets bereit für seinen König Hab und Gut zu opfern, nie verzagt im Unglück, immer treu seiner Pflicht ist er ein erhabenes Beispiel echten Bürgersinnes und einer hochherzigen Vaterlandsliebe in einer treulosen, feigen Zeit.

Glücklicher Weise fand Nettelbeck gleichgesinnte Männer: im Kriegsrath Wisseling, welcher es dahin brachte, daß dem Loucadou der Hauptmann v. Waldenfels als zweiter Commandant beigegeben wurde, und in Major v. Schill, der auf eigene Faust sich der Vertheidigung anschloß, seit er von der Kopfwunde in Kolberg geheilt war, die er in der Schlacht bei Jena erhalten hatte. Schill sammelte Flüchtlinge und besetzte mit ihnen die wichtige Position Maikuhl, welche die Verbindung mit der See sicherte. Außerdem machte er Ausfälle und Ausflüge nach allen Seiten, hielt die Feinde auf, und vertheidigte Monate lang seinen Wald gegen eine große Uebermacht, obschon ihn Loucadou nicht unterstützte, und Nettelbeck die tapferen Streiter Schill's, die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kamen, aus seinen eigenen Speichern mit Lebensmitteln versorgen mußte, da sich sonst Niemand um die Helden kümmerte.

Mitten unter diesen Zurüstungen kam die Nachricht von dem Heranrücken eines starken französischen Corps unter Toullié, welchen der tapfere Schill auf den schmalen Wegen zwischen Morästen und Brüchen über 8 Tage aufhielt, damit man in Kolberg noch manches Nothwendige in Stand setzen könne. Ein Theil der Feinde zog am Ostseestrande gegen die Maikuhl heran, das Hauptcorps ging südlich von Kolberg über die Persante und lagerte vor der Stadt auf der Ostseite, weshalb der Hoheberg und der Bullenwinkel hätten herzhaft sollen vertheidigt, die Lauenburger Vorstadt befestigt und davor auf dem Damme nächst der Ziegelscheune eine Schanze aufgeworfen werden. Am **10.** März erschienen die Franzosen, und als der alte Commandant von möglichen Unfällen sprach, erklärte ihm Nettelbeck kurzweg: „Kolberg kann und muß dem Könige erhalten werden, es koste, was es wolle. Wir haben Brod und Waffen, alle Bürger sind entschlossen, die Festung nicht übergeben zu lassen, wenn auch alle unsere Häuser in Schutthaufen verwandelt würden. Wer von Uebergabe spricht, dem renne ich auf der Stelle meinen Degen durch den Leib!"

Trotz dieser Entschiedenheit blieb Loucadou ziemlich unthätig, ließ eine Außenschanze nach der andern nehmen, brannte dann ohne Noth eine Vorstadt nieder, und zankte sich mit den tapferen Officieren, welche dieser gewissenlosen Schlaffheit nicht ruhig zusehen konnten, so daß mehrere Male ein Aufstand auszubrechen drohte. Außerdem benahm er sich gegen einen feindlichen Parlamentär so überaus zuvorkommend, gegen die Bürger und Officiere so geheimnißvoll, daß der Argwohn, er wolle die Festung verrathen, um so wahrscheinlicher wurde, als in seiner Wohnung zwei Mal Feuer ausbrach, ohne daß man die Ursache entdecken konnte. Einige seiner Vertrauten gingen heimlich zu den Feinden über, und der Wachtdienst ward so sorglos versehen, daß Nettelbeck bei der nächtlichen Revision der Schildwachen zu seinem Schrecken trotz der

Nähe des Feindes nur sieben Mann Schildwache unter Gewehr fand. Sofort wollte der besorgte Bürger diese Nachlässigkeit melden, aber der Commandant ließ sich nicht mehr sprechen, da er bereits zur Ruhe gegangen war. Da schrieb der geängstigte Nettelbeck an den König nach Memel, schilderte ihm die Lage der Dinge und bat dringend, einen andern Commandanten zu schicken.

Glücklicher Weise unternahmen die Franzosen nichts Ernstliches, und Schill beschäftigte sie durch seine verwegenen Ausfälle so sehr, daß Kolberg noch nicht der eigentlichen Beschießung ausgesetzt wurde. Doch flogen mitunter einige Granaten in die Häuser, oder sprangen hier und da auf dem Walle. Da trug es sich zu, daß eine Bombe nicht weit von der Gruppe niederschlug, zu welcher Officiere und Bürger um den Commandanten zusammengetreten waren. Loucadou erblaßte, als die Bombe sprang, und rief aus: „Wenn das so fort geht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuz kriechen.“ Kaum hatte Nettelbeck diese zweideutigen Worte gehört, so riß ihn der Zorn zu der heftigen Entgegnung hin: „Halt! Der Erste, wer es auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht, der stirbt des Todes von meiner Hand!“ Zugleich zog er den Degen und richtete ihn gegen Loucadou, der gleichfalls zog und den verwegenen Bürger niederstechen wollte. Die Umstehenden brachten die Beiden zwar aus einander, doch der Commandant wollte seinen Beleidiger vor ein Kriegsgericht stellen und zum Tode verurtheilen lassen. Eine drohende Aufregung unter den Bürgern und der Unwille seiner Officiere bewogen ihn jedoch, die ganze Sache fallen zu lassen.

Erst gegen Ende April machten die Franzosen mit der Beschießung Ernst, da ihr schweres Geschütz angekommen war. Leider war dies zum Theil preußisches, denn es befanden sich darunter Kanonen, die man für Kolberg bestimmt hatte. Bei dem Unglück bei Jena hatte sich aber das Ministerium nicht über die wohlfeilste Art des Transports einigen können; darüber verstrichen mehrere Wochen, bis die Franzosen kamen und das Geschütz erbeuteten. Zum Glück erschien mit der drohenden Gefahr für Kolberg auch Hülfe; denn von Memel kamen nicht nur einige hundert Mann Truppen, sondern im Major v. Gneisenau auch ein Commandant, der Muth, Kenntniß und Liebe zu König und Vaterland besaß, ein Mann, wie ihn Nettelbeck vom Könige erbeten hatte. Rührend ist Nettelbeck's Freude über Gneisenau's Ankunft. Eben lief er besorgt umher, um den Vicecommandanten von drohender Gefahr zu unterrichten, da die Feinde im Vorrücken gegen die Stadt neue Schanzen aufwarfen; da traf er Waldenfels im Hafen bei einem unbekannten Manne. Nettelbeck rief jenen bei Seite, ward aber bedeutet, in der Stadt solle er viel Erfreuliches erfahren. Auf seinem Zimmer angekommen, stellte Waldenfels dem überraschten Nettelbeck den neuen Commandanten vor, und der Bürger sank vor Rührung auf's Knie vor Gneisenau, indem er ausrief: „Ich bitte Sie um Gottes willen, verlassen Sie uns nicht, wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben, sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein;

in uns Allen lebt nur Ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!"

Gneisenau versicherte dem treuen Nettelbeck, daß er mit ihnen getreulich bis in den Tod ausharren werde, besah die Festung, unterrichtete sich von Allem, und begann nun dem Feinde einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, indem er sich nicht auf die Vertheidigung der Wälle beschränkte, sondern auch kühne Ausfälle unternahm, um den Feind zurückzudrängen oder in seinen Unternehmungen wenigstens aufzuhalten. Der Ungestüm der Grenadiere und Jäger trieb den Feind im nächtlichen Ueberfall aus seinen Stellungen zurück, nahm ihm Gefangene ab und zerstörte begonnene Schanzwerke, aber die Zahl der Feinde war zu groß und der Nachtheil, welchen Loucadou's Sorglosigkeit verschuldet hatte, bereits so bedeutend, daß durch diese kühnen Handstreiche ein dauernder Erfolg nicht konnte errungen werden. Doch erschienen zuweilen Schiffe, welche frische Truppen und solche Streitlustige brachten, die aus französischer Gefangenschaft entflohen waren. Andere Fahrzeuge führten aus England Geschütz und Schießbedarf herbei, während ein schwedisches Kriegsschiff, ein kleineres bewaffnetes englisches Fahrzeug und einige Kanonenboote das Vordringen der Franzosen gegen die Maikuhl aufhalten halfen, wodurch sie den tapferen Schill'schen Streitern große Dienste leisteten. Leider verließ der unternehmende Schill bald sein Corps, da es ihm in dem umstellten Walde zu enge wurde und er durch kühne Streifzüge von Stralsund aus dem Feinde mehr schaden zu können meinte, indem er dessen Rückzugslinie unsicher machte. Im Ganzen kämpften 24,000 Franzosen gegen 6000 Preußen, denen sie an Geschütz weit überlegen waren. Denn die Engländer hatten für ihre neuen Kanonen keine Laffetten mitgebracht, so daß diese Geschütze mühsam und durch allerlei Flickerei in die alten Laffetten mußten eingepaßt werden.

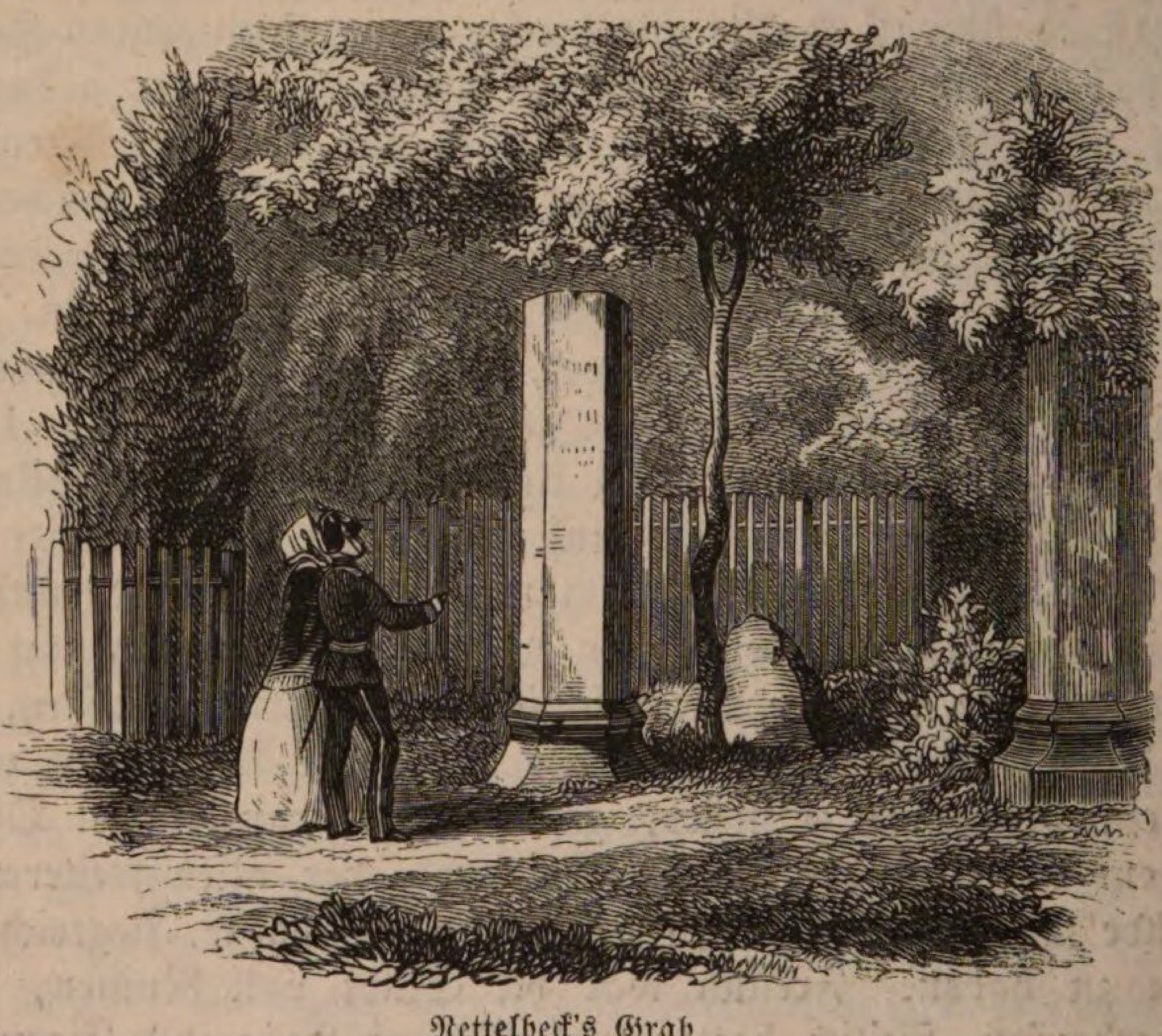
Während um den Besitz der Schanze auf dem Wolfsberge an der Ostseite der Stadt blutig gestritten ward, und der Feind Mitte Mai langsam, aber sicher gegen die Festung mit seinen Laufgräben und Schanzen vorrückte, gab Nettelbeck wiederholt Beweise seiner muthigen Vaterlandsliebe. Denn zwei Mal leitete er hülfebringende Schiffe, die mit dem Sturm und der Brandung rangen, sicher in den Hafen, obschon die Lootsen bei der augenscheinlichen Lebensgefahr verzagten. Nettelbeck ergriff aber Einige, redete ihnen Muth ein, wandte sich an ihr Ehrgefühl und rettete die Schiffe; ja, er nahm sogar Fischerweiber als Ruderinnen, als die Männer verzagten. Zu gleicher Zeit baute er nach eigener Erfindung Schleußenwerke, um die nächste Umgebung der Stadt unter Wasser zu setzen, war bei ausbrechenden Feuersbrünsten der Erste, half durch gestempelte Papierscheine dem Mangel an kleiner Münze ab, schaffte den obdachlosen Armen, deren Wohnungen zerstört waren, ein sicheres Unterkommen in geräumigen Kasematten, und ermuthigte die Bürger, als endlich ein furchtbares Bombardement Tage lang die Stadt mit Bomben und Granaten überschüttete, als Giebel stürzten, Dächer zerlöchert wurden, als die Wohnungen keine Sicherheit mehr gaben, als häufig ausbrechende Feuer die

Ausdauer der Bürger erschöpften und stumpfe Gleichgültigkeit überhand zu nehmen drohte. Da ward der wackere Nettelbeck nicht müde, für Alle zu wachen, die Trägen anzuregen, Grobheiten und selbst Mißhandlungen ruhig zu ertragen, Geld zu spenden und nicht eher zu ruhen, als bis er Hülfe geschafft hatte. Als er beim Brand des Rathhauses lange vergeblich die Bürger in der Nachbarschaft aus dem Schlafe zu pochen versucht und den Herbeikommenden wider Willen die Löscheimer in die Hand gedrückt hatte, vergaß sich ein roher Mensch so weit, daß er Nettelbeck den gefüllten Eimer „um die Ohren schlug", wodurch dieser fast besinnungslos wurde. Aber der Patriot erduldete diese Beschimpfung ruhig; denn er wollte ja die Stadt dem König erhalten, und für diesen Zweck war kein Opfer, kein Märtyrerthum zu schmerzlich.

Da der Wolfsberg trotz der blutigen Tapferkeit des Bataillons Waldenfels, welches sich bei der wiederholten Erstürmung der dortigen Schanzen fast ganz aufopferte, verloren ging, da das Bombardement immer heftiger wurde, so gestalteten sich die Verhältnisse in Kolberg immer ungünstiger. Da zuckte die finstere Nacht hindurch auf den zahlreichen feindlichen Batterien Blitz auf Blitz, folgte Zuck auf Zuck, Schlag auf Schlag; in der Luft schwärmte, zischte und heulte es von Bomben und Granaten, die in lichten Bogen in die Stadt flogen, so daß es überall knallte und krachte von zerspringenden Hohlgeschossen, stürzenden Giebeln und Häusern, daß ein wüster Lärm der geängstigten Einwohner aus allen Gassen scholl, wenn hier und da eine zündende Flamme aufloderte, welche die Nacht zum Tage machte. Und dazwischen donnerten die Festungsgeschütze vom Wall und den Bastionen muthig gegen den Feind, daß die Erde bebte, und der allgemeine Lärm, das Trommeln, Rasseln der Fuhrwerke, Waffengeklirr, Kindergeschrei, Hülferuf und Commandos ein furchtbares Gewirr von Tönen bildeten. Zum Unglück ging am 1. Juli nach einem furchtbaren Kanonenfeuer durch Ueberrumpelung die Maikuhl verloren, weshalb das Schill'sche Corps sich auf das rechte Persanteufer zurückziehen mußte und beim Rückzuge nach der Stadt die Mündervorstadt und die Pfannschmieden niederbrannte, Kolberg aber von der Verbindung mit dem Meere abgeschnitten war, so daß die Kriegsschiffe sich entfernen mußten. Noch zwei Tage tobte das Bombardement, ohne den Muth der Belagerten zu schwächen; da brachte ein preußischer Officier, geleitet von französischen Officieren, die Nachricht vom Abschluß des Tilsiter Friedens, der allen weiteren Feindseligkeiten ein Ende machte und Kolberg den Ruhm verschaffte, siegreich den Feinden widerstanden zu haben. Freilich war die Stadt voll Ruinen, Brandstätten und Trümmerhaufen, freilich hatten viele Bürger Habe und Eigenthum, Leben und Wohlstand verloren, war manche Familie verwaist, aber die Bürger fanden Trost in dem Gedanken, dem Könige die Treue bewahrt und dem entmuthigten Volke ein großes Beispiel gegeben zu haben, was entschlossener Wille und begeisterte Vaterlandsliebe vermögen. Das Heer war geschlagen und fast ganz vernichtet, aber der preußische Bürger stand unbesiegt in echt deutscher Wehrkraft und altpreußischem Heldenmuth für seinen König und sein

Recht auf dem Kampfplatze und ließ die Ahnung zur Gewißheit werden, daß das preußische Volk König und Vaterland werde zu retten wissen. Nettelbeck ist das nachahmungswerthe Vorbild des echt preußischen Bürgers voll Muth, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und freimüthiger Offenheit geworden; sein Name möge dem Volke unvergeßlich bleiben, seine That aber gehört der preußischen Geschichte an.

Würdig der unbesiegten Schaar an der Persante haben die pommer'schen Landwehr- und Reiterregimenter in den Befreiungskriegen gefochten und den Namen ihrer Provinz mit Ruhm bedeckt. Pommer'scher Muth und unverzagtes Draufgehen haben manche Schlacht zu siegreichem Ende geführt. Aber neben den tapferen Kriegern vergaß das Volk auch den treuen Bürger nicht, dessen Ruhestätte unter schattigen Bäumen ein einfacher Grabstein kommenden Geschlechtern bezeichnet. Nettelbeck hat gezeigt, wie viel ein entschlossener Mann vermag, wie viel man durch Beharrlichkeit und aufopfernden Gemeinsinn zu erreichen vermag. Wir stehen nicht an, den bürgerlichen Vertheidiger Kolbergs neben den kriegskundigen Vertheidiger Wiens, den Kaufmann Nettelbeck neben den Grafen Stahremberg zu setzen.



Nettelbeck's Grab



Seeadlers Horst.

4. Die Insel Rügen.

Erscheine mir, mit goldnem Strahl beglänzt,
Im regen Schooß der ew'gen jungen Wogen,
Du hehres Rügen, hoch von Wald bekränzt,
Von Fels und Fluth in buntem Reiz umzogen!
Wie drohend ward von lautem Kampfgetöne
In grauer Zeit dein weißer Strand umrauscht!
Wie scholl die Schlacht, als deine rauhen Söhne
Des Kreuzes Heil für Götzendienst getauscht!

So singt der Dichter von dem viel besuchten und viel gepriesenen, 18 □Meilen großen Eiland, auf welchem sich das altnordische Heidenthum bis 1168 behauptete, wo es dem Dänenkönige Waldemar I., den Sachsen und Pommern erlag. Aber lange noch waren die Ranen oder Rugier gefürchtete Seeräuber, dagegen wanderten seit 1190 viele Deutsche ein, welche mit der Zeit die Uebermacht auf der Insel gewannen, sich nach dem Aussterben der eingeborenen Fürsten 1325 unter die Herzöge von Wolgast stellten und fortan Pommerns Schicksale theilten. Nachdem Rügen seit dem dreißigjährigen Kriege unter schwedischer Herrschaft gestanden hatte, wurde es 1814 an Dänemark abgetreten und von diesem gegen Lauenburg und andere Entschädigungen an Preußen vertauscht.

So reizend die Landschaften Rügens in sonnigen Herbsttagen erscheinen und so poetisch die Burgwälle, Hünengräber und Opferstätten aus heidnischer

Zeit stimmen, so ist Rügen im Frühjahr und Sommer doch gerade kein angenehmer Aufenthaltsort, denn den Frühling über pflegen kalte, rauhe Ostwinde zu wehen, und der Sommer bringt viel Sturm und Regen.

Kommt man von Swinemünde her, so hat man schon vom Schiffe aus liebliche Fernsichten; denn es liegen im Gesichtskreise die waldigen Uferberge Usedoms, die Thürme von Wolgast und Greifswalde, die kleine, von Lootsen bewohnte Insel Ruden vor der Peenemündung, die steilen Uferwände der pommer'schen Insel „Greifswalder Oie“, auf welcher neben dem Leuchtthurm nur noch drei Bauernfamilien Raum zu einer Niederlassung in abgeschiedener Meereseinsamkeit gefunden haben. Doch drüben über dem „neuen Tief“, welches erst seit dem 14. Jahrhundert über Rügen'sches Tiefland hereingebrochen ist, erblickt man die Buchten, Landzungen, waldigen Berge und hohen Uferränder Rügens. Diese Insel würde, wenn sie vollständig wäre, ein Quadrat von etwa 7 Meilen Länge und Breite bilden, welches von flachen Ufern nach der Mitte emporsteigt und dort eine 350 Fuß hohe Hochebene bildet, die im Nordosten unmittelbar bis ans Meer reicht. Aber von allen Seiten ist das Meer mit seinen Bodden, Binnenwasser und Wyken, wie man die Buchten und Busen nennt, in das Land eingedrungen nnd hat es in Inseln und Halbinseln zerschnitten, die durch schmale, niedrige Landzungen mit dem Haupttheile der Insel zusammenhängen. Nur wenige Striche sind sandig, der größte Theil der Insel besteht aus fruchtbarem Korn- und Weizenboden, und wenn auch nur die Halbinsel Jasmund mit großen Buchenwaldungen bedeckt ist, so besitzen die holzarmen Gegenden doch Torf. In den südlichen Theil der Insel dringt der Rügen'sche Bodden halbmondförmig ein, dem auf der Ostseite eine Halbinsel mit der Granitz und Mönchgut zur Seite liegt. Nördlich von ihr ist das Prorer Wyk, und zwischen ihm und dem nordwestlichen Tomper Wyk springt in kolbenförmig abgerundeter Form die Halbinsel Jasmund gegen Osten ins Meer vor, welche durch die Landzunge „der schmalen Haide“ mit der Granitz zusammenhängt. Auf der Westseite zieht sich ein vielgestalteter Meerbusen ins Land, der sich mehrmals verengt, erweitert und Seitenbuchten aussendet. Der nördliche Theil des Meerbusens heißt der große Jasmunder Bodden, der südliche bildet den kleinen Jasmunder Bodden. Durch die schmale lange Landenge der „Schaab“ hängt Jasmund mit der Halbinsel Wittow zusammen, die nach Süden zu von verschiedenen Bodden zertheilt wird, von denen der Rassower Strom die schmale sumpfige Halbinsel des „Bug“ im Osten begrenzt. Die Nordspitze der Halbinsel Wittow bildet das malerische Vorgebirge Arkona. Auch die Hauptinsel ist nach Norden, wo ihr Wittow gegenüber liegt, vielfach zerrissen und in drei größere Halbinseln getheilt, neben denen die Insel Ummanz und weiter nach Westen die schmale Sandinsel Hiddensen sich zeigen. Auf der Südostecke der Insel endlich streckt sich die Halbinsel Zudar mit ihren vielfach ausgebuchteten Ufern in den Greifswalder Bodden hinein, so daß schon der Umriß der Insel ein vielgestalteter, formenreicher ist.

Eine große Erinnerung tritt jedem Preußen gleich bei der Landung ent-

gegen: denn in der Nähe von Putbus errichtete Friedrich Wilhelm IV. mitten im Schwedenwall beim Dorfe Neuenkamp dem großen Kurfürsten ein Denkmal. Auf einem 10 Fuß hohen Granitwürfel, zu welchem 8 Stufen führen, erhebt sich eine korinthische Granitsäule von 24 Fuß Höhe und $3^1/_2$ Fuß Durchmesser, welche die 9 Fuß hohe Sandsteinstatue des Kurfürsten trägt, den Stürmer mit kunstvoller Hand darstellte. Mit dem Federhut auf dem Haupte, die Schärpe über die gepanzerte Brust leicht geschlungen, in der einen Hand den Commandostab, in der andern das hochgeschwungene Schwert, schreitet der Held aus dem Schiff ans Land, um die Schweden zu vertreiben. Denn als 1677 Derfflinger auf Rügen gelandet, siegreich vorgedrungen, dann aber geschlagen war, erschien 1678 der Kurfürst selbst mit 12,000 Mann, stieg unter dem Kanonenfeuer der Schweden ans Land, behauptete sich in der Schwedenschanze, griff mit seinen Reitern beherzt den Feind an, drängte ihn zurück, vertrieb ihn mit Gewalt aus Rügen, folgte ihm auf's Festland und eroberte noch Stralsund. Zum Andenken an diese erste Besitznahme Rügens durch Preußen ist dem kühnen Flottenführer die Statue errichtet.



Statue des großen Kurfürsten auf Rügen.

Ist man an der waldigen, steilwandigen Insel Vilm vorüber, so schimmern von der Anhöhe des Hafens die rothen Dächer und blendend weißen Wände der Häuser von Putbus aus dem dunklen Grün des Parks und der Eichenalleen dem Reisenden freundlich nach neunstündiger Fahrt entgegen, rechts aber schaut der große Zicker auf Mönchgut und die dunklen Waldhöhen der Granitz mit dem hohen Kieköwer aus dem Wunderland der Insel märchenhaft wie geheimnißvolle Sagen nach dem Hafen. Das Städtchen Putbus ist erst seit 1810 entstanden, und unter der Fürsorge des Fürsten wächst es mit jedem Jahre. Gewaltige Eichen beschatten den freundlichen Ort, von dem aus man mit Wohlgefallen auf die blanke Fläche des Hafens und die malerischen Küsten Mönchguts schaut. Traulich dagegen blinken die blanken Fensterscheiben der geschmackvollen Häuser mit den

sauberen Gardinen unter dem Schatten der Bäume hervor, deren dunkles Grün angenehm von der hellen Farbe der Häuser absticht und dem ganzen Orte liebliche Heiterkeit und idyllische Einfachheit verleiht. Ein dichter Park mit schönen Anlagen, Blumenbeeten, Durchsichten und Baumgruppen umfängt mit rauschenden Wipfeln und hellem Vogelgesang die Stadt, und birgt zugleich in reizender Waldeinsamkeit das stattliche Schloß des Fürsten. Drei Stock hoch steigen die Flügelfronten empor, als ob sie mit den Parkbäumen an Höhe wetteifern wollten, zwei Thürme stehen wie Schildwachen an den Ecken, und der



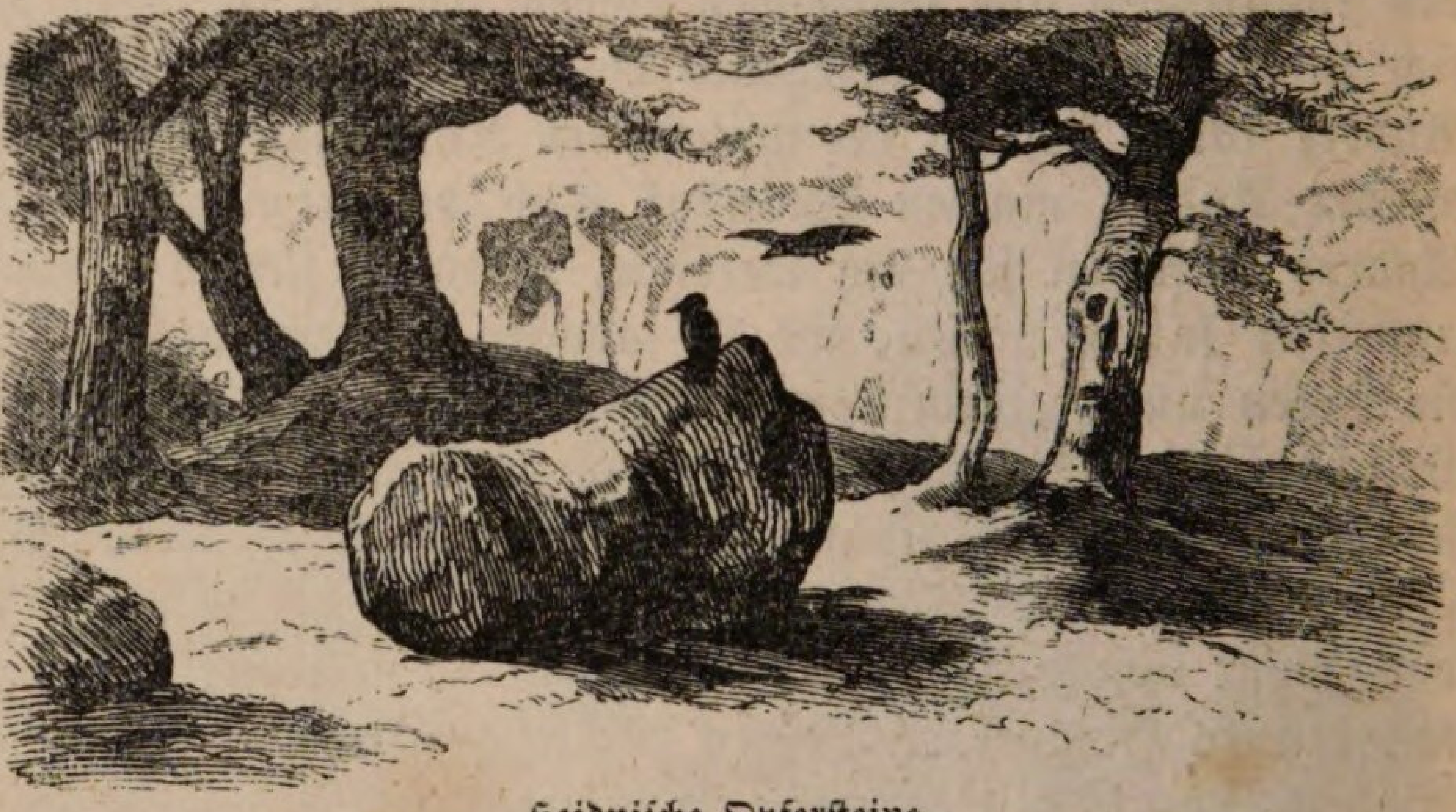
Schloß Putbus.

Wallgraben der alten Burg, an deren Stelle das Schloß getreten ist, hat sich in einen kleinen See mit malerischen Ufern verwandelt, zu dessen Spiegel Birken und Trauerweiden sich niederbeugen, in dem Ulmen und Buchen ihre stattliche Gestalt spiegeln, während Wasservögel im melancholisch säuselnden Schilfe nisten. Ein freier Platz vor der 250 Fuß langen Vorderfront gestattet die Aussicht auf die schattige Allee und in die Ferne über's Meer; auf der hintern Front aber erfreut unter dem Porticus die kolossale Figur des sterbenden Fechters von Menke das Auge, wogegen man in dem eleganten Innern die schwebende Treppe von Mahagony, die Thorwaldsen'schen Statuen, Büsten und andere

Kunstwerke im Marmorsaale, die Gemälde- und andere Kunstsammlungen, die Seltenheiten, namentlich die alten Handschriften mit farbenreichen Miniaturen im Bibliothekzimmer bewundert. Naturfreunde treten aber ans Fenster, um sich an den prachtvollen Aussichten über den Buchenwald mit seinen Hirschen, über die nette Stadt und das blauschillernde Meer mit seinen dunkelgrünen Inseln zu laben. Gern verweilt das Auge auf der nächsten Umgebung, auf dem rauschenden Park mit seinen einsamen Waldwegen, oder drüben auf dem waldigen Vorgebirge Goor, welches sich hinter dem geschmackvollen Friedrich-Wilhelms-bade erhebt, dessen 170 Fuß lange verdeckte Halle von 18 massiven Säulen getragen wird. Schnell wird die Wanderung dorthin ausgeführt, und man steigt nun drei Granittreppen hinan, deren mittlere mit den Metallabgüssen des schlafenden und wachenden Löwen verziert ist. Ein heiteres Leben entfaltet sich in diesem reizend gelegenen Bade. Da pflegen die Einen der Unterhaltung, Andere laben sich an der malerischen Rundschau, die sich vor ihnen ausbreitet, wieder Andere machen Ausflüge nach den romantischen Gegenden der Insel, Andere kräftigen sich am Seebade, indem sie sich in einem zweiräderigen Karren ans Ufer fahren lassen, wo die salzigen Wogen rauschend über sie stürzen, oder sie baden unter einem Leinwandzelte, welches den Wogenschlag mäßigt. Das kreischt, jauchzt und plätschert ringsum am Strande, wogegen Andere auf schaukelndem Boote hinausrudern auf die See, deren Wellen wie Pulsschläge steigen und fallen. Draußen lassen sie wol bei stillem Wetter und ruhiger See das Boot von den Wellen schaukeln und treiben, und betrachten sinnend bald den blauen Himmel mit seinen Wolkengebilden, bald das nie rastende Spiel der Wogen, das Schillern und Schimmern der endlosen Wasserfläche, das Rieseln und Rauschen der Strömungen, die bunten Steine und Muscheln auf dem kiesigen Grunde, den behenden Flug der Möwen, die träumerisch auf- und niederschwebenden Segelfahrzeuge, verfolgen die wehende Rauchwolke des Dampfschiffes und vertiefen sich in den Anblick der in Duft zerfließenden Ufer des pommer'schen Festlandes. Wohin auch das Auge oder Ohr merken mag, überall finden sie Anregung zu Beobachtung, heitere Lebensbilder, schöne Formen, und dies Alles zusammen stimmt harmonisch, bringt Befriedigung und thut innerlich wohl; denn das große Naturleben tritt hier dem Gemüth in heiterer Schönheit entgegen und gestaltet die Wirklichkeit zu einer lieblichen Idylle um.

Um aber die großartigen Scenen der Insel kennen zu lernen, wandern wir zunächst nach der 3 Stunden weit entfernten, waldbedeckten Granitz hinüber, wo das fürstliche Jagdschloß in burgartigem Style mit rundem Eck- und einem gewaltigen Hauptthurme auf einem Rasenplatze mitten im Walde sich erhebt wie ein Zauberschloß. Denn drunten tobt das Meer und pocht mit seinen Wellenschlägen an die Kreideküste; auf den zahlreichen Hügeln und Anhöhen sieht man uralte Hünengräber mit mächtigen Granitblöcken, und auf dem Wege nach und von dem lieblichen Thaldorfe Vilmnitz kommt man bald durch lachende Fluren, bald über waldige Hügel, bald über wüstes Haideland und vorüber an den kegelförmigen Steinen bei Stresow, den Siegs- oder Zeichen- oder

Zägen= oder Tägensteinen. Diese stammen jedenfalls aus uralt heidnischer Zeit, und außerdem bezeichnen sie die Stätte, wo Dänen, durch Verrath über die Meerenge geleitet, in Verbindung mit den Preußen am 15. Nov. 1715 siegreich gegen den Schwedenkönig Karl XII. stritten, ihn verwundeten, sein Pferd tödteten, so daß er nur durch die Aufopferung des Obersten Poniatowsky, der ihm sein Pferd lieh, der Gefangenschaft entging, jedoch viel Leute und den Besitz der Insel verlor. Leopold von Dessau war mit 20,000 Mann auf 300 Fahrzeugen von Stralsund herüber, welches von Preußen und Dänen belagert wurde, nach der Insel gegangen, hatte sich bei Stresow verschanzt, wo ihn Karl in seiner Verwegenheit mit 2000 Mann angriff, die Schanzen erstieg, mit den Seinigen durch die tiefen Gräben kletterte, und erst verwundet mit einbrechender Nacht wich. Zum Andenken an diese That, zu welcher König Friedrich Wilhelm I. den Plan entworfen hatte, ließ der jetzt lebende König in der Nähe der Schwedenschanze seinem königlichen Ahnherrn durch den Bildhauer Stürmer eine Statue errichten. Auf einer korinthischen Säule, die auf einem Granitwürfel ruht, steht die 9 Fuß hohe Sandsteinstatue. In der einen Hand hält der sinnende König den Commandostab, während die andere Hand am Degenknopfe ruht, die ruhige Haltung Kraft, der sinnende Blick Klugheit, die kräftige Gestalt Heldengröße ausspricht.



Heidnische Opfersteine.

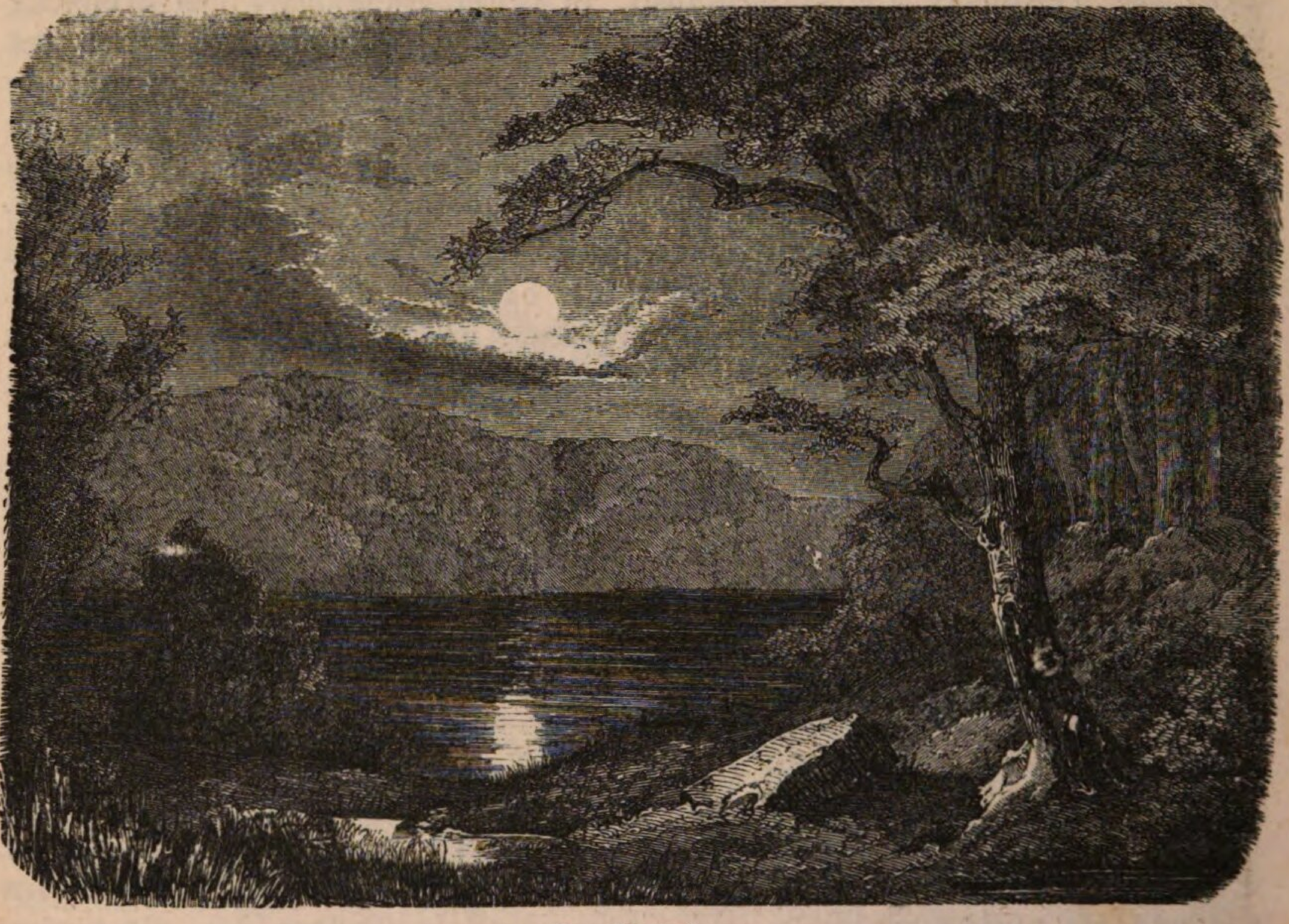
Doch wir wandern weiter an dem reizenden Schmochter See hin, dessen lichtblauer Spiegel sich zwischen dunklen Waldbergen hinzieht, an den öden Sanddünen des Strandbodens von Albeck vorbei. Rüstig geht es auch über den 200 Fuß hohen Kieköwer mit seiner großartigen Rundschau über Wald, Meer, Seen, Berge, Schluchten und ebene Ackerfelder, so daß weiße Felsen mit dem blauen Meer, dunkelgrüner Wald, blanke Seen und braune Haide einen angenehmen Farbenwechsel hervorbringen. Da liegt im Süden die buchten= und waldreiche Halbinsel Mönchgut mit ihren Fischerdörfchen, einzelnen Höfen, malerischen Seeufern, an ihrer Ostseite das buchenreiche Vorgebirge Peerd (weil es an Gestalt einem Pferde gleichen soll), das auch Göhren'sches Höwt (Haupt) heißt. Von ihm herab überschaut man Pommerns und Rügens Küsten und dazwischen das wallende Meer mit seinen Schiffen und Inseln, wogegen am Südufer sich die Vorgebirge Zicker'sches und Thiessower Höwt (als Südspitze Mönchguts) mit dichten Laubwaldbergen erheben.

Die gepriesensten Schönheiten Rügens muß man jedoch auf der Halbinsel Jasmund aufsuchen, zu welcher der schmale Fahrweg mittelst einer engen Schlucht durch die Prora-Hügelreihe führt, welche die Landzunge zwischen der Insel und Halbinsel wie ein Riegel sperren. „Holt vör die Prora!" ruft daher der Fuhrmann aus Leibeskräften, wenn er am Eingange der Schlucht angekommen ist, da sich zwei Wagen in der tiefen, von wildem Dorngestrüpp außerdem halbverdeckten Schlucht nicht ausweichen können. Ueber dürre Haide und an Sanddünen geht es hin bis zur tiefliegenden „schmalen Haide" mit ihren Haselbüschen, an deren Grenze westlich am Jasmunder Bodden der lange Berg des Thiessower Vorgebirges liegt, in dessen Buchenwald das Rothwild weidet, während auf dem Baumwipfel der Adler gern horstet. Die weit ins Meer bogenförmig vorspringende Ostseite Jasmunds enthält das romantische Waldgebirge der Stubnitz mit den malerischen Kreidefelsen, dem Herthasee und dem uralten Burgwall. Siehe, dort erhebt sich mitten auf der Ebene nahe bei dem Hauptorte Sagard der höchste Hünenhügel der Insel, der 30 Fuß hohe und 170 Schritt im Umkreis messende Dubberworth, dessen Gipfel Gebüsch beschattet und einen bequemen Ruheort darbietet, um den Gedanken nachzuhängen, welche uns in die Zeiten des kriegs- und raubgierigen Heidenthums versetzen, wo Heldenthaten von Skalden gefeiert wurden und die Völker in ungebändigter Wildheit in Kampf und Gewaltthat hohen Genuß fanden.

Bald umfängt uns das 4 Stunden lange und 1 Stunde breite Gebirge der Stubnitz mit seiner tiefdunklen Buchenwaldung, die zuweilen mit Eichen und Erlenbrüchen wechselt, mit seinen tiefen Schluchten, in denen helle Bäche rauschen, mit seinen uralten Gräbern und Steinklüften, mit seinen Sagen und ehrwürdigen Erinnerungen an die deutsche Urzeit. Dumpf summt und rauscht es in den Wipfeln, ein geheimnißvolles Walddunkel reizt die Phantasie, tiefe Moorgründe schauen hier und da unheimlich aus der Tiefe wie unterirdische Truggestalten. Die Welt mit ihren Städten und Eisenbahnen liegt Jahrhunderte weit hinter uns, ein gewaltiges räthselhaftes Naturleben umfängt uns, füllt unser Herz mit Ahnungen und versetzt uns in eine märchenhafte Sagenwelt. Was wir aus Büchern kennen lernten, das steht in Wirklichkeit vor uns als rauschender Wald, als geheimnißvoll schillernder See, als traumhaft in sich versunkener Burgwall.

An der Nordostecke Jasmunds, jedoch nicht unmittelbar am Ufer, liegt mitten im Walde die Herthaburg und etwas südlicher der Hertha- oder schwarze See. Eine uralte Eiche mit einer Rasenbank bezeichnet die Eingangsstelle in den Burgwall, einen länglich runden Platz von 164 Schritt Länge, in welchem der Herthatempel soll gestanden haben und zur Wendenzeit das Götzenbild des Pizamar errichtet war. Gras und Gesträuch wuchern auf der Stelle, wo vor Zeiten eine unwissende Menge in Andacht vor einem Götzenbilde kniete, dem sie lebende Menschen opferte, vor dessen Zorn sie zitterte, und sich sogar von den Rädern des Festwagens der Göttin zermalmen ließ. Der Burgberg selbst ragt 490 Fuß empor und gewährt eine großartige Rundschau über das Meer, das

weißglänzende Vorgebirge Arkona und auf den dunklen Herthasee, an dessen Ufer Schilfwaldungen rauschen und auf dessen finsterem Wasser uralte Buchen sich spiegeln. Märchenhaft wird die Scene, wenn das Abendroth rosig von Arkona herüber leuchtet, wenn sein Schimmer duftig durch die Buchenwipfel scheint und ein wunderbarer Dämmerschein um See, Burg, Steingräber und Wald weht. Dann versetzt man sich in die uralte Zeit, sieht den heiligen Wagen nahen, im See abwaschen und die dienenden Sclaven im See ertränken, sieht die Menschenopfer bluten, und wird tief ergriffen von der Erhabenheit der Natur im verklärenden Abendschimmer. Da wird das Herz



Der Herthasee.

unwillkürlich zur Andacht gestimmt, da lernt man auf Augenblicke glauben an die hohen waltenden Naturmächte, an die blutigen Götter, da wird der Wald zum heiligen Tempel und versinnlicht das flammende Abendroth die „Götterdämmerung“ des alten Glaubens. Zu den reichsten Genüssen soll ein Besuch des Sees — von 200 Schritt Durchmesser und 48 Fuß Tiefe — und des Burgwalles bei Abendbeleuchtung gehören, wenn sie ihren märchenhaften Verklärungsschimmer und rosigen Dämmerschein über Land, Meer und Wald gießt. Dort weiterhin im Walde liegen zerstreut die riesigen Grabsteine der heidnischen Rugier: das steinerne Viereck des Pfennigkastens mit dem flachen Deckelstein, der ein Loch in der Mitte hat, dort ein Stein mit einem eingehauenen weib-

lichen Fuß und einem Kinderfuß, hier die in gerader Linie aufgerichteten Feldsteine, deren Gebrauch wir nicht zu enträthseln vermögen.

Die Krone aller Rügen'schen Schönheiten ist das nordöstliche Vorgebirge der Stubbenkammer in der Nähe des Herthasees, mit den Schweizerhäusern beim Königsstuhl. Der seltsame Name soll auf Wendisch Steintreppe bedeuten. Hier fällt das Kreidegebirge 380 Fuß senkrecht nach dem Meere ab, von dem es nur ein schmaler Wall von Steintrümmern scheidet, der mit Gebüsch bewachsen ist, wogegen hohe Buchenwaldung die Oberfläche der Stubbenkammer ziert. Das malerische Vorgebirge besteht aus der „kleinen Stubbenkammer", der großen Uferschlucht, dem Königsstuhle, der Schlucht zwischen den zwei Pfeilern, einer zerklüfteten Kreidewand und einem abschüssigen Waldufer, welches mit Granitblöcken und Kieselsteinen besäet ist. Vielfach zerklüftet und zerrissen sinkt die Kreidewand in seltsamen Gestalten zum Meere herab. Querlinien theilen horizontal die Vorderseite, in welcher man in regelmäßigen Absätzen Lager von Feuersteinen erkennt, deren Entstehen mitten in der Kreide den Geologen noch ein streitiges Räthsel ist.

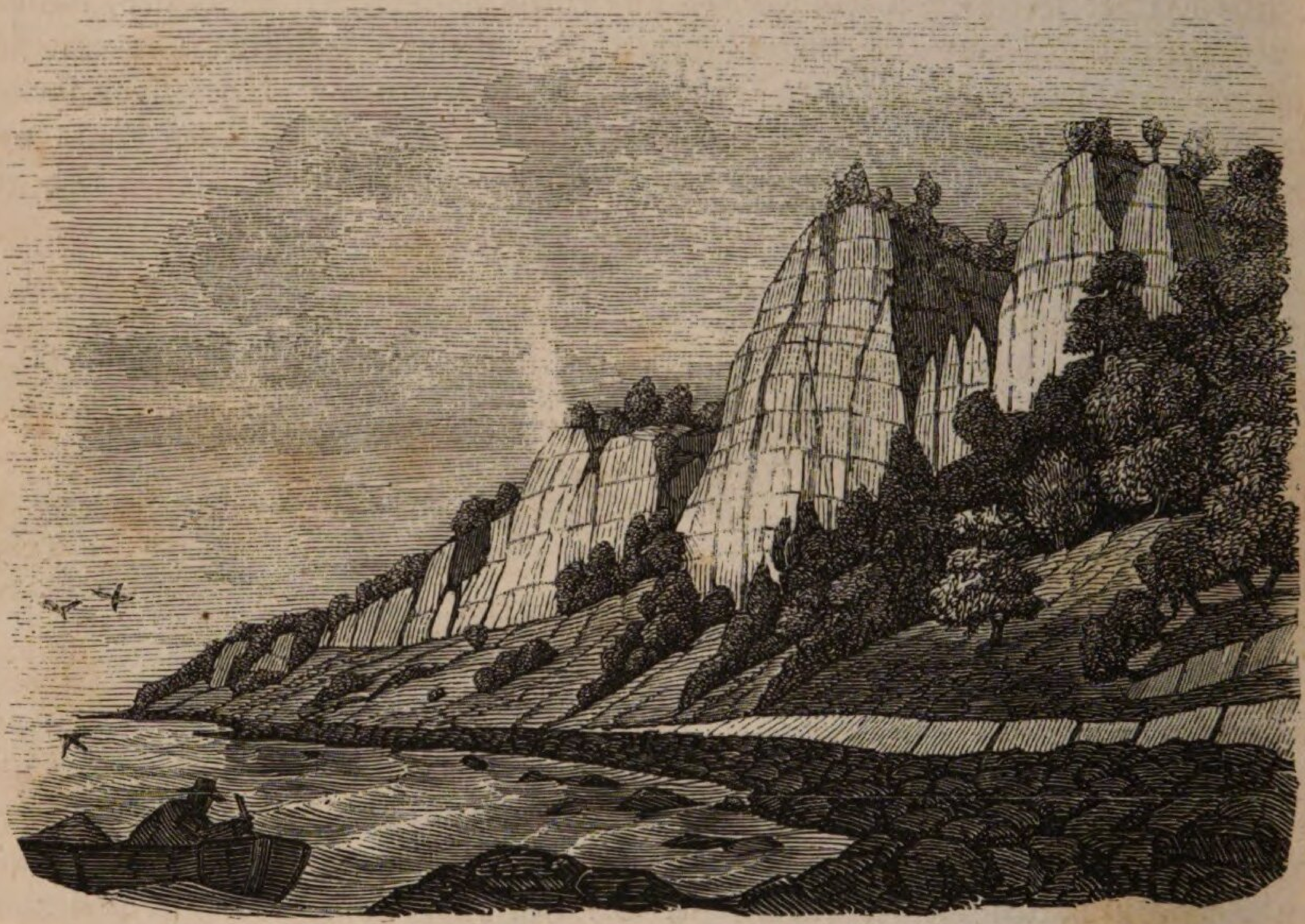


Offenes Hünengrab.

Hochauf steigt die „große Stubbenkammer", welche das Schweizerhaus trägt und durch eine tiefe Kluft, aus welcher zwei Kreidepfeiler senkrecht emporragen, von der Felsenwand links und dem Felsenvorsprunge des Königsstuhls rechts getrennt ist, den man auch Friedrich-Wilhelmsstuhl nennt, und der mit einem Geländer versehen ist. Karl XII. soll von hier aus einer Seeschlacht zwischen Schweden und Dänen zugesehen haben. Die Schlucht zwischen den Pfeilern hatten die seeräuberischen Vitalienbrüder zum Schlupfwinkel ausersehen, von wo aus sie auf Plünderung der Schiffe und Küsten auszogen, bis die Hamburger diese Räuberhöhle eroberten und die Anführer der Bande in Hamburg hinrichteten (1402). Alte Volkslieder erzählen noch von den verwegenen Thaten Klaus Störtebeck's und Gödecke Michael's. An die Pfeiler schließt sich die zerklüftete Kreidewand und daran das abschüssige Waldufer, welches bis zum Stubbenhorn reicht. In der Schlucht zwischen der Großen und Kleinen Stubbenkammer, durch welche der Goldabach herabrieselt, führt eine Treppe mit 600 Stufen herab zum Strande mit seinen Granitblöcken, deren größter, der „Waschstein", in der See liegt, auf dem alle sieben Jahre am Johannistage eine verwünschte Jungfrau wäscht. Wer sie antrifft und „Gott helf!" sagt, befreit sie und erhält große Schätze in einer Höhle der Uferschlucht. Die Kleine Stubbenkammer ist vielfach zerklüftet und zerrissen,

wie es die Sandsteinfelsen zu sein pflegen, und bildet seltsame Gestalten, die man mit poetischen Namen beschenkt hat, wie der Seeadlerhorst eine solche veranschaulicht. Bei dem jähabfallenden Waldufer des Stubbenhörs endet das Vorgebirge im Nordosten, beim Fischerdorf Sassenitz 2 Stunden von der Stubbenkammer im Südosten.

Von diesem Vorgebirge aus pflegt man den Sonnenaufgang zu beobachten, der zwar selten in seiner ganzen Herrlichkeit sich zeigt, aber immer eine der prachtvollsten Naturscenen ist. Noch liegt Dunkel über Wald und Meer und das hohle Brausen der Wogen dringt dumpf herauf nach der waldigen Uferhöhe: da blitzt im Osten ein Lichtstrahl auf, der tausendfach auf seinem Wege



Stubbenkammer.

auf dem Rücken der Wogenberge blinkt, die er im Fluge streift. Rasch folgen Strahl auf Strahl, ein heller Rand tritt wachsend an Größe und Lichtfülle tief am Rande des fernen Horizontes empor. Eine leichte Röthe überfliegt den Himmel und wirft ihren Wiederschein auf das krystallne Meer, welches anfängt, in bunten Farbenstrahlen zu blitzen und zu funkeln. Unterdessen wächst die Helle, schon schimmert Arkona wie eine Silberwand über den dunklen Wogen, und es scheint, als ob mit dem erwachenden Tage das Brausen der Wogen, das Dröhnen der Brandung und das Rauschen der Wasserberge zunehme, als ob die Welt zu Leben und Bewegung wieder erwache. Während es in der Ferne, wo Meer und Himmel zusammenfließen, rosig und goldgelb leuchtet, und silberhelle Strahlen aus dem bunten Hintergrunde in die Ferne schießen; während

um Arkona ein wunderbarer heller Glanz schwebt: ruht das Meer in der Nähe noch in tiefer Dämmerung, bis der Morgenglanz näher und näher rückt, die blauen Streifen der Küsten und Inseln sichtbar werden, und endlich das ganze Meer im frischen Morgenglanz strahlt, funkelt, leuchtet, schimmert und brennt. Keine Feder kann diese Farbenpracht und Farbenspiele schildern, die Erhabenheit des Schauspiels beschreiben, in welchem die Großartigkeit der Töne, die frische Gluth der Farben, die Unendlichkeit der Fernsicht, die reiche Mannichfaltigkeit der nahen Umgebung, die Erinnerungen aus uralter Zeit und Bilder aus der Gegenwart sich zu einem gewaltigen Gemälde vereinen, welches zugleich auch musikalisch wirkt, Herz und Sinn erweitert und für's ganze Leben einen unvergeßlichen Eindruck zurückläßt.

Doch wir müssen den Königsstuhl verlassen, um noch Arkona zu besuchen, und nehmen den Weg über das Todtenfeld bei Quoltitz, das Memphis des deutschen Nordens, denn ringsum erheben sich in fast unübersehbarer Menge die Hügel der Heidengräber mit ihren mächtigen Steinblöcken. Sie bestehen meist aus einem kreisrunden Raume, den an einander gesetzte Feldsteine einschließen und mächtige Granitblöcke von 30—40 Fuß im Umkreise bedecken. Der größte dieser Steine ist 7 Fuß hoch, hat 43 Fuß im Umfange und wiegt über 1000 Ctr. Düstere Wachholdersträuche, verkrüppeltes Dorngebüsch wuchern auf diesem Gottesacker, den ein Bach durchrieselt. Hier liegt mancher Held begraben, der sich durch Kühnheit meinte unsterblich gemacht zu haben, und dessen Name doch schon seit Jahrhunderten verschollen ist. Mit welcher Anstrengung und Andacht mögen diese Riesengräber erbaut sein! wie viel Thränen und Trostsprüche, wie viel Gelübde und Entschlüsse müßte diese Stätte kennen! Am Fuße des Quoltitzer Berges liegt aber auch der 8 Fuß lange und 2 Fuß hohe Opferstein, an dem man noch deutlich die Rinne erkennt, in welcher das Opferblut ablief.

Wir lassen den 331 Fuß hohen Mühlenberg bei Quoltitz, den Tempelberg bei Bobbin, das alterthümliche, viereckige Schloß Spyker, das seine 4 runden Thürme in einer malerischen Bucht spiegelt, unbesucht, gehen über die schmale, niedrige, sandige und 2 Stunden lange Landenge „Schaabe" mit ihren niedrigen Dünen, auf denen nur Haidekraut, Strandhafer und verkrüppelte Strandweiden gedeihen, um die fruchtbare, baumlose Ebene Wittows oder Wittmunds zu besuchen. Da treffen wir sogleich bei Nobbin den „Riesenberg", einen alten Gerichts- und Opferplatz. Er bildet eine ovale Fläche von 44 Schritt Länge und 10 Schritt Breite, die von 40 neben einander gesetzten Feldsteinen eingeschlossen wird, von denen zwei hohe Steine am Südende den Eingang zu bezeichnen scheinen. In der Schlucht am Arkonafelsen ist auf des Dichters Kosegarten Antrieb, der in der Nähe Prediger war, ein achtseitiges Uferbethaus errichtet, denn zur Zeit des Heringsfanges, im Juli, August und September, wurde 8 Sonntage hinter einander unter freiem Himmel gepredigt, damit die Fischer möglichst wenig Zeit versäumten. Das oben bereits erwähnte Arkona ist eine Kreideklippe von 173 Fuß Höhe, die sich senkrecht über das Meer erhebt und eine großartige Aussicht über dasselbe bis zur dänischen Insel

Möen, über Rügen mit seinen malerischen Landschaften und die Westinseln Rügens gewährt. Auf dieser Kreidespitze stand die Tempelburg des vierköpfigen Swantewit, die 1168 von dem Dänenkönige zerstört wurde; doch später errichteten die Wenden den 30—40 Ellen hohen Burgring der Jaromarsburg als Festung. Da an diesem Vorgebirge viele Schiffbrüche vorkommen, die den Strandbewohnern Vortheil brachten, weil alles Strandgut, Menschen und Dinge, ihr Eigenthum wurden, so ließ Friedrich Wilhelm III. 1827 durch den Baumeister Schinkel einen Leuchtthurm (s. S. 24) errichten von 24 □Fuß Umfang, 75 Fuß Höhe (bis zur Laterne 54 Fuß) und ihn mit 17 Réverbèrelampen versehen, die ihr blendendes Licht 6—8 Meilen weit in die See hinauswerfen.

Auf dem Kapellenbrück beim Hauptdorfe Altenkirchen soll die erste christliche Kirche erbaut worden sein. Von den übrigen Merkwürdigkeiten der Insel gedenken wir nur der großen Torfmoore auf der Insel Hiddensen, des 250 Fuß hohen Berges Dornbusch auf dieser sandigen Insel, deren Bewohner ihre Häuser mit Torfmoor decken und Kuhmist als Brennmaterial benutzen, ihre ärmliche Heimath aber doch „das süße Ländchen" nennen. Auf der Hauptinsel gewährt der Hochilport in der Nähe des Jasmunder Bodden eine Uebersicht über ganz Rügen mit seinen Buchten und Waldkuppen bis zu den Thürmen Stralsunds. Doch wird diese Aussicht noch von der übertroffen, die man von dem 340 Fuß hohen Rugard neben der Stadt Bergen hat, deren spitzen Thurm man fast überall auf der Insel sehen kann. Auf diesem Berge stand die Hofburg der alten Rugenfürsten, und von ihm sieht man über Wiesen, Felder, Gehöfte, Buchten, Obstgärten, den Pulitzwald am Jasmunder Bodden, das blaugrüne Jasmund, die schmalen Landengen, Arkona, Prora, Granitz, Mönchgut. Ungehemmt schweift der Blick über den blauen Seespiegel, über Vilm und Ruden, über die Thürme von Greifswalde, Wollin und Stralsund, den Landsitz Ralow an der alten Fähre, Stralsund gegenüber, wo vor Zeiten gefürchtete Seeräuber hausten, und über die Stadt Garz hinaus, die in dem alten Burgwalle Karenza die Götterbilder Rugevit's, Porevit's und Porenut's bewahrte, bis zu den Oderinseln hinüber, die nach dem Festlande locken.



Kopfputz der Frauen von Mönchgut.



Druck des Umschlags von Breitkopf und Härtel.

Körner, Friedrich

Vaterländische Bilder aus Ungarn und Siebenbürgen, der Woiwodina und dem Banat, Kroatien, Slawonien, der Militärgrenze sowie Dalmatien in Schilderungen aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
Bd.: 6,2

Leipzig 1857